









Geschichte

der

deutschen Höfe

seit der

Reformation.

Von

Dr. Eduard Vehse.

5r Band.

Erste Abtheilung:

Preußen.

Fünfter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Geschichte

des

preußischen Hofs und Adels

und

der preußischen Diplomatie.

Von

Dr. Eduard Vehse.

Fünfter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Inhalt.

Geschichte

der

deutschen Höfe

seit der

Reformation.

Von

Dr. Eduard Vehse.

5r Band.

Erste Abtheilung:

Preußen.

Fünfter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Geschichte

des

preußischen Hofs und Adels

und

der preußischen Diplomatie.

Von

Dr. Eduard Vehse.

Fünfter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Inhalt.

Seite.

VI. Friedrich Wilhelm II. 1786—1797.

Der Hof

Friedrich Wilhelm's II.

1786—1797.

Friedrich Wilhelm II.

1786—1797.

1. Personalien und Jugenddebauchen.

Der Nachfolger Friedrich's des Großen war sein Neffe Friedrich Wilhelm II., gewöhnlich wegen seines starken Körperumfangs der Dicke genannt: er war von athletischer ja herculischer Figur und auch einen Kopf länger als andre Menschen; nur entsprach der Kopf nicht der großen Figur. Er war der Sohn des zweitgebornen Sohns König Friedrich Wilhelm's I. August Wilhelm und der braunschweigischen Prinzessin Luise Amalie, der Schwester der Gemahlin Friedrich's des Großen. Die Mutter, eine eben so unbedeutende Dame, wie die Gemahlin Friedrich's des Großen, war sechs Jahre vor seinem Regierungsantritt gestorben, der Vater schon seit 1758. Prinz Wilhelm starb an gebrochenem Herzen, in der Ungnade seines großen Bruders: dieser hatte ihm 1757 nach der Niederlage bei Collin die Abhaltung der östreichischen Armee von den Grenzen Sachsens aufgetragen, der Prinz aber war so unglücklich gewesen, daß Daun, der ihn umging, in die Lausitz eingebrochen war und Zittau bombardirt hatte. Darauf unmittelbar hatte

der König ihn aus der Armee entlassen, noch nicht ein Jahr darauf war er todt. „Prinz Wilhelm, schreibt Bielefeld im Jahre 1740, ist der schönste Mann, den ich je sah, er ist groß und vollkommen regelmäßig gebaut. Er hat braunes Haar und blaue Augen und sehr angenehme Züge. Aber er drückt sich nicht gut aus, seine Erziehung scheint vernachlässigt worden zu sein; er hat dabei etwas Schüchternes." Der schöne schüchterne Prinz, der Liebling des Vaters, dem dieser auf Kosten des großen Friedrich die Krone hatte zuwenden wollen, hatte eine entschiedene Leidenschaft für die Freuden der Liebe gezeigt; „unaufhaltsam vor und nach seiner Vermählung, sagt der englische Tourist Wraxall, waren seine Galanterien mit Frauen von Distinction nicht weniger öffentlich bekannt als zahlreich." Ein plötzlicher Tod raffte ihn 1758 hin, er ward kaum sechsunddreißig Jahr alt.

Friedrich Wilhelm II. war beim Tode seines Vaters vierzehn Jahr alt und ward nun sofort zum Prinzen von Preußen erklärt. Seine Gouverneure waren in den Jahren 1756 bis 1764 im Militairischen der Oberst und erste Graf Heinrich Adrian von Borck, der Sohn des Cabinetsministers Adrian Bernhard unter Friedrich Wilhelm I., der, wie oben erwähnt, auf drastische Weise entlassen wurde — im Staatswirthschaftlichen des Königs Liebling und Regie-Factotum, der Geheime Finanzrath de Launay, seit 1772 der Präsident der Oberrechenkammer Roden und seit 1782 der famose Wöllner; in den sonstigen Wissenschaften Béguelin, Mitglied der Akademie,

früher Legationssecretair in Dresden und in der Religion der Hofprediger Sack.

Der Prinz von Preußen hatte unter den Augen seines Oheims eine strenge Soldatenerziehung erhalten. Alle Tage mußte er auf der Parade in Potsdam erscheinen, nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des Königs konnte er nach Berlin gehn. Selten aber nur ward er, obgleich er in Potsdam sich aufhalten mußte, nach Sanssouci zur königlichen Tafel geladen und dies fiel um so mehr auf, als der König seinen andern Neffen, dem Erbprinzen und dem Prinzen Friedrich von Braunschweig Appartements in Sanssouci gegeben hatte. Friedrich der Große liebte Friedrich Wilhelm II. nicht, er hatte eine sehr geringe Meinung von seinen Fähigkeiten. Das Verhältniß ward noch übler, als der Prinz, wie wir aus der oben aus dem Tagebuche Lord Malmesbury's angeführten Stelle zum Jahre 1775 wissen, sich gegen den alternden König zu fühlen anfing. So viel bestätigen alle glaubwürdigen Zeugnisse und unter andern das des Lords, daß Friedrich Wilhelm sehr untergeordneten Umgang sowohl männlichen als weiblichen hatte, und daß, da er niemals lernte, Ordnung und Folge in seine Reden zu bringen und stets in seiner Art sich auszudrücken, etwas Unzusammenhängendes blieb, diejenigen ihm am liebsten waren, die am leichtesten den Sinn seiner Worte verstanden. Selten sprach der Prinz über Politik, noch seltener über Künste und am seltensten über die Literatur. Dagegen war er leutselig und höflich, grüßte alle Menschen und nannte alle „Sie“.

Der Zwang des Gepränges des königlichen Standes war ihm von Jugend auf zuwider. Seine gewöhnliche Tracht, auch als er den Thron bestiegen hatte, war die Gardeuniform oder noch lieber ein einfacher blauer Frack. Von der Welt hatte er wenig gesehen: er hatte den bairischen Erbfolgekrieg mitgemacht und war nachher mit dem General Grafen Görtz in einem diplomatischen Auftrag nach Petersburg gegangen.

Friedrich Wilhelm II. war bereits zweiundvierzig Jahre alt, als der Thron an ihn kam.

Die Urtheile über ihn sind verschieden ausgefallen, jenachdem man ihn als Menschen oder als Regenten aufgefaßt hat, jenachdem die Pietät der Unterthanen oder die von keiner Rücksicht beschränkte Strenge auswärtiger Staatsmänner den Maßstab angelegt hat. Die preußische Pietät hebt bei der Beurtheilung Friedrich Wilhelm's die menschlich guten Seiten der Milde und eines gütigen, wohlwollenden Herzens hervor; die fremden Diplomaten, die am Hofe zu Berlin lebten, faßten mit unerbittlicher Rücksichtslosigkeit die Eigenschaften ins Auge, die bei dem Regenten in Frage kommen. Wir besitzen hier unter andern die Urtheile eines englischen und eines französischen Staatsmanns, die längere Zeit am Berliner Hofe verweilten. Der englische Staatsmann ist James Harris, der nachmalige erste Graf von Malmesbury, der nach dem Hubertsburger Frieden bis 1767 und in den Jahren 1771—1776 bei Friedrich dem Großen als Gesandter accreditirt war. In seinen im Jahre 1845 herausgekommenen Tagebüchern und Briefwechsel ist wieder

holt von dem Thronfolger die Rede, von seinen vielen Schulden, seinen unköniglichen Umgebungen und Vergnügungen mit Maitressen und einer Rotte lustiger Offiziere, von seiner gedrückten Stellung gegenüber seinem Oheim. Man erfährt, daß der Prinz gern ein Anlehen bei der englischen Regierung gemacht hätte, worauf diese aber nicht einging. Ein Vertrauter des Prinzen entdeckte dem Gesandten schon Ende des Jahrs 1774, daß er 300,000 Thaler in Berlin und eben so viel im Auslande schuldig sei, daß er nicht einmal seine Wäscherin bezahlen könne, daß er alles mit den Mädchen durchgebracht habe; er habe unter andern eine, die ihm jährlich 30,000 Thaler koste und auf eben so viel belaufe sich das Geld, das er brauche, um die Spione seines Onkels zu gewinnen. 1775 schreibt Harris: „Es ist unmöglich die Geldverlegenheit des Prinzen zu schildern. Sein Credit ist ganz erschöpft und dies in Verbindung mit dem Zustande von Unterwürfigkeit, in dem er sich befindet, drückt seinen Geist schon merklich nieder, und als ob das Schicksal nicht müde würde ihn zu verfolgen, hat sein Ungestüm ihn während des Carnevals in eine schlimme Geschichte verwickelt, deren unangenehme Wirkung er noch fühlt und welche er auch wahrscheinlich noch nicht so bald wieder los werden wird, da sein Onkel vielleicht boshafterweise ihn nöthigt, seinen militairischen Obliegenheiten weit strenger als gewöhnlich nachzukommen. Der Bischof von Ermeland (Grabowsky ein Spezial des großen Königs), war voriges Jahr in derselben Lage und der König hätte ihn beinahe getödtet,

indem er ihm fortwährend ungarischen Wein zutrank, wovon er als Pole, wie Friedrich sagte, sowohl Liebhaber als Kenner sein müsse." — „Der Prinz von Preußen hat in seinem Aeußern nichts was großes Talent anzeigte. Lang und stark, aber ohne Gewandtheit, sieht er mehr einem tüchtigen Grenadier, als einem großen Fürsten gleich. Da er von seinem Oheim auf das Aeußerste überwacht und eingeengt ist, so ist es schwer zu sagen, ob seine Zurückhaltung und Schweigsamkeit natürlich oder angenommen ist. Gewiß ist freilich, daß er sich so verhält nicht nur vor dem Hofe und in Gegenwart von Vornehmen, sondern auch dann, wenn er den Prinzen vergißt und in der schlechten Gesellschaft lebt, welche ihn zu unterhalten scheint, indem er sie beständig um sich zu haben sucht. Auch hier drückt er aber seine Zufriedenheit nie anders aus, als daß er seine Genossen aufmuntert, möglichst laut und lärmend zu sein und alle Achtung bei Seite zu setzen, welche sie ihrem künftigen Könige schuldig sind. Seine erste Maitresse (die spätere Gräfin Lichtenau, auf die ich zurückkomme) führt bei diesen Gelagen den Vorsitz und geht bei allen Unanständigkeiten, die dabei vorfallen, mit dem besten Beispiele voraus." 1776 schreibt Harris: „Der Prinz von Preußen bringt in jeder Woche vier bis fünf Nächte in Berlin zu und seine französischen und deutschen Maitressen beschäftigen ihn so sehr, daß er an nichts weiter denkt. Die niedrigsten Auftritte fallen zwischen diesen Heldinnen vor. Die Französin zeichnet sich durch List und Coquetterie aus, während

die andere auf ununterbrochene Herrschaft pocht, die sie durch Drohungen und offene Gewaltthätigkeit zu behaupten sucht." — „Der Prinz ist stets um Geld verlegen, von seinem Oheim verfolgt, der Unterhaltung mit anständigen und gebildeten Leuten gänzlich beraubt und von einer Rotte sittenloser Offiziere umgeben."*) „Hieraus, schließt Harris, ergiebt sich, daß in dem Prinzen die großen Anlagen nicht sind, welche dem Erben eines Reichs, wie das preußische beschaffen ist, nothwendig wären und es wird schwer halten, das Ganze zusammen zu halten, wenn die Mittel anderswo als in dem Fürsten gefunden werden müssen. Unter einem Volke, das früher wegen seiner Ehrlichkeit eben so bekannt war, als es jetzt wegen seinem Mangel an Grundsätzen ist, finden sich wenig hervorragende Geister und selbst wenn ein solches Phänomen auftauchen sollte, müßten seine Operationen nothwendig durch Eigennutz und Privatabsichten geleitet werden, denn ein wahrer Patriot kann hier nicht existiren."

Dieses englische Urtheil, das schon zehn und mehre Jahre vor der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II. ausgesprochen wurde, bestätigt das französische des Grafen Mirabeau, der als Agent der französischen Regierung im Jahre 1786, dem Jahre der Thronbesteigung des neuen Königs, sich in Berlin aufhielt und von hier aus die berühmte geheime Ge-

*) „Man fühlt sich fast versucht, zu glauben, daß der König einen schlechteren Nachfolger zu haben wünscht, damit man ihn um so mehr vermisse. Wie könnte er sonst dem Prinzen erlauben, in so schlechter Gesellschaft zu leben?" — so urtheilte der früher schon mehreremale angeführte dänische Diplomat, der Berlin 1773 sah.

schichte des Berliner Hofes bekannt machte. Der alte Herzberg hatte unmittelbar nach dem Tode Friedrich's des Großen, nachdem Friedrich Wilhelm II. ihm die Auszeichnung des schwarzen Adlerordens hatte zukommen lassen, diesem den guten Rath ertheilt, um seiner Regierung einen bestimmten, von der seines Vorgängers unterschiedenen Charakter gleich von Anfang an einzuprägen, die französische Richtung zu verlassen, sich ganz als Deutscher zu bezeigen, um damit eine starke Popularität unter seinen Unterthanen sich zu versichern. Der neue König schien auf diesen Rath einzugehen, aber alles was er in dieser Beziehung zu thun wußte, war, einige Deutsche in die Akademie der Wissenschaften aufzunehmen und dem Dichter Ramler eine Pension von 800 Thalern zu bewilligen. „Der neue König, sagt Mirabeau, anstatt sein Volk zu sich zu erheben, stieg zu ihm herunter.“

„Friedrich Wilhelm, fährt er fort, haßt nichts und kaum liebt er etwas. Sein einziger Widerwille sind die Leute, die Geist haben. Im Innern des königlichen Hauses herrscht eine vollkommene Unordnung. Die Bedienten haben das Regiment in Händen. Kein Haus-Hofmeister, kein Ober-Intendant, für nichts sind Fonds angewiesen.“ Mirabeau erzählt unter andern einen speziellen Fall, wo im Palais der Königin sich nicht genug Holz zum Einheizen gefunden habe. Der Intendant desselben bat den Intendanten des Palastes des Königs ihm auszuhelfen, aber dieser entschuldigte sich mit dem kleinen Vorrath, den er selbst nur noch besitze. Die unschickliche Unordnung kam daher, daß der Verbrauchs-Etat die Königin nicht wesentlich in Berlin wohnend vor-

aussetzte, wie es zu Zeiten Friedrich's des Großen Brauch gewesen war. Seit dem Tode des Königs hatte man noch nicht daran gedacht, den fehlenden Bedarf anzuweisen. „Ueberall Verwirrung und Zeitvergeudung, fährt Mirabeau fort. Die Bedienten fürchten die Heftigkeit des Königs und doch sind sie die ersten, die seine Unfähigkeit verspotten. Kein Papier ist in Ordnung, auf keine Eingabe erfolgt ein Bescheid, keinen Brief eröffnet der König persönlich, keine menschliche Gewalt wäre im Stande, ihn dazu zu bringen, vierzig Zeilen hinter einander weg zu lesen. Auf stoßweise ausbrechende Heftigkeit folgt Abspannung und gänzliches Nichtsthun."

Mirabeau schreibt ferner unterm 1. Januar 1787: „Von Tag zu Tage steigt die Verachtung gegen den neuen König. Man ist schon über die Bestürzung hinweg, die der Verachtung vorhergeht. Im Anfang staunte man, als man sah, daß der König seiner Vorliebe treu blieb für's Theater, für's Concert, für die alte und für die neue Maitresse. Man staunte, als er Stunden fand, um Bilder, Meubles, Kaufmannsläden zu besehen, um auf dem Violoncell zu spielen, um über die Händel der Hofdamen sich zu unterrichten — und Minuten, um seine Minister zu hören, die unter seinen Augen die Interessen des Staates lenken. Gegenwärtig staunt man, wenn irgend eine Thorheit einer neuen Art oder irgend eine Gewohnheitssünde nicht einen seiner Tage in Anspruch genommen hat. — Und dennoch konnte die Wuth, selbst zu regieren, ohne selbst etwas zu thun,

nicht höher steigen. Seit zwei Monaten schon hat der König mit keinem Minister gearbeitet."

Gegen das Ende seiner Regierung mußte selbst ein Preuße das von dem Franzosen und von dem Engländer gestellte Urtheil als wahr bezeugen. Oberst von Massenbach schrieb im Jahre 1795 in einem Fragment aus seinem Tagebuche, das er in seinen Memoiren zur Geschichte des preußischen Staates mittheilt: "Der König hat die größte Aehnlichkeit mit einem asiatischen Fürsten, der sich in das Innere seines Serails zurückgezogen hat und mit seinen Sclaven und Sclavinnen lebt, die Regierungsgeschäfte aber seinen Vezieren überläßt. Die Ringmauer, welche jetzt zwölf Fuß hoch um den neuen Garten in Potsdam gezogen wird, erinnert an die Mauern des Serails; kein fremdes Auge soll sehen, was in dem Bezirke vorgeht."

Ganz richtig hatte nach den "vertrauten Briefen" Friedrich der Große die Dinge kommen sehen. Als er 1785 bei der letzten Revue in Schlesien von Minister Hoym Abschied nahm, sagte er ihm: "Lebe Er wohl, Er sieht mich nicht wieder. Ich werde Ihm sagen, wie es nach meinem Tode gehen wird. Es wird ein lustiges Leben bei Hofe werden. Mein Neffe wird den Schatz verschwenden, die Armee ausarten lassen. Die Weiber werden regieren und der Staat wird zu Grunde gehen. Dann trete Er auf und sage dem Könige: ""Das geht nicht, der Schatz ist dem Lande, nicht Ihnen."" Und wenn mein Neffe

auffährt, dann sage Er ihm: „„ich habe es so befohlen.““ Vielleicht hilft es, denn er hat kein böses Herz. Hört Er?“ Hoym hörte, hütete sich aber wohlweißlich, später zu reden.

---

2. Die Gräfin Lichtenau. Wöllner und Bischofswerder. Die Rosenkreuzer, Illuminaten und Freimaurer.

Friedrich der Große war ein Selbstherrscher im eminentesten Sinne des Wortes gewesen, das gerade Gegentheil davon war Friedrich Wilhelm II. Der schwache und sinnliche König wurde ohne es zu merken das willenlose Werkzeug seiner Favoritinnen und Favoriten. An der Spitze der Hofpartei standen die Damen Rietz-Lichtenau, Voß und Dönhoff, die Diplomaten Haugwitz und Lucchesini, der General Bischofswerder und Wöllner. Herzberg erhielt schon 1791 seine Entlassung, nachdem man von Wien aus erkärt hatte, daß es zu keinem innigen Einverständniß zwischen beiden Höfen kommen könne, so lange Herzberg die Hand in den Geschäften habe. Darauf hatte man auf jede Weise ihn gedrückt, ihn umgangen, ihm die Kenntniß dessen, was in Wien verhandelt ward, entzogen, um ihn zum Abgehen zu drängen. Herzberg hielt dem König mit Festigkeit die Politik entgegen, sich den Constitutionellen in Frankreich zu

nähern, um dadurch Rußlands drohender Uebermacht zu begegnen. Aber Friedrich Wilhelm wollte sich mit dem Wiener Hofe gegen die französische Constitution verbinden. Herzberg erging es, wie es seinem allerdings weit größeren Zeitgenossen, dem Fürsten Kaunitz in Wien erging. Er mußte, weil er allerdings zuletzt wie dieser durch Radotiren starke Blößen gab, wie Kaunitz es dulden, daß ihm der Graf von Schulenburg-Kehnert und der Baron von Alvensleben in seinem Departement zur Seite gesetzt wurden. Er blieb demohngeachtet fest auf seinem Posten. Endlich ging man so weit, ihm unter dem Vorwande, ihn zu erleichtern, förmlich zu untersagen, die von Wien eingehenden Depeschen zu eröffnen. Da gab der tiefgekränkte Herzberg im Mai 1791 seine Entlassung, zog sich zurück und starb 1795 auf seinen Gütern in Pommern.

Unter allen Umgebungen Friedrich Wilhelm's wurde die Rietz, die Gräfin Lichtenau gewöhnlich genannt, Bischofswerder und Wöllner die einflußreichsten Personen, in deren Hände die Regierung fast ausschließlich gelangte.

Schon als Kronprinz, zwei Jahre nach dem Hubertsburger Frieden 1765 hatte sich Friedrich Wilhelm II., damals noch nicht einundzwanzig Jahr alt, vermählt, mit einer Nichte Friedrich's des Großen, Elisabeth, der neunzehnjährigen liebenswürdigen Tochter Herzog Carl's von Braunschweig, der Schwester Carl Wilhelm Ferdinand's, des berühmten Generalissimus des preußischen Heeres, der bei

Auerstädt fiel. Diese Ehe dauerte aber nur vier Jahre, sie ward bereits 1769 getrennt. „Die Prinzessin, sagt Thiébault in seinen Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin, glaubte Ursache zu haben, sich über ihren Gemahl beklagen zu dürfen. Zum Unglück war sie zu stolz, um sich nicht gekränkt zu fühlen, zu offen, um nicht ihre Empfindlichkeit zu zeigen, zu exaltirt, um sich nicht zu rächen und sie trieb die Sache bald so weit, unverholen die Zeichen ihrer Nichtachtung ihrem Hasse hinzuzufügen. Ihr Bruder, Prinz Wilhelm (preußischer General, gestorben 1770) gab sich alle Mühe, sie zu ruhigeren und gemäßigteren Gesinnungen zurückzuführen und zugleich ihren Fehltritt zu verbergen. Ich spreche hier mit Schmerz das Wort Fehltritt aus, das in dem Processe eingestanden wurde. Der Gemahl wußte noch nichts, als er auf einem glänzenden Balle, den Prinz Heinrich alle Jahre am 24. Januar zur Feier des Geburtstages des Königs zu geben pflegte, unter die Versammlung trat, wo ihn eine der anwesenden Masken bei Seite zog und mit hinlänglichen Beweisen versehen, den Schleier vor seinen Augen lüftete. Der erzürnte Prinz trug auf Scheidung an. Friedrich der Große liebte seine Nichte sehr, ihr Geist, ihre Lebhaftigkeit, ihre Offenheit gefielen ihm nicht minder als ihre Schönheit und Anmuth. Aber der Prinz hatte den Schritt einmal gethan und wollte ihn nicht zurücknehmen. Er ging sogar so weit, die Drohung fallen zu lassen, ein Memoire an alle Höfe Europas zur Rechtfertigung seines Schrittes zu senden und feierlich

zu erklären, daß er die Prinzessin nie mehr für seine Gemahlin anerkennen werde. Man mußte demnach nachgeben und ein Verfahren einleiten, dessen Schluß die Ehescheidung war. Die Prinzessin legte den Titel „Königl. Hoheit“ wieder ab, nahm den „Durchlaucht“ von Neuem an und erhielt die Weisung, den Rest ihres Lebens in Cüstrin zuzubringen. Sie betrat (obgleich sie ihre Tochter nicht mitnehmen durfte und ihr nur eine geringe Pension angewiesen war) diesen Kerker ganz fröhlich und brachte selbst die Heiterkeit mit dahin, die ihr so natürlich war. Ein Zeitvertreib, den sie sich in Cüstrin häufig machte, bestand darin, eine Menge Stühle in zwei Reihen in einen Saal zu setzen, diese für Tänzer und Tänzerinnen anzusehen und dann zwischen ihnen hindurch die Touren einer Anglaise zu tanzen; ein Vergnügen, das sie leidenschaftlich liebte, weil sie dabei die ganze Leichtigkeit und Anmuth ihrer Bewegungen zeigen konnte. Doch zuletzt schlich sich bei ihr die Langeweile ein; wie man sagt, soll sie nach einigen Jahren versucht haben, sich nach Venedig zu retten. Die Sache soll entdeckt worden und ein Husarenoffizier, der ihr als Begleiter hatte dienen wollen, verschwunden sein.“ Die Prinzessin starb hochbetagt, vierundneunzig Jahr alt, erst 1840 in Stettin.

Unmittelbar nach der Scheidung heirathete Friedrich Wilhelm noch in demselben Jahre, 1769, Luise von Darmstadt, die Tochter der berühmten Landgräfin Caroline, der Freundin Friedrich's des Großen. Obgleich die Mutter dies war, konnte Friedrich die Tochter

nicht leiden. Sie war die Schwester der Gemahlin Kaiser Pauls von Rußland.

Schon während seiner ersten Ehe war Friedrich Wilhelm mit der Gräfin Lichtenau bekannt geworden. Die Gräfin Lichtenau, die preußische Pompadour, hieß früher Wilhelmine Encke. Sie war eine volle, herrlich gebaute Brünette und die Tochter eines Trompeters bei einem in Berlin garnisonirenden Regimente, Elias Encke, der aus Hildburghausen stammte. Er hatte nach erhaltenem Abschiede eine kleine Wirthschaft eingerichtet und war nachher als Waldhornist unter den Kammermusikern der Capelle Friedrich's des Großen angestellt worden. Sie war noch nicht vierzehn Jahr alt, als der zweiundzwanzigjährige Prinz sie ohngefähr 1766 kennen lernte. Sie war damals im Hause ihrer älteren Schwester, welche die Eltern als Figurantin bei der großen italienischen Oper auf's Berliner Theater gebracht hatten und durch die Gunst mancher Herren aus den ersten Ständen in die Lage gebracht worden war, ein eignes Hauswesen zu haben. Der Prinz fand an dieser älteren Schwester viel Geschmack und besuchte sie öfters. Bei einer dieser Gelegenheiten bemerkte er einst, daß die jüngere Schwester von der älteren eine wahrhaft grausame Behandlung erfahren mußte. Der gutmüthige Prinz ward darüber auf's Höchste entrüstet und beschloß die Gemißhandelte unter seinen unmittelbaren Schutz zu nehmen. Er führte die Kleine noch in derselben Nacht ihren Eltern wieder zu und befahl ihnen, für ihre sorgfältige Erziehung auf seine Kosten bedacht zu sein.

Ungefähr nach einem Jahre, als die ältere Schwester mit einem reichen russischen Grafen Mattuschka aus Berlin nach Venedig entflohen war, verlangte der Prinz seinen Schützling wieder zu sehen. Wilhelmine war unterdessen zu einer blühenden Schönheit herangewachsen. Der Prinz ward von ihrer Grazie, Naivität und kunstlosen Dankbarkeit bezaubert. Er übernahm nun selbst ihre weitere Ausbildung, entfernte sie aus dem elterlichen Hause und brachte sie ganz im Geheimen nach Potsdam, in das Haus eines seiner Getreuen. Hier wurde sie einer besonderen Aufseherin, einer Madame Girard von der französischen Colonie, und geschickten Lehrern übergeben und der Prinz besuchte sie fast täglich. Er trieb selbst mit ihr Geschichte und Geographie und las mit ihr die alten und neuen Dichter, namentlich Rousseau's Nouvelle Héloise und Shakespeare in Eschenburg's Uebersetzung: Sir John Falstaff war des Prinzen Lieblingsfigur. Sie erzählt in ihrer im Jahre 1808 herausgegebenen Apologie darüber Folgendes: „Es ist keine Prahlerei, wenn ich sage, daß unter tausend Geliebten der Fürsten, welche die Geschichte aufweist, vielleicht nicht Eine ist, die sich mit mir vergleichen läßt. Sie können mich an Reizen des Körpers, an Vorzügen des Geistes bei weitem übertroffen haben: aber ihr Geist war nicht durch den Geliebten selbst gebildet. Gleich im ersten Jahre unsrer Bekanntschaft bei Gelegenheit dieses Unterrichts geschah es, daß sich einst das Herz des Kronprinzen auf eine äußerst liebevolle Weise gegen mich ergoß. Indem er mir gestand, daß er viele

Fehler und mitunter Laster gegen mein Geschlecht begangen, gab er mir die heiligste Versicherung, daß er mich nie verlassen werde. Bei seinem fürstlichen Ehrenworte betheuerte er, mir, wenn ich früher als er sterben sollte, als derselbe zärtliche Freund, wie bisher, die Augen zuzudrücken. Mit einem Federmesser, das er eben, um meine Feder zu corrigiren, in der Hand hielt, machte er sich einen Ritz in den Ballen der linken Hand, drückte das Blut aus und schrieb mir diese Versicherung auf einen kleinen Zettel von ungefähr drei Zeilen nieder. Diese Handlung erschütterte mich so sehr, daß ich mich hierüber nicht zu fassen wußte. Er verlangte von mir ein Gleiches. Die Worte, die ich mit meinem Blute niederschrieb, waren die Erwiederung seiner eignen, nämlich, daß ich ebenfalls bis zu seinem Tode seine unveränderliche Freundin bleiben und ihn nie verlassen wolle. Nach seinem Tode wird man zuverlässig unter seinen Papieren meinen Zettel gefunden haben." Nach den Mittheilungen, welche Friedrich Förster theils selbst von der Gräfin selbst, theils durch den Hofrath Hirt, einen ihrer Vertrauten, erhielt, lauteten die Worte des Prinzen: „Bei meinem fürstlichen Ehrenworte, ich werde dich nie verlassen. Fr. W., Prinz von Preußen." Die Gräfin zeigte noch nach dreißig Jahren die Narbe von der Wunde am Ballen ihrer linken Hand. Nachdem Wilhelmine so drei Jahre lang von dem Kronprinzen selbst in Potsdam erzogen worden war, schickte er sie zu ihrer völligen Ausbildung nach Paris. Ihre Schwester, die Gräfin Mattuschka,

die unterdessen von ihren Reisen zurückgekehrt war und sich von ihrem Gemahl wieder getrennt hatte, begleitete sie mit einer zahlreichen Bedienung. In Paris blieb Wilhelmine sechs Monate, sie wohnte bei Mademoiselle de Launay und ward nicht nur Schülerin des großen Vestris, sondern unter Anleitung ihrer schon kunsterfahrenen Schwester, die abwechselnd von den Fürsten Baratinski und Bellasinski, den Grafen Schuwaloff und Buturlin und andern russischen Herren unterhalten wurde, die vollkommenste französische Courtisane. Bei ihrer Rückkehr ward der Prinz durch ihre neu erworbenen Vollkommenheiten mehr als vorher gefesselt, er unterhielt sie auf die glänzendste Weise; wie sein Vertrauter an James Harris sagte, kostete sie ihm jährlich 30,000 Thaler.

Sie gewann jetzt einen so entscheidenden Einfluß auf ihn, daß auf ihre bloße Empfehlung Personen ohne alles weitere Verdienst die ansehnlichsten Staatsämter erhielten. Friedrich der Große aber, der das geheime Spiel der Intrigue durchschaute, ließ damals eine ernsthafte Weisung an alle Collegien ergehen: „nicht mehr auf die Empfehlungen einer gewissen hohen Person bei Anstellungen Rücksicht zu nehmen.“ Um dieselbe Zeit fügte es der Zufall, daß die Encke, ohne ausweichen zu können, im Schloßgarten mit dem großen König zusammentraf. Er ertheilte ihr eine derbe Weisung und zu gleicher Zeit den Befehl, den ersten besten Mann zu nehmen, in welchem Falle für reichliche Aussteuer gesorgt werden solle. Die Wahl

fiel nach langen Debatten auf den Sohn eines königlichen Gärtners in Potsdam, den Kammerdiener Rietz.

Die „vertrauten Briefe“ — von dem preußischen Kriegsrath von Cölln zu Glogau, einem Zeitgenossen — enthalten über diesen Rietz, der zwar nur Kammerdiener, aber zugleich Freund des Kronprinzen war und als er König geworden, alles vermögender Günstling, folgende Charakteristik: „Der Kämmerer Rietz war ein ganz gemeiner Mensch. Als Bedienter ertrug er alle Launen des Kronprinzen. Friedrich Wilhelm war jähzornig und mißhandelte oft seine Leute; dies that ihm sehr leid, sobald die Hitze verflogen war und er machte es durch Geschenke wieder gut. Rietz ließ sich nun von seinem Herrn Ohrfeigen, Stockprügel, Fußtritte und Mißhandlungen jeder Art gefallen und war ein geduldiges Instrument. Er entschädigte sich dadurch, daß er die ihm untergebenen Bedienten wieder eben so mißhandelte. Nachdem er sich für seinen Herrn zum Deckmantel seiner Lüste, zum Ehemann für seine Maitresse hergeben hatte müssen, da saß er fest auf seinem Posten. Rietzen's Genuß bestand in Essen und Trinken, in der Befriedigung seines Hochmuths, im Sammeln eines Kapitals fürs Alter. Im neuen Garten zu Potsdam, in dem Hause am Eingange, feierte Rietz seine Bacchusfeste: hier floß der Champagner und alle edle Weine, wie Wasserbäche.“ Dennoch hielt sich dieser „Leibdiener“, im Vollgefühl der Gunst seines dicken königlichen Freundes für nichts weniger, als so eine Art Genie. Goethe hatte ein artiges Abentheuer mit ihm

in Mannheim, er erzählt es in seiner „Campagne in Frankreich 1792 und 1793“: „An der langen, sehr besetzten Wirthstafel, schreibt er, saß ich an einem Ende, der Kämmerer des Königs von Preußen, Rietz, an dem anderen, ein großer, wohlgebauter, starker, breitschultriger Mann, eine Gestalt, wie sie dem Leibdiener Friedrich Wilhelm's II. ganz wohl geziemte. Er mit seiner nächsten Umgebung waren sehr laut gewesen und standen frohen Muthes von Tafel auf; ich sah Herrn Rietz auf mich zukommen, er begrüßte mich zutraulich, freute sich meiner langgewünschten, endlich gemachten Bekanntschaft, fügte einiges Schmeichelhafte hinzu und sagte sodann: „ich müsse ihm verzeihen, er habe noch ein persönliches Interesse mich hier zu finden und zu sehen. Man habe gegen ihn bisher immer behauptet: schöne Geister und Leute von Genie müßten klein und hager, kränklich und vermickert aussehen, wie man ihm denn dergleichen Beispiele genug angeführt. Das habe ihn immer verdrossen, er glaube doch auch nicht auf den Kopf gefallen zu sein, sei aber dabei gesund und stark und von tüchtigen Gliedmaßen; aber nun freue er sich, an mir einen Mann zu finden, der doch auch nach etwas aussehe und den man deßhalb nicht weniger für ein Genie gelten lasse. Er freue sich dessen und wünsche uns Beiden lange Dauer eines solchen Behagens.“

Nach den „vertrauten Briefen“ kitzelte Rietz seinen Hochmuth besonders auf den Reisen des Königs, wo er alle Commissarien, besonders die Landräthe tyrannisirte. So kam er einst in den Sternbergischen

Kreis, sprang wüthend aus dem Wagen, schrie nach Pferden, schimpfte auf den Landrath, auf seine Langsamkeit u. s. w. Es war finster, der Landrath, ein Mann voll Feuer und Ehrgefühl, erschien und rief im stärksten Baß: „Wer will hier Befehle ertheilen außer mir? dem soll ja der Teufel auf den Kopf fahren. Will der Schuhputzer wohl in seinen Wagen?“ Rietz, der größte Poltron, schwieg mäuschenstill und setzte sich ganz unbemerkt in den Wagen, fuhr fort und hütete sich wohl, den Landrath zu verklagen; der König hätte ihn mit Fußtritten regalirt.“

Die Heirath Rietzens mit Wilhelmine Encke erfolgte nur dem Namen nach: Rietz übernahm die Verbindlichkeit, nie mit ihr unter einem Dache zu wohnen.

Madame Rietz erhielt hierauf ein Landhaus in Charlottenburg, das dem Grafen Schmettau gehörte und nachher an den Baron Eckartstein*) kam, es ward damals für 20,000 Thaler, welche der König anwies, erkauft und neu montirt. Der Prinz besuchte hier mit Genehmigung seines Oheims Madame Rietz fortwährend bis zu dessen Tode. Friedrich der Große stellte nur die Bedingung, daß sein Neffe fortfahren solle, mit seiner Gemahlin zu leben, um einen Thronerben zu erwecken, denn er hatte bisher nur eine 1767

---

*) Ernst Jacob Eckart, ein Hannoveraner, der im Kriege unter dem Herzog von York sehr einträgliche Lieferungsgeschäfte gemacht hatte, sich in Preußen possessionirte und vom König 1799 baronisirt ward. Sein Sohn parvenirte in der diplomatischen Carriere.

geborne Tochter, die nachherige Herzogin von York, mit ihr erzeugt. Aber die Prinzessin (die erste braunschweigische Gemahlin) wies höchst entschieden allen Umgang mit ihrem Gemahle ab. Nun griff Friedrich der Große zu einem Mittel, das nach dem notorischen Vorgang des französischen Hofs allerdings auch an den deutschen Höfen nicht ungewöhnlich war. Ueber dieses Mittel berichtet ein französischer Emigrant, Oberst Dampmartin, der der Hofmeister des Sohns der später zur Gräfin Lichtenau erhobenen Madame Rietz war, in der 1811 von ihm veröffentlichten Schrift: „Züge aus dem Leben Friedrich Wilhelm's II.“ „Friedrich der Große, treu seiner tiefen Menschenverachtung, überredete sich leicht, daß eine leichtfertige Frau ohne alles Ehrgefühl sei. Ein alter Kammerherr eröffnete der Prinzessin, daß er im Auftrage des Königs sie ersuche, den Lieutenant der Leibgarde N. N. *), der durch die Schönheit seiner Formen, sein Betragen und durch seinen ausgezeichneten Muth die Aufmerksamkeit Sr. Maj. auf sich gezogen habe, zu

*) Die Unterrichteten nennen den Namen Schmettau, wahrscheinlich war dieser Schmettau Graf Friedrich, der noch unter Friedrich dem Großen bis zum Obersten stieg, unter Friedrich Wilhelm II. 1790 in Ungnade fiel und entlassen ward, dann aber später zum General stieg, dessen Spitzname „Minna von Barnhelm oder Soldatenglück“ war, der sehr viel bei Prinz Louis Ferdinand galt und in Folge der bei Auerstädt erhaltenen Wunden starb. Er war einer der tapfersten Generale, aber ein eben so passionirter Spieler, wie sein Vater, der Graf Samuel, Grand Maître der Artillerie. (Band 3. S. 189. 190.)

vertraulichem Umgange bei sich aufnehmen möge. Der Kammerherr wendete seine ganze Beredtsamkeit auf, aber weder guter Rath, noch Bitten, noch die angedrohten Folgen einer Weigerung machten den geringsten Eindruck. Als er seine Aeußerungen verdoppelte, unterbrach ihn die Prinzessin mit den Worten: „„Mein Herr, wenn Sie es wagen, eine Unterhaltung fortzusetzen, die so sehr mich verletzt, so werde ich Ihnen selbst auf der Stelle befehlen, für den Thronfolger zu sorgen, den der König begehrt. Harte Strafe würde folgen, wenn Sie sich ungehorsam bezeigten!““ Der Kammerherr, hoch in die sechszig, entfloh vor Schrecken und kam bleich zum Könige. Dieser beschloß nun die Scheidung.“

Es hat nicht fehlen können, daß diese scandalöse Geschichte ins Läugnen gestellt worden ist — das Empörendste dabei ist, wenn Grund da ist, daß man gerade über so etwas sich besonders im Namen der Hoheiten empört, der Mangel an aller Discretion von Seiten der nächsten Diener dieser Hoheiten, durch den allein es gekommen ist, daß sie so ruchbar wurde. Das Zeugniß Dampmartin's ist nicht schlechtweg zu verwerfen, denn aus den Briefen, die die Gräfin Lichtenau in ihrer Apologie von ihm hat drucken lassen, geht deutlich hervor, daß er ein ernster und besonnener Mann war. Allerdings sind solche und ähnliche Dinge im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert an den Höfen vorgekommen. Man setzte sich sehr leicht über sie hinweg. Der wohleingeweihte kürzlich verstorbene Lord Holland ging sogar so weit, daß er zu ver

nehmen gab, er zweifle an aller Geburtslegitimität in den höchsten Kreisen, wie seine von seinem Sohn herausgegebenen Memoiren bezeugen. Notorisch ist es, daß Cardinal Richelieu aus politischer Vorsorge Mazarin an den Hof brachte und nur zu wahrscheinlich, daß Ludwig XIV. ein Sohn von Anna von Oestreich durch ihn war. Auf die Absetzung des vorletzten Königs aus der Wasa-Dynastie in Schweden 1809 wirkte nicht wenig der Umstand, daß man seine Geburt nicht für echt hielt. Die Engländer perhorrescirten bei ihrer Revolution von 1688 den angeblichen Prinzen von Wales aus der Stuart-Dynastie und beriefen die Hannover-Dynastie. Die neuen Aufklärungen, die uns durch die von Palmblad mitgetheilte Original-Correspondenz der unglücklichen zweiunddreißig Jahre lang nach ihrem Fehltritte gefangen gehaltenen ersten Königin dieser neuen Hannover-Dynastie, der Prinzessin von Ahlden mit dem Grafen Königsmark, zugegangen sind, erweisen es aber, daß die Geburts-Legitimität ihrer Kinder König Georg's II. von England und Dorotheen Sophiens, der Gemahlin Friedrich Wilhelm I. von Preußen und Mutter Friedrich's des Großen allerdings auch sehr zweifelhaft ist. Der Proceß des Obersten d'Agdolo in Sachsen und die Gefangensetzung der Herzogin von Würtemberg durch ihren Sohn, den Stifter der Carlsschule, drehen sich um das Project zweier deutscher Fürstinnen, Marie Antonie von Baiern und Marie Auguste von Taxis, ihre Söhne selbst für Bastarde zu erklären. Endlich

zählt hierher die freilich unter einem sehr dunkeln Schleier mit der Geschichte Caspar Hauser's zusammenhängende Succession der Grafen von Hochberg in Baden und das eben so dunkle Verhältniß ihres Bruders zu seiner Stiefmutter. Ich erwähne diese Momente bloß, um zu erweisen, daß das von Dampmartin erzählte und neuerlichst von Förster in seiner neuesten Geschichte Preußens wiedererzählte Factum wenigstens nicht isolirt steht, was ein ganz schlimmes Licht auf Preußen werfen könnte. Die Moral an den Höfen war immer eine sehr homogene — und der preußische Hof ist und bleibt immer der, der bei allem Schatten noch das meiste Licht hat.

Madame Rietz blieb Favoritin, auch als der Prinz 1769 sich zum zweitenmale vermählte, auch als 1770 der Nachfolger Friedrich Wilhelm III. geboren war. „Sie ist, schreibt Lord Malmesbury im Jahre 1776, groß von Person, munter von Aussehen, nachlässig in ihrer Kleidung und gewährt eine wahrhaftige Vorstellung von einer vollkommenen Bacchantin. Der Prinz ist gegen sie äußerst freigebig und sie allein verthut das ganze Einkommen, das er von dem Könige erhält. Sie erwiedert allerdings diese Großmuth auf die beste Weise, die in ihren Kräften steht, denn, indem sie ihm versichert, daß er im alleinigen Besitz ihrer Liebe und Zärtlichkeit stehe, verlangt sie keineswegs dieselbe Treue von ihm, sondern bemüht sich im Gegentheil, so viel sie kann, seine Wünsche zu befriedigen, so oft dieselben aus Unbeständigkeit oder Uebersättigung an einem neuen Gegenstande haften.

Dabei ist sie so gewandt, daß sie ihn niemals mit einem Frauenzimmer bekannt werden läßt, von der zu erwarten stände, sie werde ihr den Rang streitig machen in der Herrschaft über den Prinzen. Ihre Wahl und glücklicherweise für sie auch die seinige fällt gewöhnlich auf Frauenzimmer von der niedrigsten Gattung. Diese Vergnügungen, die einzigen, an denen er Geschmack findet, nehmen den größten Theil seiner Muße in Anspruch; der Rest seiner Zeit vergeht entweder auf der Parade, in Begleitung des Königs, oder an der Toilette, welche er, so oft es ihm möglich wird, seine Uniform bei Seite zu legen, mit raffinirter Kunst handhabt. Er ist sogar genöthigt, einen Kammerdiener zu halten, der Espère en Dieu heißt und beständig zwischen Potsdam und Paris unterwegs ist, um die zeitigste Nachricht von jeder Aenderung in den Moden zu bringen. Da nun Espère en Dieu seine Erkundigungen bloß bei seinen Collegen, den Friseuren, einzieht, so ist es sehr leicht möglich, daß die, die seinen Instructionen folgen, fälschlich als zu dieser Classe gehörig betrachtet werden."

Die Unterhofbedienten spielten bei Friedrich Wilhelm II. keine unbedeutende Rolle. Das Factotum war Rietz, aber auch mehrere Kammerdiener hatten Einfluß.

Der Franzose, der als Secretair und als le Bel fungirte, war Dufour, er ward als heimlicher Correspondent Kaiser Leopold's II. und als Demagog 1792 auf die Festung nach Stettin geschafft. Ihm folgte in der Gunststellung ein anderer Franzose, der

Chevalier Saint-Paterne, der 1795 den Kammerherrnschlüssel erhielt und seitdem die parties fines arrangirte, er hieß bei Hofe Leporello oder der „Chambellan des coulisses.“

Als Friedrich Wilhelm den Thron bestiegen hatte, wurde der Einfluß der Madame Rietz sehr bald fast allmächtig. Ihr nomineller Gemahl ward sofort von dem neuen Könige, der seinen „lieben Rietz“ noch an der Leiche des großen Friedrich's umarmte, mit einer ansehnlichen Hofstelle bedacht: als Geheimer Kämmerier und Tresorier des Hauses und der Chatoulle des Königs. Rietzens Bruder ward Kammerdiener und Cabinetssecretair. Madame Rietz ließ der König ihr Landhaus zu Charlottenburg zu einem prächtigen Palais mit ansehnlichem Garten ausbauen. Ihrer Schwester, der Gräfin Mattuschka, wurde durch stattliche Mitgift ein neuer Gemahl, der Hauptmann Albrecht Ernst von Schönberg vom Regiment Arnim verschafft und ein prächtiges Wohnhaus in der neuen Leipziger Straße eingerichtet. Auch die Brüder von Madame Rietz erhielten einträgliche Stellen: der eine ward Stallmeister des Königs, der andere Oberjäger.

Madame Rietz stand jetzt im vierunddreißigsten Jahre. Sie versichert in ihrer Apologie, daß bereits von dem Regierungsantritte des Königs dessen Liebe sich in bloße Freundschaft verwandelt habe, daß die vertrauten Verhältnisse seitdem nie wieder eingetreten seien. Aber selbst eine halbjährige Trennung, von ihren Feinden veranlaßt, hätte diese Freundschaft nicht

trennen können. Das stärkste Band machten die Kinder: diese beiden Kinder hätten sie nach wie vor in der Gunst des Königs befestigt. Sie waren geboren in den Jahren 1770 und 1778 — der Graf Alexander von der Mark gleichzeitig mit Friedrich Wilhelm III. — und die Gräfin Mariane von der Mark 1778. Einen zweiten Sohn Wilhelm wollte Friedrich Wilhelm II. aber nicht anerkennen: er ward deßhalb auf den Namen des Scheingemahls, des Kämmeriers Rietz getauft.

Der vom König anerkannte Sohn, der Graf Alexander von der Mark, war, wie Mirabeau schreibt, der einzige Mensch, welcher den König aus seiner habituellen Lethargie ziehen konnte, er liebte ihn bis zur Adoration. „Sein Angesicht glänzt, berichtet Mirabeau, wenn er ihn nur sieht, am Morgen beschäftigt er sich lange mit diesem Kinde; unter allen seinen fortwährend wechselnden Launen ist diese Zuneigung die einzige, die sich regelmäßig erhält.“ Der kleine Graf sah seiner Mutter sehr ähnlich, nur war er blond, er wohnte in Potsdam in dem Hause, wo ehemals Lord Marishal gewohnt hatte. Ein Franzose Chappuis war sein Gouverneur.

Madame Rietz war, wie schon die angeführte Stelle von Malmesbury es bezeugt, klug genug, den König nicht in seinen neueren und jüngeren Liebschaften zu stören, sie trat ganz in die Stellung der Madame Pompadour ein, sie suchte nur zu verhindern, daß ihr eigner Einfluß beeinträchtigt werde und traf deßhalb selbst die Auswahl: erst erhielt eine

Mdlle. Minette (Horst), früher Waschmädchen, die Gunst des Königs, die später 1796 mit 10,000 Thlr. Aussteuer einen Mann fand, dann Madame Baranius, vom Theater, die nachher Herrn Rietz heirathete, endlich vom Corps de ballet eine schöne frische Brünette ohne viel Geist, die Tänzerin Schulsky. Diese wohnte sogar mit Madame Rietz in Potsdam im neuen Garten zusammen und erhielt sich bis zum Tode des Königs als erklärte Favoritin unter der Hauptfavoritin. Die Schulsky ward, wie Dampmartin berichtet, dem König in der Eigenschaft zugegeben, wie Abisag von Sunem dem König David, um seine alten erstarrten Glieder zu wärmen. So hatte der berühmte Börhave einst einem alten schwachen deutschen Kurfürsten zwei junge Mädchen ausdrücklich zuverordnet, um ihn zu erfrischen und zu verjüngen. Nach des Königs Tode heirathete sie einen Gardelieutenant, sie war eine reiche Partie geworden.

Unter den neuen Liebschaften des Königs befand sich doch aber auch eine Dame aus dem Hofadel, das Fräulein Julie von Voß, eine Nichte des Oberhofmeisters der Gemahlin Friedrich's des Großen. Friedrich Wilhelm hatte ihre Bekanntschaft schon drei Jahre vor dem Tode seines Oheims gemacht und diese drei Jahre lang, bis er selbst König ward, sie mit seiner unausgesetzten Neigung verfolgt, ohne zum Ziele seiner Leidenschaft zu kommen. Mirabeau schreibt unterm 26. Juli 1786 kurz vor dem Tode Friedrich's des Großen: „Immer dieselbe respectvolle Leidenschaft für Fräulein von Voß. Auf einer kleinen Reise, die sie

mit ihrem Bruder machte, begleitete ein vertrauter Kammerdiener des Prinzen ihren Wagen in der Entfernung und wenn die Dame, die nach meiner Ansicht sehr häßlich ist, das geringste Begehren kund that, z. B. nach weißem Brode, so fand sie das, was sie gewünscht hatte, eine halbe Meile davon. Sie hat sich noch nicht ergeben, das scheint unzweifelhaft." Kaum aber hatte Friedrich Wilhelm den Thron bestiegen, so ließ sich Fräulein Voß, ohne, wie sie gestand, in den König verliebt zu sein, durch seine dreijährige treue Anhänglichkeit gerührt, bewegen, ihm sich zu ergeben, jedoch unter einer dreifachen Bedingung, daß die Bewilligung der Königin eingeholt werde, daß der König sie sich heimlich zur linken Hand antrauen lasse und daß die Rietz mit ihren Kindern nach Litthauen exilirt werde. Letztere Bedingung schlug der König ab, die beiden ersteren erfüllte er. Das devote Consistorium erklärte vor der Trauung, mit Berufung auf die von Luther und Melanchthon tolerirte Doppelheirath des hessischen großmüthigen Philipp, die Ehe des Königs zur linken Hand für zulässig. Die Königin gab ihren Consens, da der König ihr ihre Schulden bezahlte und ihr ihr Nadelgeld erhöhte, auch hoffte sie mit der Voß die Rietz zu verdrängen. Fräulein Voß erhielt nun in Potsdam eine Wohnung, 1787 ward sie zur Gräfin von Ingenheim erhoben. Ihr Bruder Otto Carl Friedrich von Voß, Schwiegersohn des Cabinetsministers Finkenstein seit 1780, ward zum Staatsminister befördert. Oeffentlich hatte man der Gräfin die Stellung einer Ehrendame

bei der verwittweten Königin im königlichen Palaste gegeben. Mirabeau schildert sie folgendergestalt: „Fräulein Voß besitzt einen gewissen natürlichen Verstand und einige Bildung, aber eher Manien als Willensäußerungen, sie bemüht sich, ihr sehr hervorstechendes linkisches Wesen durch den Anschein von Naivität zu verbessern. Sie ist häßlich in hohem Grade, Grazie hat sie nicht, sie hat nur den Teint des Landes und noch finde ich, daß dieser mehr bleich, als weiß ist, sie besitzt eine schöne Büste. Ihre Vestalinnenstrenge hat den König verführt. Sie findet es lächerlich, eine Deutsche zu sein, spricht etwas englisch und ist eine Anglomanin, welche meint, es gehöre nicht zum guten Tone, die Franzosen zu lieben. Einige liebenswürdige Leute dieser Nation haben sie in Verlegenheit gesetzt, aus Eitelkeit haßt sie diejenigen, die sie nicht nachahmen kann. Mitten in ihren Schwächen besitzt sie eine fast abergläubische Devotion und diese hat sie veranlaßt, die eheliche Einsegnung für ihr Verhältniß mit dem König zu verlangen. 22. December 1786, vier Monate nach Friedrich's II. Tode, ward sie des Königs vierte Frau."

Es ist offenbar die antifranzösische Richtung, die den Grafen von Mirabeau so entschieden gegen die neue Gräfin Ingenheim einnahm. Auch Dampmartin schildert sie nicht besonders hübsch, sogar etwas „hazardirt blond," aber sanft, anständig, kalt und wenig für den Ehrgeiz empfänglich. Sie war eine Schönheit im Genre Tizian's, und als solche ward sie im Berliner Wochenblatt bei Beschreibung

der kleinen Fêten und Hofbälle verblümt und incognito gefeiert; bei Hofe hieß sie die Ceres oder wegen ihrer Vorliebe für England Miss Bethy. Die neue Favoritin wurde durch die Vorstellung ihrer Verwandten, namentlich des Grafen Finkenstein, überwogen, sich dem König zu überlassen, indem man ihr vorstellte, daß sie das Glück des Landes befördern werde, wenn sie dazu beitrage, eigennützige und verkehrte Personen durch ihren Einfluß von dem König zu entfernen, sie müsse sich großmüthig dem Ruhme desselben opfern. Sie opferte sich, nachdem sie, wie die Gräfin Lichtenau in ihrer Apologie sagt, vorher „ihr ganzes Fortune völlig in Sicherheit gebracht hatte," aber weder sie noch der König fanden ihre Befriedigung dabei. Sie grämte sich, zehrte sich auf und verfiel. Am 2. Januar 1789 gebar sie dem König den Grafen Gustav von Ingenheim. Nach der Geburt dieses Knaben verfiel sie in eine in ihrer Familie erbliche Lungenschwindsucht und der König vermied es, sie ferner zu besuchen. Er kehrte wieder zu seiner lieben Rietz zurück, in deren Umgang er sich ungezwungener fühlte. „Sie hatte, schreiben die „vertrauten Briefe," so genau des Königs Reizbarkeit studirt, daß, wenn er durch häufigen Wechsel sich abgestumpft hatte, die alte Freundin noch Reizmittel im Rückhalte hatte, wodurch sie ihn so zu fesseln wußte, daß er immer wieder zu ihr zurückkam. Bösartig war sie nicht, sie war ganz Weib, rachsüchtig in der Liebe und eitel. Sie hat manchen Schurken gehoben und Bettler bereichert, die sie nach ihrem Fall

mit Füßen treten wollten. Die Natur hatte ihr alle Reize verliehen, um Männerherzen zu fesseln: tändelnde Liebe war ihr nicht eigen, dagegen gab sie vollen Genuß der Sinnlichkeit. Ihr Körper war wunderschön, ganz Ebenmaaß ohne Gleichen. Auch fehlte es ihr an Unterhaltungsgabe nicht." Nach Förster hört man noch jetzt betagte Herren in Berlin mit Begeisterung von den plastischen Formen der Lichtenau reden. Besonders ihre Arme waren von seltener Schönheit: sobald sie Handschuhe im Laden Paskel's am Schloßplatze kaufte, fanden sich Kunstdilettanten ein, um zu bewundern, wenn sie beim Anprobiren ihren schönen Arm entblößte.

Noch in demselben Jahre 1789, wo die Gräfin Ingenheim den Grafen Gustav von Ingenheim geboren hatte, erlag sie bald nachher einem Zehrfieber und starb am 25. März. Der Hofadel verbreitete das Gerücht, die Rietz habe sie vergiftet und das Publikum glaubte es, besonders auch deßhalb, weil der Leichnam, der in dem Erbbegräbniß der Familie Voß in der Kirche zu Buch beigesetzt worden war, nicht in Verwesung überging. Nach dem Tode des Königs, als der Volksunwille gegen die Lichtenau ausbrach, circulirte das Gerücht, daß der Tod in Folge einer Vergiftung mit einem Glase Limonade in der Oper erfolgt sei, man wollte das in den Papieren der gestürzten Sultanin gefunden haben.

Da der König dem Gerüchte, das unbegründet war, keinen Glauben beimaß, versuchte der Hofadel den Sturz der verhaßten Rietz durch eine neue Favo-

ritin. Die Augen des Königs wurden nun auf eine der ersten jungen Hofschönheiten gelenkt, eine prächtige Blondine, die einundzwanzigjährige Fräulein Gräfin Sophie Juliane Friederike von Dönhoff. Diese Fräulein Gräfin aus dem Hause Beynühnen, Enkelin des Generals Alexander unter Friedrich Wilhelm I., war die Tochter eines Majors, der schon, als sie sechs Jahr alt war, starb, worauf ihre Mutter, eine Baronesse Langermann, Erbfrau der Beynühnischen Güter, den Geheimen Rath Graf Eulenburg in zweiter Ehe geheirathet hatte. Sie war Hofdame der regierenden Königin und bei Hofe hieß sie Hebe, wahrscheinlich wegen ihrer jugendkräftigen Gestalt; zu diesem bei dem König viel vermögenden körperlichen Vorzug fügte sie noch den, der auch viel bei ihm galt, daß sie vortrefflich Pianoforte spielte und sang. Nach dem Tode der Fräulein Voß ergab die Comtesse Dönhoff sich dem König unter denselben Bedingungen, die diese gestellt hatte, daß die Königin ihre Einwilligung ertheile und daß von dem Hofprediger auch ihre Ehe zur linken Hand eingesegnet werde. Die Familie bestand darauf ausdrücklich. Die neue Ehe wurde am 11. April 1790 in der Kapelle zu Charlottenburg von Zöllner eingesegnet. Die zweite Gemahlin erhielt eine königliche Ausstattung, eine Mitgift von 200,000 Thalern, die Mutter ein Geschenk von 50,000, die jüngere Schwester 20,000 Thaler, Baron Langermann aus Mecklenburg, ihr Onkel, 40,000 Thaler. Das Haus des Ministers Heynitz wurde um 30,000 Thaler für sie

gekauft. „Die Comtesse Dönhoff, berichtet Dampmartin blendete durch jenes gefährliche Zusammenspiel von Reizen, Liebenswürdigkeit, Capricen und Launen, welche die Leidenschaft noch mehr entflammen. War der König beharrlich in seiner Adoration, so durfte er auf deliciöse Vergnügungen rechnen, nur mußte er dabei auf ein ruhiges, friedliches Leben verzichten. Die Gräfin maaßte sich als Gemahlin des Königs auch an, als Souverainin zu sprechen. Aber der König liebte es weit mehr, sein Vergnügen durch Nachgiebigkeit zu erlangen, als sich in ermüdende Dispute einzulassen. Die Augen der Königin füllten sich mit Thränen, wenn sie der sanften Ingenheim gedachte, die Damen des Hofs ordneten sich nicht ohne Widerstreben dem Vorrange unter, den eine, die aus ihrer Mitte war, erlangt hatte. Madame Rietz war klug genug, ohne auch nur einen Laut zu thun, dem Befehle des Königs sich zu fügen, der sie allerdings zur Ertragung des beleidigendsten Hochmuths von Seiten der Dönhoff verurtheilte; sie war ja doch sicher, daß der Gebieter des trockenen Tons der vornehmen Dame bald genug überdrüssig werden und zu dem Kreise zurückkehren werde, in dem er sich ungezwungen bewegen konnte. Bald wurde dem König das Einmischen der Gräfin in die Politik unerträglich. Um ihrem Stolz zu genügen und aus Eifersucht gegen die Rietz und deren Rekrutenaushebung aus dem Corps de ballet hatte Gräfin Dönhoff Potsdam verlassen und nach Berlin sich begeben. Von hieraus richtete sie bei Gelegenheit der Vorbereitungen zum Feldzug gegen Frankreich

1792 folgenden imperatorischen Brief an den König: „Ich gebe Sie ganz auf, wenn Sie sich mit solchem Leichtsinn in ein so gewichtiges und schweres Unternehmen einlassen. Entweder müssen Sie an der Spitze von 200,000 Preußen und 250,000 Oestreichern marschiren oder auf jede Hoffnung des Siegs verzichten. Mit einer Handvoll Leute werden Sie nur Ihr Leben auf's Spiel setzen und Ihre Ehre bloßstellen. Sie werden von den Grenzen zurückgeschlagen werden. Ihre ritterliche Laune macht Sie zu einem Don Quichotte, der ebenfalls Berg und Thal durchzog, um überall das Recht wieder herzustellen, sich auf Alles stürzte, was ihn in den Weg kam und losschlug, ohne auf die Anzahl und Stärke seiner Gegner Rücksicht zu nehmen.“ Dieser Brief und die sonstigen Aeußerungen der Gräfin Dönhoff wurden von den einflußreichsten Mitgliedern der französischen Emigration benutzt, um sie als geheime Parteigängerin der Republikaner zu bezeichnen; man beschuldigte sie, daß sie von den Freunden der französischen Freiheit, dem Prinzenerzieher Leuchsenring, Fräulein von Bielefeld und Anderen gewonnen worden sei, den Krieg gegen Frankreich zu hintertreiben; ja man klagte sie sogar eines Einverständnisses mit den Jacobinern an, und daß sie sich habe bestechen lassen. Alle diese Beschuldigungen aber waren bloße Gerüchte, die im Publikum, wo sie sehr verhaßt war, ihren Weg machten. Sie hatte dem König einen Sohn am 24. Januar 1792 geboren: er erhielt den Namen Wilhelm Graf von Brandenburg. Er ward am 14. Februar getauft, der

König hielt seinen Sohn selbst über die Taufe, die Gemahlin des Hofmarschalls der regierenden Königin, Gräfin Solms-Sonnewalde, geborne Schlippenbach und Frau von Puttkammer, geborne Keller, die beiden Damen, welche die Gräfin Dönhoff in ihrem Wochenbette soignirt hatten, waren Pathen. Graf Brandenburg vermählte sich später mit einer Fräulein von Massenbach, ward Commandant von Breslau, im Sturmjahre 1848 Ministerpräsident und starb kurz nach dem angreifenden Besuche in Warschau 1850 als solcher. Er war der Oheim des jetzt regierenden Königs und ein Mann von altem Schlage, kein eminenter Geist, aber von festem, stillem Charakter, ohne breitspuriges Wesen; in der unvergeßlichen Neujahrsnacht 1814 war er der erste gewesen, der mit 200 Füselieren bei Caub auf's linke Rheinufer übergesetzt war. Vier Monate nach der Geburt dieses Sohnes am 30. Mai 1792, kurz vorher, ehe der König zur Rheincampagne sich begab, reiste die Gräfin plötzlich ab, in die Schweiz. Am 4. Januar 1793, während der König noch am Rhein war, gebar sie eine Tochter, die Julie, Gräfin von Brandenburg getauft wurde. Sie vermählte sich 1816 mit dem Fürsten Friedrich Ferdinand von Anhalt-Köthen, von der Nebenlinie Pleß, der 1825 sich mit ihr convertirte und mit dessen Bruder Köthen ausstarb.

Der Bruch der Dönhoff mit dem König war drastisch. „Sie hatte, erzählen die „vertrauten Briefe", nicht Verstand genug, den König zu fesseln und ließ sich, durch einige Schwärmer verführt, einfallen, sich

in Staatsgeschäfte mischen zu wollen.“ Kurz nachdem der König von der Rheincampagne zurückgekehrt war, machte sie ihm eine Ueberraschungsscene in Potsdam, am 19. November 1793. Sie kam Abends sieben Uhr heimlich mit der Gräfin Solms, die ihre neugeborne Tochter trug, in den neuen Garten von Potsdam, wo der König eben im neuen Pavillon sein gewöhnliches Concert mit dem Violoncellisten Duport hielt. Der König hatte eine besondere Vorliebe für Musik, Mozart im Jahre 1789 und Beethoven 1796 spielten Pianoforte bei Hofe und wurden auf's Verbindlichste empfangen. Friedrich Wilhelm's II. Capelle, an deren Spitze Righini und Himmel standen, war ausgezeichnet. Der König war selbst Virtuos auf dem Cello, doch hinderte ihn in den späteren Jahren sein starker Unterleib, das Instrument zwischen den Knieen zu halten. Die vernachlässigte Favoritin stürzte sich mit aufgelöstem Haar durch die Versammlung zu des Königs Füßen, sie stellte ihm die neugeborne Tochter mit den Worten vor: „Hier, nehmen Sie Ihr Eigenthum zurück!“ Der König blieb ruhig, führte die Damen in ein anstoßendes Cabinet, wo die heftigste Scene vorfiel. Der König aber behielt seine Kaltblütigkeit und sagte gelassen: „Versorgung.“ Darauf ward die kleine Gräfin Brandenburg mit dem Grafen Brandenburg zugleich in Potsdam im neuen Garten erzogen. Die Aufsicht erhielt Madame Rietz. Die Mutter aber blieb von Hofe verwiesen mit einer Pension von 8000 Thalern. Die Scene, welche die Gräfin dem König machte,

war auf ein Wiederanknüpfen des Verhältnisses berechnet gewesen, die Gräfin irrte sich aber in der Wahl des Mittels, der Bruch blieb. Der Grund des Bruches war die große Verschiedenheit der Charaktere, der König mochte mit der heftigen Dame sich nicht weiter befassen. Die Gerüchte, die im Publikum umliefen, über Begünstigungen, welche die Gräfin dem Grafen Medem, Bruder der Herzogin von Curland und dem Grafen Lehndorf habe zukommen lassen, waren eben so bloße Gerüchte, wie ihre Verbindung mit den französischen Jacobinern. Die Gräfin, welche die Lichtenau in ihrer Apologie selbst als eine Dame „von englischem und römischen Geiste" bezeichnet, lebte darauf eingezogen zu Angermünde in der Uckermark. Unter der folgenden Regierung ward ihr erlaubt, nach Berlin zu kommen und ihre Kinder zu sehen. Sie starb erst 1834 auf ihren Gütern bei Werneuchen in der Mittelmark. Ihre jüngere Schwester, Anna, ward 1805 durch ein Erkenntniß des Criminalgerichts ihres Adels verlustig erklärt und kam nach Spandau.

Der geliebte natürliche Sohn der Madame Rietz, der Graf Alexander von der Mark, war zu des Königs herbstem Schmerze bereits am 1. Aug. 1787 in seinem neunten Lebensjahre wieder gestorben und zwar unter Umständen, von denen die Gräfin in ihrer Apologie so räthselhaft spricht, daß man an einen unnatürlichen Tod denken möchte. „Aeußerst betrübt war der König. Doch die Umstände dieses nur allzuschnellen Todes trugen dazu noch mehr bei

als der Tod selbst. Ich weiß diese Umstände — und schweige." Die Mutter hatte auch diesen Trauerfall benutzt, sich in der Gunst des Königs immer fester zu setzen. Bischofswerder und Wöllner und die Brüder Rosenkreuzer, die sie sonst in Gegenwart des Königs persiflirte und ihn dadurch oft wüthend machte, boten ihr die Hand. Der König hatte verlangt, den Schatten seines Lieblings noch einmal zu sehen. In dem Palais unter den Linden zu Berlin, das der König seinem Liebling geschenkt hatte, ward in dem Trauerzimmer, worin der kleine Graf gestorben war, die Citirung vorgenommen. Es wurde mit besonderer Pracht ausgeziert und mit Hülfe theurgischer Gaukelkünste mußte der Geist des früh Verstorbenen aus dem Lande der Seligen dem königlichen Vater erscheinen. Er erschien, um ihn an das der Mutter geleistete Versprechen zu erinnern, sie unter keinen Umständen von sich zu entfernen. Der König ließ dem geliebten Entschlafenen 1791 ein Denkmal von Marmor durch Schadow in der Dorotheenkirche errichten und erkannte ihn damit feierlich als seinen Sohn an.

Die Tochter der Madame Rietz, die Gräfin Mariane von der Mark, trat nach dem Tode ihres Bruders in dessen Stelle in der Gunst bei dem König und befand sich fortwährend in seiner Nähe. Graf Medem wurde für einen Bewerber um ihre reiche Hand gehalten, sie erhörte ihn aber nicht, und auch ein anderweites Heirathsproject mit dem Lord Hervey, Sohn des Lord Bristol, Bischofs von Londonderry,

eines der eifrigsten Anbeter der Mutter — auf den ich zurückkomme, — kam nicht zu Stande. Die Gräfin heirathete am 17. März 1797 den höchst verschuldeten Erbgrafen Friedrich von Stolberg-Stolberg, sie erhielt eine Mitgift von 200,000 Thalern, ward aber bereits nach zwei Jahren 1799 wieder geschieden. Sie war eben so angenehm, wie ihre Mutter, „that es aber auch, wie Manso sagt, ihrer Mutter im Leben wie im Lieben gleich, wo nicht voraus.“ Sie verheirathete sich später noch zweimal mit einem Polen, Caspar von Miakowski, Neffen des Bischofs von Warschau und mit einem schönen französischen Obersten Thierry in Paris. Hier starb sie 1828. Ihre Tochter aus der ersten Ehe mit dem Stolbergischen Grafen heirathete 1819 ihren Oheim, den Bruder ihres Vaters, Graf Joseph. Die Tochter aus der dritten Ehe aber mit dem Oberst Thierry ward 1826 die Gemahlin ihres Halbbruders, des Sohnes der Gräfin Ingenheim-Voß, des Grafen Gustav Ingenheim, der wirklicher Geheimer Rath und Kammerherr des Königs Friedrich Wilhelm III. seines Halbbruders war: Friedrich Wilhelm III. ertheilte der Fräulein Thierry bei Gelegenheit ihrer Vermählung den Titel einer Gräfin Thierry de la Mark.

Nach dem Bruche mit der Gräfin Dönhoff blieb Madame Rietz — Roxolane, wie sie bei Hofe hieß — unumschränkte Beherrscherin desselben. Ihr Einfluß erstreckte sich auf Alles. Wen sie begünstigte, ward begünstigt. „Kein Kammerpräsident, schreiben die

„vertrauten Briefe", hätte gewagt, einen seiner Canzlisten hart anzufahren, wenn er gehört hätte, daß er die Waschzettel der Gräfin Lichtenau schrieb." Die entschiedene Theilnahme am französischen Revolutionskriege und besonders an dem unglücklichen Zuge in die Champagne schreibt man hauptsächlich auf ihren Einfluß. Sie begleitete den König auf diesem Champagne-Feldzug und hielt einen förmlichen Hof zu Aachen und Spaa mit allem Glanze einer Königin. Täglich wurden Stafetten abgesandt und erhalten, um sie über den Gang der Ereignisse im Laufenden zu unterhalten und ihren Beirath einzuholen. Die französischen Emigranten machten ihr, als ihrer besten Freundin, den eifrigsten Hof. Sie selbst gesteht in ihrer Apologie, daß man den Basler Frieden durch sie habe hintertreiben wollen. Die zum Theil aus dem Portefeuille des Fürsten Hardenberg entflossenen Mémoires d'un homme d'état berichten und sie selbst hat es durch ihre Erzählung bestätigt, daß Lord Henry Spencer, der englische Gesandte in Berlin, ihr 100,000 Guineen angeboten habe, um Preußen damals, im Jahre 1795 bei der Coalition zu erhalten. Sie schlug sie aus.

Schon im Jahre 1789 hatte einer der beiden jungen Gualtieri sich um die Hand der Madame Rietz beworben. Nach Berlin 1793 zurückgekehrt, bot ihr ein erst zwanzigjähriger Lord Templetown seine Hand an. Bei der in Berlin und Wien damals herrschenden Anglomanie machten die Engländer eine große Figur und zeichneten sich durch ihre Extra-

vaganzen schon damals sehr aus. Sie machten in Berlin gewaltigen Spektakel. Sie betranken sich fast alle Tage in der Stadt Paris, wo sie speisten; eines Tages warfen sie ein ganzes Bett auf die Straße. Templetown war ein feuriger Irländer, er begehrte mit Leidenschaft die Hand der preußischen Sirene. Der König schlug aber die Genehmigung zu der schon declarirten Heirath ab, weil er besorgte, Madame Rietz möge mit dem Lord übersiedeln und die freundschaftliche Verbindung, die ihm unentbehrliches Bedürfniß geworden war, allmählich absterben. Im Jahre 1795 trat ein drastischer Bruch dieser Liaison ein: der feurige Irländer soll die auf einer Galanterie mit einem untergeordneten Liebhaber betroffene Geliebte mit Ohrfeigen gestraft haben; sie erwirkte seine Ausweisung aus Berlin vom König und beschloß nun zu ihrer Zerstreuung selbst auf Reisen zu gehen.

Der Umgang mit Künstlern hatte bei Madame Rietz den lebhaften Wunsch erweckt, Italien zu sehen. Die Aerzte wurden veranlaßt, ihr die Bäder von Pisa und als Nachkur die Seebäder von Neapel zu verordnen. Der König genehmigte die Reise aus Rücksicht für ihre Gesundheit, sie hatte auch, wie sie später selbst erzählt hat, davon gesprochen, den Stein der Weisen aufzusuchen. Am 13. März 1795 reiste sie von Berlin ab und blieb über ein Jahr aus. Der König setzte ihr Reisegelder aus und gab ihr carte blanche an die vornehmsten Banquiers in Mailand, Florenz, Livorno, Rom und Neapel mit. In ihrer Begleitung befand sich ihr früherer täglicher Gesell-

schafter in Berlin, Herr Filistri de Caramondani, Hofpoet des Königs, als Reisemarschall, ihre siebenjährige Gesellschafterin, Mademoiselle Chappuis, ihr Secretair Steinberg und ihre übrige Dienerschaft. Der König begleitete sie am Tage ihrer Abreise früh vier Uhr selbst noch an den Wagen. Die Reise ging über Wien und die Schweiz, wo Madame Rietz den berühmten Wundermann Lavater in Zürich aufsuchte, im October 1795 erreichte sie Pisa, von da ging sie nach Rom und Neapel. Sie reiste mit fürstlichem Aufwand, gab überall große Feste, kaufte für Rechnung des Königs Statuen, Bilder und andre Kunstwerke an, machte Bestellungen bei Künstlern und mit dem allen eine Menge Schulden. Sie selbst sagt zwar in ihre Apologie, daß sie von der carte blanche nicht den allermindesten Gebrauch gemacht habe, daß die ausgesetzten Reisegelder vollkommen hingereicht hätten, aber die Schulden kamen bei dem nach dem Tode des Königs gegen sie angestellten Processe zur Sprache. Obwohl bereits vierundvierzig Jahre alt, hatte sie doch noch eine Reihe von Liebesaventüren auf dieser Reise und die Thatsache ist unwiderleglich, daß sie jungen und alten Männern aus allerlei Volk den Kopf verdreht hat — im buchstäblichen Sinne des Wortes. Ein ganzer Schwarm von Liebhabern und Abenteurern aus der vornehmen Welt zog ihr nach. Einer ihrer enthusiastischten Anbeter war der Chevalier de Saxe, ein Sohn des sächsischen Prinzen Xaver, ein junger Mann in den zwanziger Jahren, der damals in Italien lebte, später Gouverneur von

Neapel ward und 1802 in einem Duell bei Töplitz mit einem russischen Fürsten Tscherbatow blieb. Mehrere flammende Briefe von ihm hat sie selbst im zweiten Theile ihrer Apologie abdrucken lassen, die allerdings ganz hinreichend sind, um sehen zu lassen, mit welcher Anziehungskraft sie gezogen habe. Der Chevalier schreibt ihr einmal: „Chère et charmante femme, je ne vois plus, que vous, vous seule avez trouvé le secret de fixer l'homme peutêtre le plus inconstant de la nature" und ein andresmal: „Je ne puis dire, chère Wilhelmine combien votre charmante lettre m'a rendu heureux. Quoi tu m'aimes donc réellement? etc. C'est un charme irrésistible qui m'attache à toi. Avec les autres je n'ai jamais gouté que ce plaisir si court d'un instant et avec toi je suis heureux quand je puis seulement te voir et d'être auprès de Wilhelmine porte dans mon ame une satisfaction qui lui était inconnue jusqu'au moment où je te vis pour la première fois. Je m'en rapellerai toujours, c'était chez la princesse Borghese etc. C'est à dater de ce jour que j'ai perdu ma liberté, mon caractère, mon insouciance, je me suis renouvellé, j'ai changé tout mon être, tu as fait de moi un autre homme." Noch nach dem Abschied schreibt der Chevalier der Gräfin aus Wien unterm 14. Juni 1797: „Je ne puis faire écarter de mon coeur cette image trop adorée et des ressouvenirs pleins de charmes viennent sans cesse empoisonner ma vie. Tu fais mon bonheur et mon malheur à la fois, chère et toujours aimée

1792 folgenden imperatorischen Brief an den König: „Ich gebe Sie ganz auf, wenn Sie sich mit solchem Leichtsinn in ein so gewichtiges und schweres Unternehmen einlassen. Entweder müssen Sie an der Spitze von 200,000 Preußen und 250,000 Oestreichern marschiren oder auf jede Hoffnung des Siegs verzichten. Mit einer Handvoll Leute werden Sie nur Ihr Leben auf's Spiel setzen und Ihre Ehre bloßstellen. Sie werden von den Grenzen zurückgeschlagen werden. Ihre ritterliche Laune macht Sie zu einem Don Quichotte, der ebenfalls Berg und Thal durchzog, um überall das Recht wieder herzustellen, sich auf Alles stürzte, was ihn in den Weg kam und losschlug, ohne auf die Anzahl und Stärke seiner Gegner Rücksicht zu nehmen.“ Dieser Brief und die sonstigen Aeußerungen der Gräfin Dönhoff wurden von den einflußreichsten Mitgliedern der französischen Emigration benutzt, um sie als geheime Parteigängerin der Republikaner zu bezeichnen; man beschuldigte sie, daß sie von den Freunden der französischen Freiheit, dem Prinzenerzieher Leuchsenring, Fräulein von Bielefeld und Anderen gewonnen worden sei, den Krieg gegen Frankreich zu hintertreiben; ja man klagte sie sogar eines Einverständnisses mit den Jacobinern an, und daß sie sich habe bestechen lassen. Alle diese Beschuldigungen aber waren bloße Gerüchte, die im Publikum, wo sie sehr verhaßt war, ihren Weg machten. Sie hatte dem König einen Sohn am 24. Januar 1792 geboren: er erhielt den Namen Wilhelm Graf von Brandenburg. Er ward am 14. Februar getauft, der

König hielt seinen Sohn selbst über die Taufe, die Gemahlin des Hofmarschalls der regierenden Königin, Gräfin Solms-Sonnewalde, geborne Schlippenbach und Frau von Puttkammer, geborne Keller, die beiden Damen, welche die Gräfin Dönhoff in ihrem Wochenbette soignirt hatten, waren Pathen. Graf Brandenburg vermählte sich später mit einer Fräulein von Massenbach, ward Commandant von Breslau, im Sturmjahre 1848 Ministerpräsident und starb kurz nach dem angreifenden Besuche in Warschau 1850 als solcher. Er war der Oheim des jetzt regierenden Königs und ein Mann von altem Schlage, kein eminenter Geist, aber von festem, stillem Charakter, ohne breitspuriges Wesen; in der unvergeßlichen Neujahrsnacht 1814 war er der erste gewesen, der mit 200 Füseliren bei Caub auf's linke Rheinufer übergesetzt war. Vier Monate nach der Geburt dieses Sohnes am 30. Mai 1792, kurz vorher, ehe der König zur Rheincampagne sich begab, reiste die Gräfin plötzlich ab, in die Schweiz. Am 4. Januar 1793, während der König noch am Rhein war, gebar sie eine Tochter, die Julie, Gräfin von Brandenburg getauft wurde. Sie vermählte sich 1816 mit dem Fürsten Friedrich Ferdinand von Anhalt-Köthen, von der Nebenlinie Pleß, der 1825 sich mit ihr convertirte und mit dessen Bruder Köthen ausstarb.

Der Bruch der Dönhoff mit dem König war drastisch. „Sie hatte, erzählen die „vertrauten Briefe“, nicht Verstand genug, den König zu fesseln und ließ sich, durch einige Schwärmer verführt, einfallen, sich

in Staatsgeschäfte mischen zu wollen." Kurz nachdem der König von der Rheincampagne zurückgekehrt war, machte sie ihm eine Ueberraschungsscene in Potsdam, am 19. November 1793. Sie kam Abends sieben Uhr heimlich mit der Gräfin Solms, die ihre neugeborne Tochter trug, in den neuen Garten von Potsdam, wo der König eben im neuen Pavillon sein gewöhnliches Concert mit dem Violoncellisten Duport hielt. Der König hatte eine besondere Vorliebe für Musik, Mozart im Jahre 1789 und Beethoven 1796 spielten Pianoforte bei Hofe und wurden auf's Verbindlichste empfangen. Friedrich Wilhelm's II. Capelle, an deren Spitze Righini und Himmel standen, war ausgezeichnet. Der König war selbst Virtuos auf dem Cello, doch hinderte ihn in den späteren Jahren sein starker Unterleib, das Instrument zwischen den Knieen zu halten. Die vernachlässigte Favoritin stürzte sich mit aufgelöstem Haar durch die Versammlung zu des Königs Füßen, sie stellte ihm die neugeborne Tochter mit den Worten vor: „Hier, nehmen Sie Ihr Eigenthum zurück!" Der König blieb ruhig, führte die Damen in ein anstoßendes Cabinet, wo die heftigste Scene vorfiel. Der König aber behielt seine Kaltblütigkeit und sagte gelassen: „Versorgung." Darauf ward die kleine Gräfin Brandenburg mit dem Grafen Brandenburg zugleich in Potsdam im neuen Garten erzogen. Die Aufsicht erhielt Madame Rietz. Die Mutter aber blieb von Hofe verwiesen mit einer Pension von 8000 Thalern. Die Scene, welche die Gräfin dem König machte,

war auf ein Wiederanknüpfen des Verhältnisses berechnet gewesen, die Gräfin irrte sich aber in der Wahl des Mittels, der Bruch blieb. Der Grund des Bruches war die große Verschiedenheit der Charaktere, der König mochte mit der heftigen Dame sich nicht weiter befassen. Die Gerüchte, die im Publikum umliefen, über Begünstigungen, welche die Gräfin dem Grafen Medem, Bruder der Herzogin von Curland und dem Grafen Lehndorf habe zukommen lassen, waren eben so bloße Gerüchte, wie ihre Verbindung mit den französischen Jacobinern. Die Gräfin, welche die Lichtenau in ihrer Apologie selbst als eine Dame „von englischem und römischen Geiste" bezeichnet, lebte darauf eingezogen zu Angermünde in der Uckermark. Unter der folgenden Regierung ward ihr erlaubt, nach Berlin zu kommen und ihre Kinder zu sehen. Sie starb erst 1834 auf ihren Gütern bei Werneuchen in der Mittelmark. Ihre jüngere Schwester, Anna, ward 1805 durch ein Erkenntniß des Criminalgerichts ihres Adels verlustig erklärt und kam nach Spandau.

Der geliebte natürliche Sohn der Madame Rietz, der Graf Alexander von der Mark, war zu des Königs herbstem Schmerze bereits am 1. Aug. 1787 in seinem neunten Lebensjahre wieder gestorben und zwar unter Umständen, von denen die Gräfin in ihrer Apologie so räthselhaft spricht, daß man an einen unnatürlichen Tod denken möchte. „Aeußerst betrübt war der König. Doch die Umstände dieses nur allzuschnellen Todes trugen dazu noch mehr bei

als der Tod selbst. Ich weiß diese Umstände — und schweige." Die Mutter hatte auch diesen Trauerfall benutzt, sich in der Gunst des Königs immer fester zu setzen. Bischofswerder und Wöllner und die Brüder Rosenkreuzer, die sie sonst in Gegenwart des Königs persiflirte und ihn dadurch oft wüthend machte, boten ihr die Hand. Der König hatte verlangt, den Schatten seines Lieblings noch einmal zu sehen. In dem Palais unter den Linden zu Berlin, das der König seinem Liebling geschenkt hatte, ward in dem Trauerzimmer, worin der kleine Graf gestorben war, die Citirung vorgenommen. Es wurde mit besonderer Pracht ausgeziert und mit Hülfe theurgischer Gaukelkünste mußte der Geist des früh Verstorbenen aus dem Lande der Seligen dem königlichen Vater erscheinen. Er erschien, um ihn an das der Mutter geleistete Versprechen zu erinnern, sie unter keinen Umständen von sich zu entfernen. Der König ließ dem geliebten Entschlafenen 1791 ein Denkmal von Marmor durch Schadow in der Dorotheenkirche errichten und erkannte ihn damit feierlich als seinen Sohn an.

Die Tochter der Madame Rietz, die Gräfin Mariane von der Mark, trat nach dem Tode ihres Bruders in dessen Stelle in der Gunst bei dem König und befand sich fortwährend in seiner Nähe. Graf Medem wurde für einen Bewerber um ihre reiche Hand gehalten, sie erhörte ihn aber nicht, und auch ein anderweites Heirathsproject mit dem Lord Hervey, Sohn des Lord Bristol, Bischofs von Londonderry,

eines der eifrigsten Anbeter der Mutter — auf den ich zurückkomme, — kam nicht zu Stande. Die Gräfin heirathete am 17. März 1797 den höchst verschuldeten Erbgrafen Friedrich von Stolberg-Stolberg, sie erhielt eine Mitgift von 200,000 Thalern, ward aber bereits nach zwei Jahren 1799 wieder geschieden. Sie war eben so angenehm, wie ihre Mutter, „that es aber auch, wie Manso sagt, ihrer Mutter im Leben wie im Lieben gleich, wo nicht voraus.“ Sie verheirathete sich später noch zweimal mit einem Polen, Caspar von Miakowski, Neffen des Bischofs von Warschau und mit einem schönen französischen Obersten Thierry in Paris. Hier starb sie 1828. Ihre Tochter aus der ersten Ehe mit dem Stolbergischen Grafen heirathete 1819 ihren Oheim, den Bruder ihres Vaters, Graf Joseph. Die Tochter aus der dritten Ehe aber mit dem Oberst Thierry ward 1826 die Gemahlin ihres Halbbruders, des Sohnes der Gräfin Ingenheim-Voß, des Grafen Gustav Ingenheim, der wirklicher Geheimer Rath und Kammerherr des Königs Friedrich Wilhelm III. seines Halbbruders war: Friedrich Wilhelm III. ertheilte der Fräulein Thierry bei Gelegenheit ihrer Vermählung den Titel einer Gräfin Thierry de la Mark.

Nach dem Bruche mit der Gräfin Dönhoff blieb Madame Rietz — Roxolane, wie sie bei Hofe hieß — unumschränkte Beherrscherin desselben. Ihr Einfluß erstreckte sich auf Alles. Wen sie begünstigte, ward begünstigt. „Kein Kammerpräsident, schreiben die

„vertrauten Briefe“, hätte gewagt, einen seiner Canzlisten hart anzufahren, wenn er gehört hätte, daß er die Waschzettel der Gräfin Lichtenau schrieb.“ Die entschiedene Theilnahme am französischen Revolutionskriege und besonders an dem unglücklichen Zuge in die Champagne schreibt man hauptsächlich auf ihren Einfluß. Sie begleitete den König auf diesem Champagne-Feldzug und hielt einen förmlichen Hof zu Aachen und Spaa mit allem Glanze einer Königin. Täglich wurden Stafetten abgesandt und erhalten, um sie über den Gang der Ereignisse im Laufenden zu unterhalten und ihren Beirath einzuholen. Die französischen Emigranten machten ihr, als ihrer besten Freundin, den eifrigsten Hof. Sie selbst gesteht in ihrer Apologie, daß man den Basler Frieden durch sie habe hintertreiben wollen. Die zum Theil aus dem Portefeuille des Fürsten Hardenberg entflossenen Mémoires d'un homme d'état berichten und sie selbst hat es durch ihre Erzählung bestätigt, daß Lord Henry Spencer, der englische Gesandte in Berlin, ihr 100,000 Guineen angeboten habe, um Preußen damals, im Jahre 1795 bei der Coalition zu erhalten. Sie schlug sie aus.

Schon im Jahre 1789 hatte einer der beiden jungen Gualtieri sich um die Hand der Madame Rietz beworben. Nach Berlin 1793 zurückgekehrt, bot ihr ein erst zwanzigjähriger Lord Templetown seine Hand an. Bei der in Berlin und Wien damals herrschenden Anglomanie machten die Engländer eine große Figur und zeichneten sich durch ihre Extra-

vaganzen schon damals sehr aus. Sie machten in Berlin gewaltigen Spektakel. Sie betranken sich fast alle Tage in der Stadt Paris, wo sie speisten; eines Tages warfen sie ein ganzes Bett auf die Straße. Templetown war ein feuriger Irländer, er begehrte mit Leidenschaft die Hand der preußischen Sirene. Der König schlug aber die Genehmigung zu der schon declarirten Heirath ab, weil er besorgte, Madame Rietz möge mit dem Lord übersiedeln und die freundschaftliche Verbindung, die ihm unentbehrliches Bedürfniß geworden war, allmählich absterben. Im Jahre 1795 trat ein drastischer Bruch dieser Liaison ein: der feurige Irländer soll die auf einer Galanterie mit einem untergeordneten Liebhaber betroffene Geliebte mit Ohrfeigen gestraft haben; sie erwirkte seine Ausweisung aus Berlin vom König und beschloß nun zu ihrer Zerstreuung selbst auf Reisen zu gehen.

Der Umgang mit Künstlern hatte bei Madame Rietz den lebhaften Wunsch erweckt, Italien zu sehen. Die Aerzte wurden veranlaßt, ihr die Bäder von Pisa und als Nachkur die Seebäder von Neapel zu verordnen. Der König genehmigte die Reise aus Rücksicht für ihre Gesundheit, sie hatte auch, wie sie später selbst erzählt hat, davon gesprochen, den Stein der Weisen aufzusuchen. Am 13. März 1795 reiste sie von Berlin ab und blieb über ein Jahr aus. Der König setzte ihr Reisegelder aus und gab ihr carte blanche an die vornehmsten Banquiers in Mailand, Florenz, Livorno, Rom und Neapel mit. In ihrer Begleitung befand sich ihr früherer täglicher Gesell-

schafter in Berlin, Herr Filistri de Caramondani, Hofpoet des Königs, als Reisemarschall, ihre siebenjährige Gesellschafterin, Mademoiselle Chappuis, ihr Secretair Steinberg und ihre übrige Dienerschaft. Der König begleitete sie am Tage ihrer Abreise früh vier Uhr selbst noch an den Wagen. Die Reise ging über Wien und die Schweiz, wo Madame Rietz den berühmten Wundermann Lavater in Zürich aufsuchte, im October 1795 erreichte sie Pisa, von da ging sie nach Rom und Neapel. Sie reiste mit fürstlichem Aufwand, gab überall große Feste, kaufte für Rechnung des Königs Statuen, Bilder und andre Kunstwerke an, machte Bestellungen bei Künstlern und mit dem allen eine Menge Schulden. Sie selbst sagt zwar in ihre Apologie, daß sie von der carte blanche nicht den allermindesten Gebrauch gemacht habe, daß die ausgesetzten Reisegelder vollkommen hingereicht hätten, aber die Schulden kamen bei dem nach dem Tode des Königs gegen sie angestellten Processe zur Sprache. Obwohl bereits vierundvierzig Jahre alt, hatte sie doch noch eine Reihe von Liebesaventüren auf dieser Reise und die Thatsache ist unwiderleglich, daß sie jungen und alten Männern aus allerlei Volk den Kopf verdreht hat — im buchstäblichen Sinne des Wortes. Ein ganzer Schwarm von Liebhabern und Abenteurern aus der vornehmen Welt zog ihr nach. Einer ihrer enthusiastischten Anbeter war der Chevalier de Saxe, ein Sohn des sächsischen Prinzen Xaver, ein junger Mann in den zwanziger Jahren, der damals in Italien lebte, später Gouverneur von

Neapel ward und 1802 in einem Duell bei Töplitz mit einem russischen Fürsten Tscherbatow blieb. Mehrere flammende Briefe von ihm hat sie selbst im zweiten Theile ihrer Apologie abdrucken lassen, die allerdings ganz hinreichend sind, um sehen zu lassen, mit welcher Anziehungskraft sie gezogen habe. Der Chevalier schreibt ihr einmal: „Chère et charmante femme, je ne vois plus, que vous, vous seule avez trouvé le secret de fixer l'homme peutêtre le plus inconstant de la nature" und ein andresmal: „Je ne puis dire, chère Wilhelmine combien votre charmante lettre m'a rendu heureux. Quoi tu m'aimes donc réellement? etc. C'est un charme irrésistible qui m'attache à toi. Avec les autres je n'ai jamais gouté que ce plaisir si court d'un instant et avec toi je suis heureux quand je puis seulement te voir et d'être auprès de Wilhelmine porte dans mon ame une satisfaction qui lui était inconnue jusqu'au moment ou je te vis pour la première fois. Je m'en rapellerai toujours, c'était chez la princesse Borghese etc. C'est à dater de ce jour que j'ai perdu ma liberté, mon caractère, mon insouciance, je me suis renouvellé, j'ai changé tout mon être, tu as fait de moi un autre homme." Noch nach dem Abschied schreibt der Chevalier der Gräfin aus Wien unterm 14. Juni 1797: „Je ne puis faire écarter de mon coeur cette image trop adorée et des ressouvenirs pleins de charmes viennent sans cesse empoisonner ma vie. Tu fais mon bonheur et mon malheur à la fois, chère et toujours aimée

Wilhelmine, ce nom me fait tréssaillir, mon coeur brûle en le prononcant etc. L'amour agit en tiran dans mon coeur depuis que j'ai eu le bonheur ou le malheur de rencontrer ces deux yeux pleins d'expression, cette taille élegante, ces charmes irréisstibles." Aehnliche wenn auch nicht so flammende Briefe wie die des Chevalier de Saxe finden sich von dem berühmten Archäologen Hirt, den ihre Kunstliebe in Rom ihr auf Empfehlung des Herzogs von Sussex zugeführt hatte und der bald einer ihrer begünstigtsten Verehrer wurde. Aloys Hirt, ein entsprungener Klosterbruder aus Schwaben, machte damals den Fremdenführer in Rom. Er war dreißig Jahr alt, von kräftiger Gestalt und wohlgebildetem Aeußern. Er schrieb an Madame Rietz, 19. April 1796, als sie auf seine Empfehlung Angelika Kaufmann gesessen hatte: „Und dies Bildniß! möchte es doch werden, wie ich es in meiner Phantasie vor mir sehe! Doch hierfür wird schon die vortreffliche Angelika sorgen. Nur eins bäte ich dabei: erstlich ganze Figur, zweitens ganz einfach weiß gekleidet, drittens bloße Arme, viertens einfach sitzend in einsamer Landschaft, wo etwa im Mittel- oder Hintergrunde eine merkwürdige Ruine von Rom erscheint. Doch Alles dies überlasse ich Ihrer eigenen Inspiration. Wer kann den Grazien Gesetze vorschreiben, auf welche Weise sie am Besten als solche erscheinen werden. Das Briefchen vom Sonnabend, welche Gesinnungen! welche Aussichten für die Zukunft! Wodurch verdiene ich dies? Wie verdiene ich, mich alles dessen würdig zu

machen? Ich sehe die Hoffnung mit leicht gehobenem Gewand freundlich vor mir. — Aber flieht sie, täuscht sie oder wird sie Beglückerin der Sehenden werden?“

Madame Rietz hatte Hirt angeboten, ihn in ihr Gefolge auf der Reise und in ihr Haus in Potsdam aufzunehmen. Er antwortet darauf, 5. März 1796: „Sie behandeln mich, meine Freundin — erlauben Sie, daß ich diesen trauten Namen gegen Sie brauchen darf, mit so vieler Nachsicht und gütigem Zuvorkommen, daß das einzige Gefühl der Erkenntlichkeit hinreichend sein würde, auf immer in Ihrer Person meinen wohlthätigen Schutzgeist zu verehren. Allein nicht dies Gefühl allein, eine tiefere unnennbare Empfindung spricht für Sie in meinem Innersten. Würde ich geradezu diesem drängenden Hange nachgeben, so könnte ich allerdings keinem reizenderen Bilde entgegen sehen, als dasjenige ist, welches Sie für das Glück und den vollen Genuß meiner künftigen Tage entwarfen. Wohnung und Tisch mit Ihnen gemeinschaftlich zu haben, ja selbst auf Reisen Ihnen zu folgen, was könnte für meine Empfindung erwünschter, für meine Phantasie blühender sein?“

Hirt folgte später der Gräfin Lichtenau nach Potsdam, wohnte bei ihr im neuen Garten in einem der für den Fremdenbesuch leer stehenden Häuser und speiste bei ihr, ward durch sie dem König vorgestellt und erhielt als Akademiker, Hofrath und Instructor des

vierten Prinzen des Königs, Wilhelm, der Neigung zu den Alterthümern zeigte, eine Pension von 1800 Thlrn.

Alle größere und kleinere Höfe Italiens bewarben sich um die Ehre, die allvermögende Favoritin des Königs von Preußen bei sich zu empfangen. Nur der Hof von Neapel machte Schwierigkeiten. Die Königin Caroline, eine geborne östreichische Erzherzogin, wollte zwar einer königlichen Maitresse, aber nicht einer bürgerlichen Madame Rietz die Hofehren verwilligen. Madame Rietz wandte sich deßhalb an den König und machte ihm in einem Schreiben vorstellig, „daß, wiewohl Se. Maj. wohl wüßten, daß sie für ihre Person keinen Werth auf „„die thörigten Eitelkeiten der Hof-Etiquette““ lege, es sie doch in eine schiefe Stellung bringe, daß ihre Tochter in den Grafenstand erhoben sei, während sie noch selbst dem niedern Bürgerstand angehöre.“ Darauf ward Madame Rietz gerichtlich von Herrn Rietz, mit dem sie nie getraut worden war, geschieden und zur Gräfin von Lichtenau mittelst eines auf den 28. April 1794 zurückdatirten Grafen-Diploms erhoben, welches ihr eigner Bruder, der Stallmeister, ihr nach Venedig überbrachte. Es ertheilte ihr vier Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite, Ebenbürtigkeit und Stiftsfähigkeit. In das ihr gestiftete Wappen kam der preußische Adler und die königliche Krone.

Mit dem König war die Gräfin während der ganzen Zeit ihrer italienischen Reise in beständigem Briefwechsel geblieben. Sie übersandte ihm regel-

mäßig ihr Journal. In Berlin unterhielt sie ihre Agenten, die sie fortwährend im Laufenden erhielten. So erhielt sich auch in der Entfernung ihr Einfluß.

Im Jahre 1796 verschlimmerte sich der Gesundheitszustand des Königs bedeutend: die Vorboten der Wassersucht stellten sich ein. Auf die Nachricht davon eilte die Gräfin mit Courierpferden im Juni 1796 in Begleitung des Oberhofmeisters der Königin, Grafen Wilhelm Wittgenstein, aus Italien nach Potsdam zurück. Ihr Herz ward bei dem Anblick der Leiden ihres Freundes, Beklemmung und Schlaflosigkeit, zerrissen. Sie widmete sich nun mit der treuesten Anhänglichkeit seiner Pflege, sie ging zweimal mit ihm 1796 und 1797 in das ihm verordnete Bad zu Pyrmont.

Die sorgfältige Krankenpflege hinderte aber nicht, jetzt auch alle Vortheile und Annehmlichkeiten zu genießen, welche durch die Erhebung zur Gräfin von Lichtenau gekommen waren. Sie ward bei Hofe vorgestellt, die Königin hatte ihr ihr mit Brillanten besetztes Bildniß nach Pyrmont geschickt: es geschah dies alles auf Empfehlung ihres Oberhofmeisters, des späteren Oberkammerherrn und Fürsten Wilhelm Wittgenstein und der Kammerfrau Hille, welche beide durch eine unumschränkte Gewalt über die Königin sich in der Gunst des Königs erhielten. In der großen Gesellschaft ward die neue Gräfin durch die ältere Gräfin Haake präsentirt. Ja die neue Gräfin empfing jetzt in ihrem eigenen Hause den gesammten Hof noch im letzten Lebensjahre des Königs,

am 14. März 1797. Sie hatte in diesem Hause, den von ihrem Sohne auf sie übererbten Palais unter den Linden, ein Theater einrichten lassen. Die ganze Capelle war ihr zur Verfügung gestellt. Die Gräfin ließ den neuen Salon durch Cleopatra, opera seria einweihen. Der gedruckte Theaterzettel lautete: „La Morte di Cleopatra, Drama Del Signor A. S. Sògrafi Avvocato Veneto con Musica Del Signor Maestro Nasolini. Da Rappresentarsi Nel Teatro Della Nobil Donna La Signora Contessa di Lichtenau. Berlino Nel Mese di Marzo 1797. Es gehörte zu den kleinen Eitelkeiten der Gräfin, ihren Namen öffentlich gedruckt zu sehen — sie selbst schreibt in ihrer Apologie, daß sie das Geständniß „dieser ihr lieblichen Vorstellung" dem Professor Meißner bei Gelegenheit eines ihr überreichten schriftlichen Hochzeitsgedichts gemacht habe. Dampmartin berichtet über die Vorstellung, der er beiwohnte, die ungeheure Sensation in ganz Berlin machte und die deßhalb merkwürdig ist, weil ihr nicht nur die legitime königliche Familie, sondern auch sämmtliche Schößlinge aus der üppigen Päonien schmachtenden Narcissen- und prächtigen Tulpenpartie des Gartens des königlichen Lustwohlgefallens beiwohnten. „Die Königin, der Kronprinz und seine Gemahlin, so wie die andern königlichen Prinzen und Prinzessinnen bebten vor Ingrimm über den sie erniedrigenden Zwang, sich bei einer Frau als Gäste zu sehen, deren bloße Nähe sie schon auf's Tiefste verletzte. Der König trug auf seinem bleichen

Gesichte die Zeichen einer tödtlichen Krankheit; die gutmüthige Königin verzog ihre Lippen zu einem erzwungenen Lächeln; der Kronprinz (nachmalige König Friedrich Wilhelm III.) konnte seine heftige Gemüthsbewegung nicht verbergen, er warf verstohlene Blicke bald der zärtlich geliebten Mutter, bald seiner angebeteten Gemahlin (Luise) zu, als könne er nicht begreifen, wie es möglich sei, sich mit ihnen in den prachtvollen Zimmern der Maitresse seines Vaters zu befinden. Nichts hätte mehr seine beiden vorherrschenden Tugenden in Harnisch bringen können: Sparsamkeit und Anständigkeit. Jung, freimüthig, dabei ein wenig menschenscheu (sauvage), vermochte er es nicht über sich zu gewinnen, seinen Aerger zu verbergen. Die Kronprinzessin, von strahlender Schönheit, schien zurückhaltend und durch die Aufgeregtheit ihres Gemahls geängstigt. Die Prinzessin Friederike, ihre Schwester (Wittwe des zweiten Sohnes des Königs, Prinzen Ludwig's, seit dem 28. Dec. 1796, die nachherige durch ihre Galanterien so berühmte Prinzessin von Solms und zuletzt Königin von Hannover) hatte zum erstenmale die Trauerkleider als junge Wittwe abgelegt, glänzte durch Liebreiz und überließ sich den Triumphen ihrer Coquetterie. Die Prinzen und Prinzessinnen, alle konnten ihre Verlegenheit und ihren Aerger nicht verbergen. Nur Prinz Heinrich, der Oheim des Königs, mit den Künsten des Hoflebens vertraut, verstand sich zu verstellen, doch gab die zurückgehaltene Wuth seinen

charaktervollen Zügen einen frappanten Ausdruck *). Die Gräfin Lichtenau, die in bei weitem reicheren Schmucke, wie die Königin glänzte, empfing des Königs zärtlichste Huldigungen. Den Kindern von seinen drei Maitressen, die in einer ersten Rangloge saßen, warf er Näschereien zu. Bei einigen Strophen der Oper, in denen Octavia über die Untreue ihres Marc Anton klagte, richteten sich unwillkührlich Aller Augen auf die Königin, die ihre Thränen im Taschentuch verbarg."

Mit den höchsten Ehrenbezeugungen wurde die Eitelkeit der Gräfin Lichtenau bei ihrer zweiten Brunnenreise nach Pyrmont im Juni 1797 geweidet. Sie stand hier einem glänzenden Hoflager vor, während die Königin in dem bescheidenen Badeorte Freienwalde ihre Zeit zubrachte. In Pyrmont erhielt die Gräfin die Huldigungen von mehr als zwanzig Reichsfürsten, die hier dem Könige von Preußen ihre Aufwartung machten. „Der Kronprinz, schreibt Förster aus den mündlichen Mittheilungen der Gräfin, erhielt vom Könige eine Einladung, mit seiner Gemahlin nach Pyrmont zu kommen, welcher er sich nicht entziehen konnte. Er hatte hier sehr peinliche Tage zu

*) Als die an den Landgrafen von Cassel vermählte Tochter des Königs zu dem Prinzen Heinrich über die in dem Hause der Gräfin aufgestellten Statuen, Gemälde und andere Kunstwerke sich mit den Worten äußerte: „Die Statuen sind recht schön, ich möchte sie wohl haben," erwiederte der Prinz: „Ich will nichts haben, Alles infam in dieser Boutique."

überstehen. Am 3. August wurde im Brunnensalon sein Geburtstag gefeiert. Die Gräfin Lichtenau hatte ein Festlied gedichtet und trug es an der Tafel vor." „Der Kronprinz, erzählt sie selbst, kam mir nach und dankte mir in den verbindlichsten Ausdrücken, ohne auch nur die entfernteste Abneigung gegen mich zu zeigen." „Nicht minder als der Maitresse, wurde dem Kämmerer Rietz von allen anwesenden Durchlauchten und Hoheiten auf die bettelhafteste Weise der Hof gemacht. Wer irgend etwas bei dem Könige erreichen wollte, dem blieb nichts anderes übrig, als entweder der Maitresse, oder dem Kämmerer, oder, wenn er ganz sicher gehen wollte, Beide für sich zu gewinnen. Angesehene Reichsfürsten überboten sich in Artigkeiten und Geschenken, welche sie an den königlichen Kleiderausklopfer verschwendeten. Der Herzog Ernst von Gotha hatte den König gebeten, auf seiner Rückkehr von Pyrmont ihn mit seinem Besuche zu beehren. Die Einladung wurde angenommen und ein glänzendes Mittagsmahl bereit gehalten. Der Hofmarschall hatte Befehl, den Kämmerer an der Marschallstafel unter den andern „Excellenzen" seinen Platz anzuweisen. Rietz aber kannte seine Stellung zur Hofgesellschaft besser, als seine hochgräfliche Frau, er dankte allerunterthänigst für die ihm zugedachte hohe Ehre und obschon der Herzog ihn selbst an den Arm nahm und zur Tafel führen wollte, lehnte er es mit der Bitte ab, ihm seinen Platz da, wo er hingehöre, bei der Dienerschaft anzuweisen. Der Herzog, welcher dennoch seinen Willen haben wollte, ließ schnell noch eine kleinere Tafel

decken, an welcher einige nicht hoffähige Personen zur Gesellschaft des Herrn Rietz Platz nehmen mußten. Rümpften hierüber schon die Kammerherren und Stabsoffiziere die Nasen sehr, so wurden ihre verblüfften Gesichter noch länger, als der Herzog die auf der Marschallstafel aufgestellte Trüffelpastete nebst altem Rheinwein auf die Kammerdienertafel nicht nur vor „„seinen lieben Freunde Rietz,““ sondern auch für ihn zu stellen befahl.“

„Der König fühlte sich nach seiner Rückkehr aus dem Bade so sehr erleichtert, daß ihm seine Aerzte den Gefallen thaten, und ihn für gänzlich wieder hergestellt erklärten, obschon sie überzeugt waren, daß die Wassersucht bald auf's Neue und stärker als vorher eintreten werde. Die Nachricht von der Wiederherstellung des Königs, „„des Vielgeliebten,““ wie ihn die Berliner nannten, verbreitete so allgemeine Freude, daß die Hauptstadt eine glänzende Feier zur Wiedergenesung veranstaltete.“

„Das Fest begann am frühen Morgen mit Glockengeläut und Posaunenblasen von den Thürmen der Stadt; auf den Plätzen war Tanzvergnügen, Mastbaumklettern, Puppentheater, Speisung der Armen auf öffentliche Kosten, in dem Börsensaal großes Zweckessen zu 500 Couverts, am Abend: Oper, Feuerwerk, Illumination, Ball. Der König, so leidend er war, hielt sich den ganzen Tag auf den Füßen, besuchte die öffentlichen Tanzplätze, fuhr durch die Straßen während der Illumination und nahm an dem, von den Bürgern und Stadtbewohnern ihm zu Ehren gegebenen Mittag- und Abendessen Theil. Die Königin hatte

sich mit Unwohlsein entschuldigt, die Gräfin Lichtenau nahm ihre Stelle ein, der Kronprinz hatte sich auf ausdrücklichen Befehl des Königs ebenfalls eingefunden. Die Gräfin erschien bei der Abendtafel in griechischem Gewand als Polyhymnia mit goldnem Diadem nach Angabe ihres Freundes und Verehrers, des Hofraths Hirt, und ihre sämmtlichen Anbeter, deren Zahl Legion war, hatten sich bei diesem ungezwungenen Bürgerfeste eingefunden. Die Gräfin, der ihre Freunde betheuerten, daß ihre Stimme an Fülle die der Mara, an Schmelz die der Schmalz (Sängerin bei der großen Oper in Berlin), an Geläufigkeit die der Zelter bei weitem übertreffe, hatte die Kühnheit, an der öffentlichen Tafel einige von ihr selbst gedichtete Strophen, welche der Capellmeister Himmel componirt hatte, zu singen und das Publikum zollte ihr einen nicht enden wollenden Beifall. Dies sind die Strophen der märkischen Sappho:

„Glänzend war die Morgenröthe
Freudig endigt dieser Tag:
Ja wohl freudig weil er heute
Friedrich Wilhelm uns geschenkt.“

„Welcher Jubel, welch' Entzücken!
Vater, Sohn, so Hand in Hand
In die lange Zukunft blickend,
Uns ein edles Beispiel seiend.
Söhne, schaut den Sohn hier an;
Väter, folgt dem edeln Vater
In der Hütte auf dem Thron!

„Hirt überreichte der Berliner Sappho einen Lorbeerkranz, der König zwang den Kronprinzen, der gekrönten Maitresse die Hand zu küssen.“

Mit diesen Ehrenbezeugungen begnügte sich aber die Gräfin Lichtenau nicht. Sie, die sich, wie Förster sagt, immer gern an das Reelle hielt, erhielt weit reellere Gunstbezeugungen von ihrem königlichen Freunde. Der König machte ihr die sogenannten Lichtenau'schen ehemals Brenkenhoff'schen Güter in der Neumark zum Geschenk, die drei Domainen: Lichtenau, von der sie im Voraus den Namen führte, Breitenwerder und Roßwiese, mit einer Jahresrente von 4800 Thalern. Dazu genoß sie schon seit der Thronbesteigung des Königs noch monatlich 300 Louisd'or für ihre Haushaltung in dem ebenfalls nach dem Tode ihres Sohnes 1787 auf sie übergegangenen Palais unter den Linden. In verschiedenen Zeiträumen hatte sie eine ansehnliche Summe an Juwelen erhalten. In seiner letzten Krankheit äußerte der König, „daß es nun die höchste Zeit sei, daß er ihr Sort mache“ und schenkte deshalb ihr noch eine halbe Million Thaler in holländischen fünfprocentigen Banknoten, welche der Minister Struensee nach Holland schickte, wo sie auf ihren Namen contrasignirt wurden. „Ich hatte einst, erzählt die Gräfin, über dieses Süjet mit einem sehr respectablen Manne einen interessanten kleinen Zwist. Auch er fand die 500,000 Thaler Banknoten sehr bedenklich und zuckte dazu die Achseln. Ich legte ihm darauf die Frage vor: wenn aber diese Summe ihm wäre zum Geschenk geboten worden, ob

er sie dann wohl ausgeschlagen haben würde? Er konnte unmöglich Ja sagen. Ich fuhr dann weiter fort: Es ließe sich noch die Einwendung machen, daß, wenn er diese Summe bekommen hätte, so wäre sie an einen verdienten Staatsmann gefallen; ich hingegen sei nur ein unbedeutendes weibliches Geschöpf. Aber — setzte ich mit etwas mehr Feuer hinzu — dieses unbedeutende Geschöpf hat dem Kronprinzen seine Unschuld aufgeopfert — hat zu einer Zeit, wo er selbst oft Noth litt, seine Armuth getheilt — hat allen, auch den vortheilhaftesten Aussichten des ehelichen Glücks entsagt, um ihr ganzes Leben nur seinen Wünschen zu weihen — hat vielleicht in der Stille manches Gute gestiftet und manches Unheil verhütet. — Wenn sich nun der nachmalige Monarch bei seiner Krankheit in seinem edeln Herzen gedrungen fühlt, einer solchen Frau ein günstiges Schicksal zu sichern, wer vermag es, den Geber oder die Nehmerin deshalb zu verdammen? Der respectable Mann verstummte." — „Ich ließ die Banknoten in fünf Paketen unentsiegelt liegen, bis das Ungewitter über mich ausbrach, wo ich dann der Entsiegelung und des Gebrauchs dieser Banknoten auf immer überhoben wurde." Es war sogar im Werke, als der König über die erneuerten Beweise der Hingebung der Gräfin für ihn in Pyrmont gerührt war, ihr die Grafschaft Pyrmont von dem Fürsten von Waldeck zu kaufen. Sie schlug es aus, obgleich sie später schrieb: „Ich hätte die Höhe nur keck besteigen sollen, der Schwindel würde schon

vergangen sein und ich stände jetzt — wenigstens so fest, wie irgend etwas im deutschen Reiche steht."

„Man glaubte mich im Besitze von Millionen, und seitdem ich — erzählt sie — Gräfin geworden war, wußte ich mich gar nicht vor Heirathsanträgen vornehmer Herren zu retten." In ihrem Palais unter den Linden machte sie eins der angenehmsten Häuser in Berlin: sie vereinigte in demselben die geistvollsten Zirkel, bestehend aus Staatsmännern, Diplomaten, Offizieren, Gelehrten, Künstlern, z. B. Concialini, welcher der Gräfin fast täglicher Gesellschafter war, um mit ihr zu singen, und selbst Geistlichen. Für die Entwickelung der feineren und freieren Geselligkeit in Berlin war das Haus der Gräfin Lichtenau von unberechenbarem Einflusse, es kam durch dieses Haus, wie gleichzeitig durch die reichen jüdischen Häuser, die damals Gesellschaft bei sich sahen, ein ganz anderer Ton in die höhere Gesellschaft und eine Annäherung der geistreichen Leute aus den verschiedensten Ständen. Die Gräfin besaß die Gabe, den Personen, die sie bei sich sah, eine freudenvolle und zwanglose Unterhaltung zu verschaffen, im hohen Grade. Ueberhaupt war feiner Geschmack ihr gar nicht abzustreiten. Ging sie doch, wie Lord Bristol in einem Briefe an sie erwähnt, in ihrem Enthusiasmus für elegante Einrichtung einmal so weit, daß sie bei General Acton in Castellamare schöne Mahagonistühle küßte. Der Lord verfehlte nicht, ihren Enthusiasmus

durch ein Geschenk eines Dutzend derselben zu befriedigen. Sie fand sie bei ihrer Zurückkunft aus Italien vor.

Lord Bristol, Bischof von Londonderry gehörte zu den glühendsten Anbetern der Gräfin Lichtenau, deren sie so viele in ihren jungen und noch bereits in ihren ziemlich alten Tagen gehabt hat. Bristol stammte aus jenem excentrischen Geschlechte der Hervey's, von dem Lady Montague einmal gesagt hatte: „es giebt Männer, Frauen und Hervey's." Er war, obgleich ein Vorsteher der Kirche, einer der fashionabelsten Welt- und Lebemänner.

Bristol war ein enthusiastischer Verehrer von Pitt, der ihn seinerseits in seinen Briefen mon second Père nannte, Engländer vom Kopf bis zur Sohle, dabei trotz seines Kirchenamtes entschiedener Freigeist; derb und kaustisch gegen Jedermann, sonst ein gutmüthiger, wohlthätiger Mann. Er hatte die Gräfin Lichtenau in München, als sie nach Italien reiste, kennen gelernt und obgleich er ein hoher Sechziger war, sich sterblich in sie verliebt. Er mußte Geschäfte halber von München nach Hannover gehn und kam nach Berlin, als die Gräfin von München schon nach Pisa gekommen war. „Wissen Sie wohl, schreibt er ihr aus Berlin, 2. November 1795, daß ich heute Morgen zwei Stunden damit zugebracht habe, mit wahrem Entzücken Ihr süperbes Theater, Ihr elegantes Bett, wo nichts als die Schläferin fehlte, um es vollkommen zu machen, und ganz besonders Ihren prachtvollen Salon zu betrachten? Alles trägt den Stempel

des wahren Geschmacks und nichts bleibt in diesem Feenpalast zu wünschen übrig, als die Gegenwart seiner Herrin.“ Er reiste ihr nun sofort nach Italien nach. Er schrieb ihr, 29. December 1795 aus Neapel nach Rom, wahrscheinlich mit Bezug auf den Lord Templetown, mit dem sie kurz vor ihrer Reise den drastischen Bruch gehabt hatte, daß er ihr bis Gaëta entgegenkommen wolle: „Je vous prendrai en Phaethon pour mieux jouir de ce céleste ciel et vous sentirez à chaque pas combien ce fichu Irlandois s'éloignera de votre coeur et un digne Anglois le remplacera.“ 21. März 1796 schreibt er der Gräfin: „Tout est masquerade dans ce mondé — excepté chez ma chère Wilhelmine — tu es la franchise et la vérité même — mais avec un coeur trop sensible ce qui te fera le Dupe de plus d'un Coquin.“ Rome au lit. 26. Mai 1796 überlegte er mit ihr die Heirath seines Sohnes, Lord Hervey mit ihrer Tochter. Bristol beförderte von Italien aus ihre Erhebung zur Gräfin und bewarb sich in Berlin, wohin er ihr folgte, allen Ernstes um ihre Hand. Er schrieb ihr aus Pyrmont, 31. August 1796: „Diese Teufelskerle von Emigranten bilden sich ein, daß ich durch Sie, Madame, alles durchsetzen könne, allein der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht Sie und Ihre kleinen Finger mehr liebe, als alle jene Franzosen und Französinnen zusammen, und daß ich wollte, daß Sie für mich irgend etwas thun sollten, was Ihnen die geringste Beschwerde macht.“ Am 5. October schreibt er: „Mein Herz ist ein großes, und ich wage es zu

sagen, geräumiges Schloß, dessen Corps de logis Ihnen zur Verfügung steht, Ihnen ganz allein, ein jedes Zimmer darin ist mit Ihrem Namen, Ihrem Bildniß, Ihrer reizenden Gestalt, ihrer zärtlichen und geistvollen Physiognomie ausgeschmückt; allein, theure Freundin, neben diesem Schlosse liegt, was man die forestiera (das Gasthaus) des Klosters nennt, worin die fremden Gäste, die Tauben, Lahmen, Blinden, Bucklichten u. s. w. Aufnahme finden.“ Und aus Hannover, 22. October schreibt er: „Die Krankheit unsers liebenswürdigen und respectabeln Königs nagt mir am Herzen; ich zittre für Sie, welche Mittel bleiben Dir im Falle eines Unglücks, Du, die Du an alle Eleganzen, würdig Deines eleganten Geistes und Deines gütigen Herzens gewöhnt bist — welche Mittel für Dich, liebe, allzu uninteressirte Freundin? Nun, in jedem Falle biete ich Dir mein Schloß in England, meine Schlösser tutti quanti in Irland und meine Börse an, die ich gern mit einer Freundin theilte, welche die Alleinherrscherin meines Herzens und aller seiner Zuneigungen ist.“

Der König wollte sich nicht an Großmuth von einem englischen Lord übertreffen lassen, er ließ also der Gräfin die Güter, von denen sie bisher nur die Nutznießung gehabt, als volles Eigenthum verschreiben und schenkte ihr damals auch die 500,000 Thaler in holländischen Fonds. Diese königlichen Gnaden entflammten das Liebesfeuer des Lords noch glühender, als vorher, allein der König versagte seine Einwilligung zu einer Heirath. Mylord sagte darauf „seiner

göttlichen Gräfin“ Lebewohl und hatte die edle Dreistigkeit, sich bei dem Könige mit den Worten zu verabschieden: „Ich freue mich sehr, nach meinem schönen Neapel zurückzukehren, wo der Mond mehr Wärme verbreitet, als in Berlin die Sonne.“ Am 23. Nov. 1796 reiste er nach Italien ab, um seine Flamme nie wieder zu sehen. Am 4. December 1796 schreibt er noch aus Dresden: „Unser lieber König Friedrich Wilhelm ist für mich ein Räthsel — so ein zärtliches, mitleidiges, bis zum Aeußersten gefühlvolles, bis zur Uebertreibung wohlthätiges Herz — und dabei diese Unbekümmertheit um das Schicksal einer Person, die er so lange Jahre um sich gehabt hat, mit der er, wie er immer gelebt hat, lebt, in der engsten Intimität, in der hingebendsten Freundschaft — einer Freundin, die er Tag für Tag in dem elegantesten Luxus unterhält, der er den glänzendsten Ueberfluß durch Gewohnheit zum Bedürfniß werden läßt — um es darauf ankommen zu lassen, daß sie durch einen Schlag von Gottes Hand in die traurigste und vollständigste Hülflosigkeit geräth — was soll, was kann diese geheimnißvolle Unbekümmertheit bedeuten?“ Hierauf offerirt er ihr eine Rente von 1000 Friedrichsd'or, um in London zu leben. Aus Triest im März 1797 bot er der Gräfin und Hirt noch an, eine Reise nach Aegypten mit ihm zu machen; als er aber die Nachricht von der Katastrophe der Gräfin erhielt, schrieb er aus Augsburg 12. Januar 1798 an den Oberst Dampmartin und bat ihn dringend um Aufschluß wegen der Correspondenz, deren man sich bei ihr

bemächtigt habe. Kurz darauf setzten ihn die Franzosen 1½ Jahr lang auf die Citadelle in Mailand gefangen. Nach seiner Befreiung erhielt er die wahrscheinlich falsche Nachricht aus Berlin, die Gräfin habe sich zu politischen Intriguen mit Frankreich brauchen lassen, worauf der Lord, an der empfindlichsten Seite getroffen, alle Gemeinschaft mit seiner göttlichen Gräfin aufgab. Einer der glühendsten Anbeter der Gräfin war aus der Bürgerreihe, der reiche Tuchfabrikant Geheime Rath Schmidts, Director der Manufactur im königlichen Lagerhause, in ganz Berlin als der „dicke Schmidts," „der dicke Adonis," „der dicke Cupido" bekannt. Er war allerdings eine der stattlichsten und zugleich komischsten Figuren, dabei sehr gutmüthig und wohlthätig, ein Mann, der eine gute Tafel liebte und gab und dem schönen Geschlecht sehr ergeben war. „Da er, sagt Förster, sehr splendide Geschenke machte, war er bei der Gräfin wohlgelitten, doch jeden Sturm auf ihre Tugend hatte sie herzhaft abgeschlagen. Eines Tages — so erzählte uns der bekannte und beliebte alte Geheime Rath Dr. Heim — verabredete der König mit der Gräfin, dem Nebenbuhler einen Streich zu spielen. Die Gräfin sollte ihm, wenn er sie das nächstemal um einen Kuß bäte, Gewährung versprechen, wenn er fußfällig darum bitten würde. Dieß geschah; unser Berliner Falstaff ließ sich vor seiner angebeteten Schönen nieder, aber in demselben Moment trat der König ins Zimmer und nahm die Miene an, vor Zorn außer sich zu sein, war es aber nur vor Vergnügen, zu sehen, wie der dicke

Herr sich vergebens abmühte, wieder auf die Beine zu kommen. Endlich war der König ihm selbst behülflich dazu und schenkte ihm obendrein einen kostbaren Krückstock Friedrich's II. (die Krücke war von Bergkrystall mit Türkisen besetzt), um sich künftig bei solchen verliebten Abenteuern aus der Noth helfen zu können. Schmidts schenkte diesen Stock dem Geheimen Rath Heim, dessen Sohn ihn 1842 dem General Rulhière in Paris verehrte." Schmidts blieb der Gräfin auch während ihres Unglücks ergeben. Dampmartin gab ihm ein sehr gutes Zeugniß: „Ici à Berlin, schreibt er an die Gräfin nach Glogau, outre votre soeur (die Hauptmann Schönberg) si tendre, si empressée, son estimable époux et plusieurs autres je distingue particulièrement le bon gras Smith qui réellement vous chérit de toutes les facultés de son âme, bien plus sensible, bien plus delicate, que celle de tant de gens, empressés de le juger avec rigueur."

Die Gräfin Lichtenau spielte ihre glänzende Rolle bis zum Tode des Königs. Einmal, in des Königs letzter Krankheit, war davon die Rede, daß er für ihre Häuser und Güter zwei Millionen Thaler in englischen Banknoten geben wollte, mit denen sie sich nach England übersiedeln solle. Sie blieb aber standhaft dabei, daß sie sich nie von ihrem Freunde und Wohlthäter trennen werde, zumal jetzt, da er leide. So nahm sie der König als Krankenpflegerin mit sich ins Marmorpalais nach Potsdam.

Kaum aber hatte Friedrich Wilhelm III. die Regierung angetreten, so rückte eine Abtheilung des

Garderegiments vor ihre Wohnung im Cavalierhause des neuen Gartens zu Potsdam und es ward ihr von dem Oberst von Zastrow und dem Major von Kleist im Namen des neuen Königs Arrest angekündigt, was in gewisser Beziehung eine Wohlthat für sie war, denn die Bevölkerung Berlins war im höchsten Grade gegen sie erbittert: die Gräfin würde der Gefahr gröbster Mißhandlungen (wie sie sie weit später noch in Wien erfuhr) kaum entgangen sein. Ihre Wohnungen im neuen Garten, in Charlottenburg und in Berlin wurden versiegelt und mit Wachen besetzt. Auch ihre Mutter, ihr Sohn und dessen Hofmeister, der Oberst Dampmartin, erhielten Arrest. Sie bewohnte mit ihnen gemeinschaftlich drei Zimmer in Potsdam, bis sie im März 1798 nach Berlin des Processes wegen kommen mußte. Die Gräfin ward beschuldigt, daß sie den Krondiamanten, den Solitair genannt, den Siegelring und noch einen Ring des Königs an sich genommen habe. Sie wies später vor Gericht nach, wo sie diese Gegenstände in den Zimmern des Königs aufbewahrt habe: der Siegelring war ein Carneol mit eingegrabenen kabbalistischen Zeichen, ein sogenannter Talisman, der andre Ring ein Haarring von den Haaren des Grafen von der Mark. Sie wurde auch beschuldigt, eine Mappe mit wichtigen Staatspapieren und Gelddocumenten sich angeeignet zu haben. Diese große Schreibmappe von Maroquin hatte ihr der König, drei Tage vor seinem Tode aus seinem Schreibtische zu nehmen, Auftrag ertheilt, um sie in Sicherheit zu bringen. Sie enthielt, nach der später

vor Gericht abgelegten Aussage der Gräfin nichts weiter, als ihre seit achtundzwanzig Jahren an den König geschriebenen Briefe. Sie hatte die Unvorsichtigkeit begangen, sich einen königlichen Wagen zu bestellen und Angesichts der Dienerschaft mit der auffallend großen, ganz gefüllten Mappe nach Berlin zu fahren, um die Briefe vor dem Verbrennen noch einmal durchzulesen. Die Aufpasser hatten dem Kronprinzen darüber Anzeige gemacht. Es ward eine förmliche Untersuchung, an deren Spitze der Minister von der Reck, der Kammergerichts-Präsident Kircheisen und der Geheime Cabinetsrath Beyme standen, gegen die Gräfin eingeleitet, die jedoch nichts Criminelles ergab: es handelte sich hauptsächlich um die Bezahlung der Schulden von der italienischen Reise und ihre vermeintlichen politischen Verbindungen mit dem Ausland; vorgeblich fand man nächst Briefen von Royalisten und Jacobinern auch Briefe vom Kaiser Leopold bei ihr. Was man gewiß fand — obgleich sie lange vorher schon zu Anfang des Sterbemonats des Königs ganze Ballen nach Hamburg in Sicherheit gebracht haben sollte — waren die holländischen 500,000 Thaler Banknoten — in fünf Paketen, unentsiegelt — und unter den Juwelen ein sehr werthvoller Diamant, den der türkische Kaiser durch die 1791 nach Berlin geschickte Gesandtschaft dem König geschenkt hatte. Man confiscirte Alles und auch ihre Häuser und Güter; fast Alles verließ sie, auch Leute kehrten ihr den Rücken und machten gegen sie die Ankläger, die sie emporgehoben und großgemacht hatte, wie z. B. der Minister

des Auswärtigen Graf Haugwitz, Leute nahmen den Ton der vornehmen Beamten gegen sie an, die sich zur Zeit des Glücks vor lauter kriechenden Schmeicheleien gegen die einflußreiche und liebenswürdige Freundin nicht zu lassen gewußt hatten, wie Graf Schulenburg-Kehnert. Noch im März 1798 ward sie von Berlin auf die Festung Glogau verwiesen, jedoch ohne sie auf Zimmer und Haus zu beschränken. Sie erhielt einen Jahrgehalt von 4000 Thalern. „Sie kaufte sich in Glogau, sagen die „vertrauten Briefe," das schönste Haus, richtete solches auf das Geschmackvollste ein, gab hier Thee's und Gesellschaften. Wer in Glogau irgend auf Wissenschaft und Kunst Anspruch machte oder für einen genialischen Kopf galt, den zog sie in ihre Zirkel &c. Ein junger, schöner, feuriger Italiener Fontano, der in Posen Theaterlichterputzer gewesen war, ward ihr als Lautenschläger vorgestellt. Er entzückte. Die Gräfin ließ ihn täglich zu sich kommen, um sein reizendes Spiel und seine volle Stimme zu hören. Nach einigen Wochen nahm sie ihn ins Haus. In ihren Vermögensangelegenheiten führte sie mit dem Könige einen Proceß. Er befahl, der Gräfin unter der Bedingung die Freiheit zu schenken, wenn sie auf alle weitere Ansprüche verzichtete." So erhielt sie nach drei Jahren, 1800, ihre völlige Freiheit zurück, mußte aber eidlich versprechen, von den ihr vorgelegten Fragen nichts bekannt zu machen. Die achtundzwanzigjährige geheime Correspondenz mit dem König und der Königin und ein viele Jahre hindurch von ihr geführtes Journal, das

man bei ihr gefunden, behielt man zurück: diese Papiere sollen auf Befehl des Königs, ungesehen von ihm, verbrannt worden sein. Die Gräfin erhielt die übrigen Papiere zurück. Sie lebte seitdem in Breslau und miethete hier den s. g. Bischofsgarten vorm Ohlauer Thore. Ihr Freund, der Oberst Dampmartin, hatte ihr schon nach Glogau geschrieben: „Souffrez, Madame, une verité peut être dure, mais inspirée par un zêle ardent. Il faut revenir de votre ivresse passée, renoncer à des frivoles illusions, mépriser ces idées romanesques, avec lesquelles les hommes dangereux corrompent le coeur et gâtent l'esprit de tant de femmes.“ Die Gräfin faßte darauf den Entschluß einer Vermählung. Am 3. Mai 1802, funfzigjährig, heirathete sie nach eingeholter königlicher Einwilligung Fontano, der kein anderer als der bekannte Theaterdichter Franz von Holbein ist, der seinen früheren Namen, den er als Schauspieler abgelegt hatte, wieder annahm. „Sobald diese Heirath erfolgt war, sagen die „vertrauten Briefe,“ suchte der junge (achtundzwanzigjährige) Gemahl bei jüngeren Frauen Befriedigung und er war es, der den Herrn Trojer gegen seine Frau eifersüchtig machte, die er erstach und dann enthauptet wurde.“ Holbein machte erst Reisen nach Paris, Posen, Wien und blieb endlich in letzterer Stadt, wo er sich ins Theaterfach warf. Die Gräfin ward schon am 31. Januar 1806 wieder von Holbein verlassen, sie lebte darauf im Ausland und ging von Breslau zuerst des Kriegs wegen ebenfalls nach Wien. Hier ward sie, wie sie in ihrer

Apologie erzählt, von einem Ausländer, der durch die gegen sie erschienenen Pamphlete enragirt war, auf die unanständigste Art auf öffentlicher Straße angefallen, so daß ihr die Wiener Polizei Hülfe schaffen mußte. Nach dem Tilsiter Frieden kehrte sie nach Breslau zurück und 1809 erhielt sie durch Napoleon, an den sie sich gewandt hatte, von der Krone Preußen eine Entschädigung für die ihr entzogenen Häuser, Güter und Gelder. 1811 ging sie nach Paris, wo sie dem Kaiser, um ihm zu danken, in St. Cloud vorgestellt wurde. Sie lebte noch eine Zeit lang in Paris und dann in Berlin, wo sie in den Befreiungstagen ihren Patriotismus bethätigte und 1820 starb, achtundsechzig Jahre alt. In mehreren Druckschriften ist sie der schmählichsten Verbrechen beschuldigt worden, sie hat aber auch ihre Vertheidiger gefunden und sie selbst hat jene mehr erwähnte Apologie in zwei Bänden herausgegeben, die dem bekannten Breslauer Professor Schummel zugeschrieben wird. Die Apologie beschäftigt sich wesentlich damit, die Ausfälle in den „vertrauten Briefen“ zu widerlegen und es macht allerdings einen eignen Eindruck, wenn man erfährt, daß der Verfasser derselben, der Kriegsrath von Cölln, sich an einen Freund der Gräfin gewendet habe, um ihm ihre Hand zu verschaffen, nachdem er erfahren, daß sie sich von Holbein scheiden lasse. Cölln hatte nicht zu den von der Gräfin in Glogau Eingeladenen gehört und sie hatte ihn hier nur einmal am dritten Orte gesehen und seitdem nie wieder. Im zweiten Bande ist eine Auswahl von hundert Briefen, von Notabilitäten an

die Gräfin gerichtet, als Documentensammlung zu ihrer Rechtfertigung abgedruckt. Diese zum Theil sehr interessanten Briefe, die den werthvollsten Theil der Apologie ausmachen, lassen allerdings zur Genüge erkennen, daß die Gräfin zur Zeit ihres Glücks die größten Aufmerksamkeiten erfahren und auch noch während ihres Unglücks sich sehr warme, zum Theil leidenschaftlich ergebene Freunde erhalten habe. Von Engländern figuriren in dieser Briefsammlung: Lord Bristol und sein Domherr Lovell, der bekannte Gesandte in Neapel Chevalier Hamilton mit seiner famosen Gemahlin Emma, der schöne Sir Arthur Paget, Gesandter in Berlin, Lady Templetown, Mutter des dereinstigen Verlobten der Gräfin, Herr und Madame Denis — von Italienern die Prinzessin Santa Croce in Rom, die Freundin Azaras und die toscanische Oberhofmeisterin Gräfin Acciajuoli — von Franzosen Frau von Nadaillac und Baron Auguste Constant — von Preußen: der Hauptmann Carl Gualtieri, der Major Leopold von Brenkenhoff, Sohn des Geheimen Raths unter Friedrich dem Großen und Adjutant Herzog Friedrich's von Braunschweig, der schlesische Graf Colonna, einer der glühendsten Anbeter „der Sirene,“ der Geheime Cabinetsrath Beyme, der Großkanzler Goldbeck, der schlesische Minister Graf Hoym, die Marquise Lucchesini; ferner der Fürst von Waldeck (wegen des Kaufs von Pyrmont), der Chevalier de Saxe, der hannöverische Legationssecretair von Schwarzkopf, bekannt durch seine Monogra-

phieen über Zeitungen und Staatskalender, derselbe, der die unten zu erwähnende Liaison des Königs in Frankfurt, Fräulein Bethmann, später heirathete, von sonstigen Gelehrten und Künstlern: Professor Meißner, der Autor der Skizzen, in Prag, Hirt, Angelica Kaufmann, die beiden Hackert in Neapel, Maler Müller in Rom; ihr Hofmeister Oberst Dampmartin, ihr Reisemarschall H. von Filistri u. s. w. Endlich befinden sich bei der Sammlung auch einige Briefe von dem großen Wundermann Lavater, welche die Gräfin während ihrer Gefangenschaft in Glogau erhalten hatte.

Der bekannte Dorow sah die Gräfin Lichtenau in den Jahren 1811 und 1812 in Paris, wo sie damals ein Haus machte, und dann noch einmal kurz vor ihrem Tode in Wiesbaden. Er beschreibt „die interessante und in vieler Beziehung sehr verkannte Frau" mit den Worten: „Bei näherer Bekanntschaft gewinnt die Gräfin stets mehr und mehr. Sie neigte sich sehr zum Glauben an Ahnungen, Erscheinungen überirdischer Wesen und vindicirte den orientalischen Frauen als feiner organisirt einen Blick in die Zukunft der Nebenmenschen. In dieser Beziehung war sie aber über die Zeit Friedrich Wilhelm's II. verschwiegen wie das Grab und ein Zug tiefster Trauer, wahrhaften Schmerzes sprach aus ihrem Gesichte, wenn auch nur die entfernteste Berührung dahin gemacht wurde. Schön von Gesicht konnte man sie eigentlich nicht nennen, die Gestalt war reizend, herrlich hatte sich diese erhalten und ihr Hals und Nacken erschienen noch wahrhaft

jugendlich schön. Im Gespräch, in der Unterhaltung erschien die Gräfin als eine hochgebildete, sehr begabte Frau; reich an Gedanken und Ideen entwickelte sie solche in dem gewähltesten Redefluß, doch schreiben konnte sie nicht. Ihre Briefe sind der Orthographie wegen beinahe unverständlich und die Buchstaben den Hieroglyphen zu vergleichen. Doch, nimmt man sich die Mühe, ihre Briefe in ordentliches Deutsch umzuschreiben, so sind die Gedanken, die Wendungen vortrefflich."

Ein merkwürdiger Brief von der Gräfin an ihren Schwiegersohn, den überverschuldeten Grafen von Stolberg, ist in ihrer Apologie abgedruckt. Der Graf hatte unmittelbar nach der Verlobung mit der Gräfin von der Mark (Anfang des Jahres 1797) eine Rechnung von 33,000 Thalern an den königlichen Schatz eingeschickt und sich dabei auf eine Verabredung mit seiner Schwiegermutter bezogen. Die Gräfin schrieb ihm: „Je suis bien fachée que la première lettre que je vous écris regarde une affaire très désagréable à moi et surtout ne pouvant comprendre et croire quelle vienne de vous, étant liée par des liens avec vous, qui demandent à ma manière de sentir beaucoup de delicatesse de part et d'autre. Mr. Werner, chez qui vous avez logé a eu l'insolence d'envoyer un compte de 33 mille Ecus au trésorier privé, en lui écrivant que je l'avois autorisé à faire cette demarche et que vous lui aviez dit que vous étiez dejà convenu de cette affaire avec moi. J'avoue que ceci me parait si

neuf et si incroyable, que j'en douterois si je n'avois le compte entre les mains et la lettre que Werner a écrite au Trésorier. Vous vous rapellez que je vous ai demandé et fait demander si vous aviez des dettes; vous m'avez repondu 12 mille Ecus et vous avez dit en suite au Comte de Vitgenstein 3 mille Louis. Je vous ai dit que je tàcherois de persuader s'il etoit possible Sa Majesté, qu'il les paye, mais jusqu'ici je n'avois pas encore pu parvenir à obténir cette grace pour vous, et si toute fois Sa Majesté l'avoit accordée, le Comte Haugwitz, tuteur de la Comtesse, auroit cité les personnes auxqu'elles vous les devez et les auroit payé de sa propre main. Cette grace donc, n'étant pas obtenue de Sa Majesté et ignorant si jamais Elle l'accordera, on ose m'envoyer un compte de dépenses que vous avez fait à Berlin et même y mettre dessus les cadeaux que vous avez fait à votre promisse, les chevaux pour votre père, pour votre frère, et pour vous, les comptes des Tailleurs et des voitures etc. Il me semble que ceci est si peu délicat que je rougis même en l'écrivant. Vous savez de qu'elle manière noble j'ai agi avec vous, en voyant que la Comtesse de la Marche vous vouloit du bien. Je n'ai pas voulu éplucher de si près les affaires de la Maison des Comtes de Stolberg et j'ai pensé qu'il est beau de faire des heureux, mais je vois que j'ai eu à faire avec des personnes qui ne sont pas capables à répondre à ce sentiment. Je vous déclare donc ici net, que

le compte que Mr. Werner a envoyé ne sera jamais payé ni par Sa Majesté et encore moins par moi, qui n'aime pas à me déshabiller avant de me coucher. J'ai établi ma fille en tout, de manière que vous n'avez pas besoin d'acheter la moindre chose. Vous avez huit mille Ecus par an d'interêt, vous demeurez à la Campagne, par consequent vous n'avez pas besoin de grande dépense. Arrangez vous avec vos créanciers comme vous voudrez et je vous assure, si j'avois le trésor de Crésus que je ne payerois pas un sou. C'est je crois la plus petite punition pour les procedés peu délicats que vous avez eû envers le Roi et moi.

Wilhelmine Comtesse de Lichtenau.

So vielen Schatten viele Beurtheiler der Gräfin Lichtenau in ihr Bild gelegt haben, so ist doch nicht zu verkennen, daß sie keine unbedeutende Frau war. Sie selbst schreibt in ihrer Apologie von sich: „Es ist wahr, daß ich einen so ziemlich richtigen Geschmack, verfeinerte Sitten, einige Fertigkeit in den nöthigsten Sprachen und endlich einige Kenntniß der Malerei, Dichtkunst und Musik habe: aber es ist alles nur Routine. Die viele Gelegenheit, die ich hierzu, theils durch die Bekanntschaft der vorzüglichsten Männer Deutschlands in diesen Fächern, theils auch durch meine Reisen nach Frankreich, der Schweiz und Italien hatte, führte mich dazu. Aber — Menschenkenntniß — diese besaß ich leider nie.“ Gerade hierin lag ihre

Stärke und ihre Anziehungskraft — sie war im hohen Grade bei aller Flatterhaftigkeit in der Liebe gutmüthig und zuverlässig in ihrer Anhänglichkeit als Freundin. Dies gewann ihr die Zuneigung so vieler Menschen im Glück und im Unglück. Das stärkste Zeugniß von dem „unwiderstehlichen Reiz," der in ihrer Persönlichkeit lag, enthält ein in ihrer Apologie abgedruckter Brief eines Barons E... aus London, Carltonhouse 18. April 1806: er gesteht darin, daß er aus Schmerz darüber, daß sie Holbein ihre Hand gereicht habe, das Malthesergelübde abgelegt habe. Der junge Mann, der in einem englischen Regiment diente, hatte sie in Glogau kennen gelernt und war im Begriff gewesen, nach Verlassung des englischen Diensts nach Deutschland zurückzukehren und der funfzigjährigen Gräfin seine Hand anzubieten. Das Malthesergelübde des jungen Mannes machte in England so großes Aufsehen, daß der Prinz von Wales ihn eine Zeit lang zu sich kommen ließ. „Da bestand ich, schreibt er der Gräfin, alle Prüfungen, so daß er mich nicht mehr von sich lassen wollte — ich willigte ein." „Liebe Gräfin, so schließt dieser interessante Brief, Sie sind nicht glücklich — dieses macht mir Kummer! Es ist doch sonderbar, daß Ihnen das Loos beschieden ist, stets mit Undank belohnt zu werden. Ueber den Gegenstand Ihres häuslichen Glücks, welches Sie sich zu erbauen wünschten, will ich mir keine weitere Bemerkung erlauben — als diesen herzlichen Wunsch beifügen, Sie mögen, wenn nicht in Ihrem jetzigen Verhältniß — in dem neuentworfenen Plan glücklich und

ganz zufrieden sein 2c. Der liebe Schattenriß — wie macht er mich glücklich — und wie ist er schon verwahrt — wir Beide trennen uns nimmer."

Wie unter den Damen die Gräfin Lichtenau, so hatten unter den Männern der General Bischofswerder und Wöllner den höchsten Stand bei Friedrich Wilhelm II. Der schon seit 1773 fungirende Cabinetsrath Julius Wilhelm Heinrich von Beyer war zwar der erste geadelte Cabinetsrath in Preußen, hatte aber nur unbedeutenden Einfluß und eben so geringen hatte der expedirende Generaladjutant von Manstein.

Hans Rudolf von Bischofswerder war ein geborner Sachse. Er stammte aus einem armen adeligen Geschlechte und war in oder um das Jahr 1741 zu Ostramünde im thüringischen Amte Eckardsberge geboren. Im siebenjährigen Kriege 1760 trat er als Cornet in das preußische Heer ein, ward nach dem Frieden Kammerherr in Dresden und kam dann als Stallmeister in die Dienste des sächsischen Prinzen Carl, Herzogs von Curland. Im Jahre 1778 gab er seine Stelle auf und commandirte unter dem Prinzen Heinrich im bairischen Erbfolgekriege eine von ihm selbst errichtete Jägerabtheilung. Nach dem Frieden kam er in die königliche Suite und war seitdem unzertrennlicher Gesellschafter des Kronprinzen. Dieser schloß ihn, wie die Lichtenau, von dem Momente an in sein Herz, als er ihm in einer bedenklichen Krankheit treuste Dienste geleistet hatte. Wie der Gräfin, vergalt der König auch Bischofswerdern die

dem Kronprinzen bezeugte Anhänglichkeit und Treue. Der Günstling stieg schnell von Stufe zu Stufe. Länger als elf Jahre, die ganze Regierung hindurch, galt Bischofswerder Alles bei Hofe: er hatte die Leitung der auswärtigen Politik und die Führung des Staatsschiffs im Großen und Ganzen.

Bischofswerder hatte sich schon, als Friedrich Wilhelm noch Kronprinz war, einen großen Einfluß auf denselben verschafft. Er war im Besitz nervenstärkender, stimulirender Mittel, der in Italien sogenannten Diavolini: diese machten ihm bei dem erschöpften Kronprinzen offne Bahn. Er glaubte auch sogar ein Universalheilmittel gegen alle Leibesgebrechen und Krankheiten zu haben — ein ähnliches, wie einmal Friedrich der Große seinem Kämmerier Fredersdorf schickte — Bischofswerder empfahl es allen seinen Freunden als Zaubertinctur der Verjüngung à la Comte St. Germain. Er imponirte dem Kronprinzen besonders auch durch seine Verbindung mit dem Freimaurer-, Rosenkreuzer- und Illuminatenorden. Bischofswerder gehörte zu den Männern, die eine unwiderstehliche Neigung zu allem Wunderbaren und Geheimen hatten und mit allen Wundermännern in Verbindung standen. Schon bei Herzog Carl von Curland hatte er des Theurgen Schröpfer Bekanntschaft gemacht, war mit dabei gewesen, als dieser Wundermann sich 1775 im Leipziger Rosenthale vor den Augen seiner Freunde erschoß und hatte seinen Geisterbeschwörungsapparat an sich gebracht. Bischofs-

werder lebte und webte in dem Ordensgetriebe damaliger Zeit.

Der schwache Kronprinz kam durch ihn in dieses Logengetriebe der Rosenkreuzerei hinein. Er gehörte zu den Charakteren, die, weil sie den gewöhnlichen Gang im Leben, der durch Fleiß, Arbeit und Denken zur Erkenntniß führt, scheuen, gar sehr geneigt sind, sich von dem Wahne verlocken zu lassen, daß man durch Enthüllung gewisser Zeichen und Symbole eine Offenbarung der Wahrheit unmittelbar und plötzlich empfangen könne, und daß, was dort nur langsam und mühsam erreicht wird, hier sehr schnell und sehr bequem zu erlangen sei.

Der Freimaurerorden, in den Friedrich Wilhelm schon als Kronprinz aufgenommen worden war, war in den letzten Regierungsjahren Friedrich's des Großen in jene mystischen und phantastischen Tendenzen der Rosenkreuzer hineingezogen worden, über die der große König sich nicht entbrechen hatte können, in seiner kühlen Aufklärungsansicht sich nicht wenig lustig zu machen. An eine geheime von Moses, Zoroaster und der ägyptischen Priesterschaft vermöge der Tempelherrn auf Christian von Rosenkreuz vererbte Weisheit, durch die man Gold machen lernen und die Wundertinctur, das Lebenselixir auffinden könne, mochte Friedrich der Große nicht glauben. Sein klarer Verstand ließ ihn die gerade in jener Zeit auftauchenden mannichfachen Schwärmereien, Gaukeleien und Gaunereien, mit denen falsche Brüder und Betrüger den Freimaurerorden zu ihren egoistischen Zwecken zu mißbrauchen anfingen, in

ihrem wahren Werthe erkennen. Sinnlich überreizte Gemüther aber waren wie dazu geschaffen, von diesem dunkeln Getriebe von vermeinten Offenbarungen in Symbolen und Hieroglyphen, geheimen Weihen und feierlichen Eidschwüren, phantastischen Ceremonien und Gradabstufungen gelockt und um so stärker gefesselt zu werden, je zuversichtlicher und kecker die eigentlichen Lenker der Gesellschaft auftraten. Die Genußsucht jener sinnlich überreizten Gemüther erhielt durch die herbeigezogenen theosophischen, magischen und cabbalistischen Phantastereien jenen eigenen Hautgout, den keine gemeine Prosa der Sinnlichkeit hat und der von den ältesten Zeiten der orientalischen Priesterschaft und den Mysterien der Griechen und Römer her seine unwiderstehliche Wirkung geltend zu machen nicht verfehlt hat. „Aus Sinnlichkeit mit Mystik verbunden, sagt Schlosser sehr wahr, können so feine Netze gesponnen werden, daß sie für schwache Gemüther unzerreißbar sind.“

Die rosenkreuzerische, mystische Richtung, welche in den Freimaurerorden hineingekommen war, war die natürliche Reaction gegen die nüchtern vernünftige, ja sogar freigeisterische Richtung, die sich mit der durch Friedrich den Großen zur Herrschaft gekommenen Aufklärung entwickelt hatte. Die Zeit, wo jene rosenkreuzerische, mystische Richtung sich wieder einen Einfluß verschaffte, fiel gerade mit der zusammen, wo der Jesuitenorden vom Papst Ganganelli 1773 aufgehoben worden war. Friedrich der Große hatte die Jesuiten in Schlesien und in Cleve bestehen lassen, eben

so bestanden sie noch durch Catharina in Rußland. Die deutschen Exjesuiten blieben mit den russischen Jesuiten stets in Verbindung, und obwohl Friedrich Wilhelm II. sie in Preußen aufhob, erzählte doch der bairische Exjesuit Demelmair zu Straubingen in Baiern auf der Kanzel: „der König von Preußen schätze die Jesuiten so sehr, daß er katholisch werden wolle — seine Kutschpferde seien vor dem Hochwürdigsten auf die Kniee niedergefallen, das habe dem Könige Licht angezündet.“ In den Ländern nun, wo sie aufgehoben waren, brauchten die Exjesuiten das Mittel, in den geheimen Gesellschaften Aufnahme zu suchen. Sie bildeten hier eine schleichende und deßhalb um so sicherere Opposition gegen alle Aufklärungstendenzen. In dem Freimaurerorden stifteten sie die sogenannten „inneren Systeme.“ Hier waren sie als Proselytenmacher ganz in der Stille thätig und arbeiteten mit Macht darauf hin, das obscuraute Pfaffenthum und die despotische Hierarchie in beiden Confessionen, im Protestantismus sowohl als Katholicismus wieder herzustellen. Männer wie der Professor Starck in Königsberg, der, nachdem er lange Jahre hindurch als lutherischer Oberhofprediger in Darmstadt fungirt hatte, bei seinem Tode als Katholiken sich bekannte und in katholisch geweihter Erde im Jesuiterordenskleid begraben zu werden verlangte, waren als Beförderer der s. g. höheren Freimauerei ungemein thätig für die Kirchenzwecke. Starck weihte in einen altägyptischen Orden ein, dessen Stifter Enoch und Elias gewesen sein sollten und dessen Wiederhersteller

er selbst sein wollte. Als Großmeister des Ordens war er Groß-Kophta, als solchen hat ihn Goethe in seinem Drama vorgeführt. Es ward ein förmlicher clericalischer Orden im Schooße des Freimaurerordens gestiftet, zu dem auch Personen gehörten, die man nur für Laien halten konnte. Der Lebensbeschreiber Hippel's, des Verfassers der Lebensläufe, erzählt in dem ersten Bande des Nekrologs der Deutschen für 1797, daß Hippel gegen einen seiner ältesten Freunde, einen Prediger, einmal selbst geäußert habe, davom geistlichen Stande gesprochen wurde, er sei eben so gut ein geweihter Geistlicher, als sein Freund. Doch trieben es die Jesuiten mit ihrer Proselytenmacherei sehr fein und behutsam, weßhalb sich Nicolai und Biester in Berlin und ihre Freunde lächerlich machten, als sie mit ihrer Jesuitenriecherei so großen Lärm erhoben. Es war der Aufsatz des Prinzenerziehers Leuchsenring im Augustheft 1786 der Berliner Monatsschrift gegen die geheimen Gesellschaften, der sie aufgeregt hatte. Sie erklärten, daß es mit allen den Teufelsbannereien, Thaumaturgieen und Krankenheilereien Gaßner's in Baiern, mit allen frommen Gesichten, Prophezeihungen und physiognomischen Deutungen des Hans Caspar Lavater zu Zürich, mit alle dem mystischen Magnetismus und allen den Wunderkuren Mesmer's in Wien und Paris ganz gleichmäßig auf gar nichts anders sein Absehen habe, als den alten blinden Wunderglauben, den alten blinden Gehorsam gegen Pfaffen und Despoten wieder zurückzubringen.

Ganz falsch sahen Leuchsenring, Nicolai, Biester und ihre Freunde keineswegs.

Dem Obscurantismus der Exjesuiten war in Baiern der von Weishaupt in Ingolstadt gestiftete Illuminatenorden 1776 entgegengetreten. Es war dies ein Orden zwar ganz nach dem Muster des Jesuitenordens gestiftet, aber für die Aufklärung und für den Fortschritt mit der Zeit. Ursprünglich war der Illuminatenorden dem Freimaurerorden ganz fremd. Das, was seine ersten Stifter von Ceremonien, Weihen, Hieroglyphen, Symbolen und Geheimnissen wußten, war unbedeutend, Weishaupt selbst wußte davon nichts, sein Gehülfe, der Student von Zwackh; hatte einige Kenntniß der Aeußerlichkeiten der Maurerei, die er benutzte, um Stufen, Ordnungen und Classen zu machen. Erst als der hannöverische Baron von Knigge, der Verfasser des Umgangs mit Menschen, 1780 in den Illuminatenorden aufgenommen wurde, wandte dieser seine genauen Kenntnisse der Freimaurerei zur Organisation des Illuminatenordens auf die Weise an, daß beide Orden zu einem Bund für Licht und Recht gegen Obscurantismus und Despotismus vereinigt wurden. Knigge und seine Anhänger, der frühere Hamburger Literat und Buchhändler, spätere darmstädtische Geheime Rath Bode, seit 1778 als Geschäftsführer der Wittwe des großen dänischen Ministers Bernstorf im Hause derselben zu Weimar lebend und Nicolai, Buchhändler in Berlin und Herausgeber der Allg. deutschen Bibliothek waren die Hauptvertreter der Aufklärungsrichtung in dem

Orden. An der Spitze der entgegengesetzten mystischen Richtung stand dagegen der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Held des siebenjährigen Kriegs.

Herzog Ferdinand gehörte, wie sein Bruder, der regierende Herzog Carl, zu der s. g. stricten Observanz — des stricten Gehorsams an die unbekannten Obern, welche Anfangs meist Jesuiten waren und deren höchster der Eques a penna rubra hieß. — Dieser Logenbund gehörte dem in Paris gestifteten Clermont'schen System' an, so benannt von dem Palais Clermont, wo die vertriebenen katholischen Stuarts wohnten und ihre jacobitisch-jesuitischen Zwecke verfolgten, der Bund gab sich für eine Fortsetzung des Tempelherrnordens aus. Das Clermont'sche System hatte neun Provinzen, wozu Britannien, Aragonien und Leon, Niederdeutschland mit Polen und später Rußland und Schweden, Italien, Griechenland außer Frankreich (Auvergne und Languedoc) gehörten. In Deutschland ward dies System stricter Observanz seit den vierziger Jahren hauptsächlich von einem reichen Lausitzer gefördert, dem bekannten Carl Gotthelf Baron von Hund und Alten-Grottkau. Er stammte aus dem Hause Unwürde und war der einzige Sprößling seiner Aeltern. Er ward geboren 1722 und weil drei ältere Brüder vor ihm gestorben waren, bis in ein ansehnliches Alter mit Muttermilch gepflegt: seine Mutter hielt ihm bis ins neunte Jahr eine Amme und ließ ihm auch noch später die Brust reichen, wenn sich eine gesunde Person im Dorfe gerade fand. Er studirte in Leipzig und ging dann auf Reisen schon

mit dem Entschlusse im Herzen, nie zu heirathen, wozu ihn der Tod der Tochter seines Vormunds, des Landesältesten Caspar Heinrich von Rodewitz, bestimmt haben soll. 1741 kam er nach Paris und ward hier katholisch, es bestimmte ihn dazu ein Verhältniß zu einer vornehmen Dame, das sich nach zwei Jahren wieder löste. Er hielt den Uebertritt geheim. 1742 ward er cölnischer Kammerherr, wohnte der Krönung Kaiser Carl's VII. von Baiern bei und trat auch in Frankfurt noch in den Maurerorden ein. Die Frankfurter Loge arbeitete nach dem Clermont'schen System, Hund ward 1743 schon zum Tempelherrn gefördert, dem Prätendenten vorgestellt und darauf in Mastricht Heermeister der Provinz Niederdeutschland. Nun gewann Hund, der Eques ab ense, wie er in der Logensprache hieß, den vom Großmeister von England, Lord Darnley, patentirten Provinzialgroßmeister von Obersachsen, Heinrich Wilhelm von Marschall und den Stifter der ersten sächsischen Loge zu Dresden, Grafen Rutowsky, den bekannten natürlichen Sohn August's des Starken für das Clermont'sche System und ward Großmeister der sächsischen Logen. Zugleich ward er 1753 sächsischer Kammerherr und 1755 Landesältester, auch erhielt er den russischen Annenorden.

Im siebenjährigen Kriege ergriff er entschiedene Partei für Oestreich gegen Preußen, hatte stets östreichische Husaren zur Bedeckung um sich und mußte auch oft von Mönau, seinem Gute in der Lausitz nach Böhmen flüchten. Hier in Mönau war alles bis auf

die Tapeten in den Zimmern des Schlosses mit symbolischen Ordensbeziehungen und mysteriösen Inschriften erfüllt und hier hielt Hund das stattlichste Haus mit ausgedehntester Gastfreundschaft und ganz im Style der grands seigneurs des achtzehnten Jahrhunderts: über den Krippen in den Ställen hingen unter andern die Bildnisse der schönen Pferde, auf die er nächst dem Orden und Kirchenbauten Tausende wandte, mit ihren Namen. 1762 ward Hund sächsischer Geheimer Rath, nach dem Kriege legte er die Landesältestenstelle nieder und bekannte sich nun öffentlich zur katholischen Religion, zu der er sich bereits über zwanzig Jahre insgeheim bekannt hatte. 1764 aber schon ward der regierende Herzog Carl von Braunschweig statt Hund Großmeister auf einem Freimaurercongreß zu Kahla bei Altenburg, Hund blieb nur noch Heermeister in Ober- und Niedersachsen. Ein angeblicher Großprior Johnson a Fünen — ein gewisser wegen Kassendefecten flüchtiger Becker — gab vor, von den geheimen Oberen in Schottland abgeschickt zu sein, er hatte Hund zu dem Congresse beredet, um hier den Orden zu reformiren. Johnson behauptete von Friedrich dem Großen verfolgt zu werden, stellte deshalb bei dem Congresse geharnischte Templer als Vorposten aus und ließ sie Patrouille reiten — zuletzt entfloh er mit der Kasse. Die versammelten Brüder waren darauf auch gegen Hund mißtrauisch geworden und er mußte auf Ehrenwort und Degen schwören, daß er noch vor kurzem mit den geheimen Obern zu Old-Aberdeen in Schottland Correspondenz gehabt habe. Hund starb

ziemlich heruntergekommen; von allen Gütern blieb ihm nur Lipßa bei Ruhland. Auf einer Reise nach Meiningen in Ordensgeschäften starb er hier unter den Tönen der Instrumente einer Musikbande, die er an sein Todtenbette hatte kommen lassen, wie Kaiser Leopold I. und der Tartar-Chan Krim-Gherai, 1776, erst vierundfunfzig Jahre alt. Er ward in der katholischen Kirche zu Melrichstadt, damals dem Fürstbischof von Würzburg gehörig, begraben. Nach seinem Tode brach Concurs aus, alles kam unter den Hammer, sein letztes Gut Lipßa kaufte Graf Röder.

Die große Londoner Loge hatte unterdessen den Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Großmeister aller Freimaurer in Norddeutschland gemacht. Die Eingeweihten der stricten Observanz bewirkten, daß er 1772 zum Großmeister aller deutschen Logen erwählt wurde. Damals war es, wo das Logenwesen in Deutschland zu seinem höchsten Glanze emporstieg. Ueberall und von allen Seiten drängten sich deutsche Prinzen, Grafen und Barone in die Freimaurerlogen, selbst der deutsche Kaiser Joseph II. erlaubte ausdrücklich ihn als Oberhaupt aller Logen in seinen Staaten an die Spitze zu stellen und, wie schon erwähnt, auch der Nachfolger Friedrich's des Großen ward aufgenommen. Die Stimmung der Gemüther war dem Treiben großgünstig. Die politische Verkümmerung, der Mangel an einem großen, freien politischen Leben, wie in England, trieb die Leute in Deutschland mit einer gewissen Nothwendigkeit zu den Sonderbarkeiten und Abenteuerlichkeiten in

den geheimen Verbindungen — zu dem freilich sehr comödiantenmäßigen Surrogat eines großen Staatslebens. Geheime Verbindungen entstanden aller Orten und unter den wunderlichsten Namen. So wurde in Berlin 1756 eine Loge „afrikanischer Bauherren,“ in Oestreich 1780 eine Loge „Johannisbrüder aus Asien“ gestiftet. So entstanden eine Menge anderer Logen unter anderen mystischen und hermetischen Ordensnamen. Die Machthaber brauchten die Ordensleidenschaft zu ihren Zwecken. So mußten, um nur ein recht deutliches Beispiel anzuführen, die Illuminaten in Baiern Kaiser Joseph dienen, um seine Absichten auf Baiern zu fördern: er brauchte den Haß der aufgeklärten Leute gegen die Pfaffheit hier, um sich Anhänger zu verschaffen — bis Friedrich der Große der Angeber wurde für die in ihrem Irrwahn Oestreich und dem bairischen Austausche dienenden, von Joseph nur dupirten Illuminaten. Die gefährlichsten Feinde waren allerdings die Dunkelmänner, die Exjesuiten, die als die geheimen Lenker im Hintergrunde standen. Sie waren es, welche die Schwärmer und Betrüger vor sich her trieben, deren damals eine ganze Wolke auftauchte — meist nur betrogene Betrüger. Diese Leute erfüllten damals aber das nach Thaten lechzende Deuschland mit ihren Thaten. Schröpfer, der Leipziger Kaffeewirth und Theurg, verbreitete die Meinung von sich, daß er durch geistliche Mittel mit den Seelen der Menschen, ja sogar mit den Seelen der Abgeschiedenen in Verbindung stehe und fand mit seinen Geistercitirungen mächtige und zahlreiche

Anhänger im sächsischen Volke und im sächsischen Adel, an dessen Spitze ein Sohn König August's III., der Herzog Carl von Curland stand, bei dem damals Bischofswerder als Kammerherr in Dienst war: Bischofswerder war, wie erwähnt, dabei, als sich Schröpfer im Leipziger Rosenthale erschoß. In andern Kreisen und weit über Deutschland hinaus, selbst in dem kühleren Holland und England machte Furore der bekannte sicilianische Abenteurer Balsamo, der kleine braune, fette Graf Cagliostro. Er fand als angeblicher Großkophta eines altägyptischen Ordens begeisterte Schüler aller Orten in den von ihm gestifteten ägyptischen Maurerlogen: die echten Anhänger seiner Zauberweisheit beteten ihn förmlich an, lagen ihm Stunden lang zu Füßen, um Kraft, die von ihm ausgehe, zu empfangen, in den Logen ward bei der Psalmstelle: „Memento Domine David et omnis mansuetudinis ejus," statt David Cagliostro gesungen. Seine angehauchten und mit dem Oele der Weisheit gesalbten Kinder, die ersten besten, die man von der Straße aufgriff, hatten Erscheinungen von Engeln und Propheten, wenn sie im Tabernakel in die ihnen vorgestellten Wasserschüsseln blickten. Die Kraft, welche von dem Großkophta ausging und durch Anhauchen auf seine Delegaten sich überleitete, befähigte auch diese, mit den Kindern zu operiren; doch glückte das nicht immer: in London erschienen einmal statt der Engel und Propheten lauter Affen. Aber in London wie im Haag machte der „Divo Cagliostro" mit seiner wunderschönen Frau Lorenza — die großes

Geld mit ihrer Schönheit gewann — das allergrößte Aufsehen: man trug Beider Portrait auf Ringen, Medaillons, Fächern u. s. w. Cagliostro, dem in Zeitungen und Schriften ein schallender Ruf von auffallenden Curen und Wunderthaten vorausgegangen war, erschien nun auch im Osten, zu Mitau in Curland 1779. Er gab vor, von geheimen Obern beauftragt zu sein, durch die Kraft der Magie wichtige, maurische Schriften und andere Schätze zu erheben, welche auf einem gewissen Landgute in Curland begraben lägen; er verkündigte, daß ihm die Macht verliehen sei, Geister aus den Wohnungen des Lichts herab auf die Erde zu ziehen. Seine Epiphanie machte ungeheure Sensation in Mitau: Dorothea Medem, nachherige Herzogin von Curland ward von ihm feierlich in die maurerische Frauenloge aufgenommen. Selbst als der Graf auf seinem weiteren Zuge in Warschau als Betrüger entlarvt, flüchtig werden mußte, betrachtete ihre Schwester, Frau von der Recke, ihn als einen Unglücklichen, der nur zur schwarzen Magie herabgesunken sei: sie war eben von ihrem harten Manne geschieden worden, hatte ihre einzige Tochter und einen geliebten Bruder verloren und war über ein Jahr lang vergebens alle Tage in der Mitternachtsstunde auf den Kirchhof gegangen, um Offenbarungen aus dem Jenseits zu empfangen. Doch schrieb sie, als Cagliostro in der Untersuchung über die berüchtigte Halsbandgeschichte 1785 es wagte, auf sie und ihre Schwester sich zu beziehen und den Aufenthalt in Mitau als ein Zeugniß für seine

unzweideutige Handlungsweise in Anspruch zu nehmen, „den entlarvten Cagliostro“ 1787, wogegen aber Starke, der Cryptojesuit in Darmstadt, der Eques ab aquila Fulva, in einem sehr dicken Buche „über Cryptokatholicismus“ ein gewaltiges Maschinenwerk in Bewegung setzte. Auch Lavater glaubte so steif und fest an Cagliostro und dessen Wunder, daß er, als man ihn als Betrüger entlarvt hatte, behauptete: „dies sei ein andrer Cagliostro, der Wunderthäter Cagliostro sei eine heilige Person.“ Bekanntlich starb diese heilige Person in der Engelsburg in leidlichem Gefängniß.

Eben so ungeheuern Beifall, namentlich bei den Damen, wie Cagliostro, fand der stattliche Graf S. Germain. Horace Walpole, der ihn in London zur Zeit des großen jacobitischen Aufstandes sah — 1745 und 1746 — bei dem er mit verhaftet aber wieder freigelassen wurde — introducirt ihn so: „ein wunderlicher Mensch, er hält sich seit zwei Jahren hier auf und will nicht sagen, wer er ist oder woher er kommt, läugnet aber nicht, daß er einen falschen Namen führt. Er singt, spielt die Violine meisterhaft, componirt, ist verrückt und nicht sehr gescheit. Er gilt für einen Italiener, Spanier oder Polen, für einen Menschen, der in Mexiko eine reiche Erbin heirathete und mit ihren Juwelen nach Constantinopel durchging, für einen Priester, Violinspieler oder vornehmen Edelmann. Da er sich äußerte, daß man ihn als Spion eingezogen habe, bin ich überzeugt, er ist kein Gentleman.“ Graf S. Germain

war wahrscheinlich ein Portugiese von Abkunft, denn er nannte sich auch unterweilen Marquis de Bedmar. Er war ein Mann, der sich berühmte, daß er im Besitze des Lebenselixirs sei und auch in der That eine Menge chemischer Arcana besaß. Er gab bekanntlich zu verstehen, daß er schon Franz I., den galanten Lilienkönig, ganz wohl gekannt habe und behauptete, wenigstens unendlich älter als er aussehe zu sein. Er wollte in Indien, wo er mit Lord Clive gereist war, die große Kunst erlernt haben, echte Edelsteine und aus kleinen große Diamanten zu machen. Echt allerdings waren die vielen Edelsteine, die er vorzeigte — und Madame de Pompadour — dessen waren die deutschen Damen sicher — hatte von ihm Schönheitserhaltungsmittel empfangen. Er starb denn auch, wie ein zweiter Salomo bei seinem trauten Freunde, dem Landgrafen Carl von Hessen in Schleswig in den Armen der Damen, die ihn das letzte Jahr ausschließlich bedient und zärtlichst gepflegt hatten, im Jahre 1784.

Alle diese Wundergeschichten sind etwas ausführlicher angedeutet worden, um anschaulich zu machen, für welche futile Dinge die Sinne damols geöffnet standen und zu welchen Gaukeleien die Begehren sich hinwandten. Bei einem derartigen Sinnes- und Begehrungszustande wird man es begreifen, wie die Gemüther auch in dem kälteren Norddeutschland dazu neigten, sich in dem mystischen Logengetriebe der Freimaurerei recht methodisch täuschen und durch die geheimen Lenker des Getriebes gängeln zu lassen.

Nicht bloß zu mystischen, theosophisch=magisch=cabbalistischen Zwecken, sondern auch zu recht handgreiflichen politischen Zwecken suchte man den Freimaurerorden zu gebrauchen. Die stricte Observanz war nämlich der Versuch, eine Art Ritterbund nach Art des Tempelherrnordens für den Adel aus der Freimaurerei zu machen. Im Innersten der Verbindung wurde das ganze Ceremoniel eines Ritterordens mit Titularcommenden, Comthureien und Balleien u. s. w. eingeführt. Man sah dabei auf Stand, Geburt und Vermögen. Wo nicht allen, doch verschiedenen arbeitenden Gliedern, sowohl im innern Orden, als auch in den Logen wurden aus den Einkünften Besoldungen angewiesen. Die Maurer der stricten Observanz äußerten eine besondere Reinheit in ihrem ganzen Verhalten, eine besondere Aufmerksamkeit auf die Wahl ihrer Glieder. Sie sonderte sich von allen übrigen Zweigen der Maurerei ab und ihre Häupter verlangten von den ihnen untergeordneten Logen, daß sie allen andern Brüdern den Zugang zu ihren Logen verschließen sollten. Alle Aemter wurden nicht wie bei den übrigen Logen nach Wahl der Brüder, sondern nach dem Beschluß der Obern vergeben. Obgleich ein ungemeiner Zudrang stattfand, wurde der Eintritt doch nur verhältnißmäßig wenigen verwilligt, theils weil die Kosten bedeutend waren, um zur Aufnahme zu gelangen, theils weil man, um die Ausgaben zu bestreiten und große Reichthümer zusammen zu bringen, was der Zweck war, fast nur vermögende Leute aufnehmen konnte.

Da Herzog Ferdinand indeß ebenfalls unter dem Namen Aaron dem Illuminatenorden beigetreten war, ward auf dem 1782 von ihm nach Wilhelmsbad bei Hanau ausgeschriebenen Freimaurerconvente, wo er selbst das Präsidium führte, die Frage debattirt, ob das System des 1776 in Meiningen verstorbenen Baron von Hund, das System der stricten Observanz, in dem Orden fortgelten solle. Es ward damals die Vereinigung des Freimaurerordens mit dem Illuminatenorden ins Werk gesetzt. Die stricte Observanz drang aber nicht durch, sondern Baron von Knigge und Bode siegten vielmehr mit dem System der s. g. eklektischen Maurerei. Das aristokratische System der stricten Observanz ward von Grund aus erschüttert, doch wurde Herzog Ferdinand aufs Neue zum Großmeister gewählt. Knigge und Bode wirkten nun mit allem Nachdruck für ihre demokratischen Aufklärungsprojecte, sie proclamirten offen, der Zweck des Ordens sei eine Zerstörung alles Aberglaubens und ein Zerbrechen aller Ketten. Ihre Wirksamkeit in dieser Richtung dauerte aber nur bis zur Aufhebung des Illuminatenordens in Baiern, die mit dem Jahre 1784 eintrat, zwei Jahre vor dem Tode Friedrich's des Großen. Als die politische Verfolgung der Illuminaten in Baiern kam, erfolgte auch in Preußen die große Reaction. Der Schrecken vor dem Lichte der Aufklärung bewirkte, daß überall die Dunkelmänner wieder die Macht in die Hände bekamen, als Friedrich der Große die Augen geschlossen hatte. Die Tendenz der Illuminaten, jeden Aberglauben zu zerstören und alle

Ketten zu zerbrechen, ward als eine staatsgefährliche Tendenz bezeichnet. Man glaubte Knigge und die wenigen Illuminaten, welche den Schlüssel des Ordens hätten, verständen unter Aberglauben jede positive, auch die christliche Religion und unter Ketten die monarchischen Regierungsformen. Nachdem in den geheimen Gesellschaften, Logen und Orden einmal die Aufklärungsrichtung so verpehmt worden war, nahm die Rosenkreuzerei und Mystik mit aller Macht die Oberhand. Diese Reaction traf in ihrem stärksten Zuge gerade mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms zusammen. „Unter allen den nichtswürdigen sogenannten inneren Systemen, schreibt Nicolai, war keines schlauer ausgedacht und bübischer ausgeführt, um theils viel Geld in die Kassen der hocherleuchteten unbekannten Väter zu führen, theils die gesunde Vernunft zu unterdrücken und dadurch den Geist des echten Protestantismus zu dämpfen, als der schändliche betrügerische Orden der sogenannten Gold- und Rosenkreuzer alten Systems, der seinen Jüngern die höchste Naturerkenntniß und Religionswissenschaft versprach und von ihnen blinden Gehorsam forderte. Die unbekannten Obern fanden Mittel durch Vorspiegelung geheiligter Zwecke manche Mächtige der Erde in die geheimen Verbindungen zu verwickeln.“ In Berlin bestanden drei Zirkel der Rosenkreuzer. Für die Jünger verfaßte Wöllner „die Pflichten der R. K. alten Systems in Junioratsversammlungen, abgehandelt von Chrysophyron 1782. Nur für die Ordensmitglieder

gedruckt.“ Schon als Kronprinz ward Friedrich Wilhelm in die Netze unabwendbar hineingezogen. Wöllner und Bischofswerder beherrschten ihn dadurch völlig. Im Anfang war ihre Absicht, ihn von der Gräfin Lichtenau abzuziehen, als dies nicht glückte, verstanden sie sich mit ihr und beherrschten ihn mit Vorbewußt und unter Bewilligung derselben.

„Als eines Abends, erzählt Förster nach Mittheilungen aus dem Munde der Gräfin, der Prinz bei seiner Geliebten in Charlottenburg verweilte, rief ihn Bischofswerder ab und führte ihn in ein entlegenes Haus, um ihn endlich an der langersehnten Unterhaltung mit abgeschiedenen Geistern Theil nehmen zu lassen. Wie geschickte Taschenspieler dem Uneingeweihten ein ganzes Spiel Karten vorhalten, mit der Aufforderung, nach seinem Belieben einige zu ziehen und ihm demungeachtet diejenigen in die Hände spielen, die sie dazu vorher ausgewählt haben, so überließen es die Geisterbanner dem Prinzen ebenfalls, diejenigen Abgeschiedenen zu nennen, die er zu sehen verlangte, waren aber zum voraus sicher, daß er von denen, die man ihm vorschlug, nur diejenigen wählen würde, für deren Erscheinung Vorsorge getroffen war. Diesmal waren es: der römische Kaiser Mark Aurel, der Philosoph Leibnitz und der große Kurfürst. Für diese drei hielt man die Personen und Anzüge in Bereitschaft; man hätte aber auch mit demselben Krönungsapparat und Perrücke dem Verlangen nach Carl dem Großen, Aristoteles und Ludwig XIV. genügt. Die Zauberei bestand darin, daß während

der Beschwörungsformel und unter den nervenangreifenden Tönen einer Glasharmonika der geforderte Geist in dem Nebenzimmer leibhaftig sich so vor einen Hohlspiegel stellte, daß sein Bild von dem gegenüberstehenden Spiegel aufgefangen, auf dem Milchflor in dem dunkeln Zimmer sichtbar wurde, in welchem der geängstete Prinz ganz allein saß. Es war dem Prinzen gestattet worden, Fragen an die Abgeschiedenen zu richten, allein er war nicht im Stande, auch nur einen Laut über seine bebenden Lippen zu bringen. Dagegen vernahm er von den heraufbeschworenen Geistern strenge Worte, drohende Strafreden und die Ermahnung, auf den Pfad der Tugend zurückzukehren. Er rief mit banger Stimme nach seinen Freunden, er bat inständig, den Zauber zu lösen und ihn von seiner Todesangst zu befreien. Nach einigem Zögern trat Bischofswerder in das Zimmer und führte den zum Tod erschöpften Prinzen nach seinem Wagen. Dieser verlangte zu seiner Geliebten zurückgebracht zu werden, in deren Armen er sich von den erlebten Schrecknissen zu erholen sehnte. Diesem Wunsche wurde nicht nachgegeben, und der Prinz noch während der Nacht nach Potsdam gebracht, wo die gestrenge Ordens-Brüderschaft zu seinem Empfange versammelt war. Der Bruder Redner nahm das Wort, wiederholte die von dem Geiste des Ahnherrn ausgesprochenen Ermahnungen und die gesammte Brüderschaft drang so inständig in den Kronprinzen, daß er mit zerknirschtem Herzen „den unerlaubten und ehebrecherischen Umgang mit seiner Maitresse abschwor, jedoch mit dem Vor-

behalt, daß sie auch fernerhin seine Freundin bleibe, in deren Umgang er Trost, Erheiterung und Läuterung seiner Gefühle suchen dürfe." Als er an einem der folgenden Tage die Geliebte mit dem Gelübde, welches ihm abgedrungen worden sei, bekannt machte, sprach sie zwar ihre Entrüstung über die falschen Ordensbrüder aus, erklärte sich jedoch bereit, ein jedes Opfer zu bringen und daß sie schon überglücklich sein werde, sich seine Freundin nennen zu dürfen."

Wie Mirabeau zu verstehen giebt, hing Friedrich Wilhelm den Visionairen und Rosenkreuzern keineswegs aus gründlicher Ueberzeugung an, sondern er blieb mit ihnen verbunden, weil er bei ihnen die Kunst erlernen zu können glaubte, um welche alle die, welche es mit Menschen zu thun und auf sie zu wirken haben, immer mit Leidenschaft sich bewerben, „die Gewissen zu erforschen und die Herzen der Menschen zu ergründen." Bischofswerder und Wöllner stellten sich ihm als Leute dar, welche diese große Kunst recht gründlich verständen und ihm recht gründlich und recht gern mittheilen würden, wenn er nur immer um sie wäre.

Bischofswerder seinerseits that Alles, um den unthätigen und sinnlichen König in diesen ihm bequemen psychologischen Intentionen unter die Arme zu greifen, sich ihm unentbehrlich zu machen und seinen schwachen Geist nach und nach mit den Mysterien und Phantasmagorien der Rosenkreuzerei und Nekromantik völlig

zu umnebeln. Er bestärkte den König, den Eques ab aquila rubra, wie er in der Ordenssprache hieß, in dem Glauben, daß die geheimen Obern der Ordensgesellschaften im Besitze der ersehnten Menschenkenntniß und überhaupt außerordentlicher, ungewöhnlicher Weisheit stünden, er bestärkte ihn in dem Glauben, daß man bloß redliche und gute Männer um ihn her versammle, er ließ die geheimen Obern und die Geister dazu dienen, die hohe Politik, den Krieg oder den Frieden mit Frankreich zu machen.

Bischofswerder war, wie der König, ein auffallend stark beleibter Mann, aber zugleich von einer seltenen Körpergewandtheit. Die Diavolini, die ihm bei dem Kronprinzen Bahn und Ansehn gemacht hatten, schienen bei ihm wirklich Wunder gethan zu haben. Er war der beste Reiter, Jäger und Fechter auf Hieb und auf Stich und ein nicht todt zu machender Zecher: drei bis vier Flaschen des stärksten Rheinweins vermochten ihn nicht umzuwerfen. Seine Gemahlin war eine Fräulein Tarac, verwittwete Gräfin Pinto durch sie war er Schwager des Marquis Lucchesini. Er unterhielt aber auch noch ein paar Verbindungen mit zwei Schwägerinnen, einer anderweiten verwittweten Gräfin Pinto, von der einmal der französische Nationalconvent während des Kriegs einen Brief an Bischofswerder in den lächerlichst-zärtlichen Ausdrücken drucken ließ, und mit der Schwester seiner Frau, Fräulein von Tarac, welche früher Lucchesini's Mai-

treffe gewesen war. Diese Verbindungen waren so eng, daß sie seine Gemahlin veranlaßten, einen Scheidungsproceß gegen ihn anhängig zu machen.

Bischofswerder war ein gutmüthiger, aber bigotter, rauher, aber dabei ungemein schlauer Mann. Er lenkte den König, obgleich er ihn aufs Geflissentlichste in dem Wahne erhielt, er allein beschließe Alles. Nichts geschah ohne sein Zuthun, aber er wußte mit der verstelltesten Bescheidenheit den Schein jeder Anmaßung von sich entfernt zu halten. Diese heuchlerische Bescheidenheit, dieses sich selbst Verbergen und im Hintergrunde Halten war die Seele seines ganzen Thuns und Wesens. „Mit der Lichtenau war er, schreiben die „vertrauten Briefe," in ewigem Kampfe, sie konnte ihn aber nicht stürzen, weil der König auf alle ihre Klagen stets antwortete: „„nicht Bischofswerder, sondern ich habe das so gewollt."" Zuletzt durfte sie seinen Namen nicht mehr nennen. Wenn andre Minister, wie Herzberg, Schulenburg-Kehnert, Voß dem König zu imponiren versuchten, wenn die Gerechtigkeit auf ihrer Seite war, dann klagte es der König seinem Freunde Bischofswerder und dieser durfte nur sagen: „Mein Gott, sind Ew. Maj. nicht Herr und König?" so wurden jene disjustirt und mußten ihren Einfluß aufgeben. Selbst in der Rosenkreuzerei, in den Andachtsübungen verhielt sich Bischofswerder passiv. Wenn der König Zweifel äußerte, so hieß es: „„Ja es ist sonderbar, meine Vernunft sträubt sich stets gegen diese wunderbaren Erscheinungen, aber ich kann mich

doch nicht entbrechen, fortgesetzte Forschungen anzustellen.““ „„Da haben Sie Recht, pflegte der König dann zu antworten, wir wollen [illegible] Versuche machen““, wodurch er ihn dann immer mehr [illegible]rickte.“ Der Oberst von Massenbach schildert Bischofswerdern in seinen Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats folgendergestalt: „Der Charakter Bischofswerders ist Schlauheit, also Behutsamkeit. Anfänglich preußischer Offizier, dann Kammerherr des Herzogs von Curland und nun — König von Preußen. Friedrich II. pflegte Bischofswerder'n „einen Laubfrosch“ zu nennen, der grünen Uniform wegen, welche er trug! Der Laubfrosch hat sich auf Friedrichs Thron geschwungen! Schlauheit und Verschlossenheit gehen gleichlaufend; daher der dumpfe Ton in Bischofswerders Sprache. Dieser Ton ist nicht der reine Metallklang, welcher aus dem Munde eines hochherzigen Mannes ertönt. Es ist der Ton der Gräber oder der Garderobe. Ehe Bischofswerder spricht, durchlaufen seine Augen alle Wände des Zimmers und forschen mit Aengstlichkeit, ob hinter diesen Wänden ein Lauscher verborgen sein möchte. Es glückt selten ihn zu einer bestimmten Erklärung zu bewegen, doch ist er kein böser Mensch und liebt den König mit treuer Anhänglichkeit. Er gehört wie sein Gebieter in die Classe derjenigen, die genießen wollen. Cäsar würde ihn seiner Feistigkeit wegen nicht gefürchtet haben.“

Eine sehr einflußreiche Person bei General Bischofswerder war seine Frau, die schon erwähnte verwittwete

Gräfin Pinto, die seine Gunst mit zwei Schwägerinnen theilte, ihm aber dagegen ihre schwere Hand fühlen ließ. Sie war eine eifrige Katholikin und beherrschte ihn gänzlich. Es erzählt dies der bekannte Ignaz Aurelius Feßler in seinem Leben, der eine Zeit lang auf dem Gute des Generals, Marquard bei Potsdam, bei ihm lebte. Feßler, der Geschichtschreiber Ungarns, der Autor von Bonaventura's mystischen Nächten, kam damals aus Schlesien von dem Fürsten Erdmann Carolath, dessen Sohn er erzogen hatte, nachdem er aus Preßburg, seiner Vaterstadt, hatte flüchten müssen. Er war in Schlesien lutherisch geworden und kam 1795 nach Berlin, wo er im folgenden Jahre eine neue Freimaurerei in der Loge Royal York zur Freundschaft gründete, die er die „scientifische“ nannte — dem deutschen Wesen gemäß, *von der Praxis immer wieder in die Theorie sich zurückzuziehen.*

Die Generalin Bischofswerder ist noch durch eine besondere Industrie bekannt geworden, in der sie sich praktisch genug zeigte. Ihr Hauptgeschäft war nämlich der Betrieb der Verschleuderung der Staatsdomainen in dem 1795 in der letzten polnischen Theilung erworbenen Südpreußen (Warschau, Posen u. s. w.). Sie pflegte ihren Gemahl zu diesem Geschäft mit den Worten anzuspornen: „Sie werden wie ein Bettler sterben, wenn Sie nicht die letzten Tage des Königs benutzen, um etwas für Ihre Familie zu thun!“ „Bischofswerder'n, berichten die „vertrauten Briefe,“ war nichts daran gelegen, Güter in Südpreußen zu

besitzen, kaum waren sie ihm tradirt, so wollte er sie auch verkaufen. Dazu fand sich auch ein Gimpel aus Copenhagen, ein während des Reichs-Interimisticums neugebackener Reichsgraf von Lüttichau, der ein großes Vermögen besaß. Bischofswerder machte ihn zum Gesandten am niedersächsischen Kreise (zu Hamburg) und schlug dem König vor, daß man ihm Güter in Südpreußen schenke. Dies geschah und zur schuldigen Dankbarkeit kaufte er Bischofswerdern seine Donationen für 50,000 Stück Friedrichsd'or ab. Dieser Lüttichau erhielt nun eine Menge Güter und da man dem Könige nicht zu viel verschiedene Namen nennen wollte, so wurden die Güter, die man andern Creaturen schenken wollte, auf des Grafen Namen gesetzt, der darüber einen Scheinkauf-Contract sogleich mit dem wahren Donatario eingehen mußte." Außer Bischofswerder und Lüttichau wurden von den südpreußischen Gütern mit und außer diesem Industriezweig noch bedacht: Marquis Lucchesini, Bischofswerder's Schwager, Graf Haugwitz, General Rüchel, Major Zastrow, Adjutant des Königs, Fürst Hohenlohe, der Kaufmann von Treskow in Berlin und ein Herr von Hünerbein, welcher allerdings auf die merkwürdigste Weise dazu kam. „Er war, erzählen die vertrauten Briefe, der Geliebte der schönen Ulrike Knobelsdorf, Hofdame der Prinzessin Louis (spätern Solms und zuletzt Hannover): diese hielt sich mit dem König in Pyrmont auf. Einst war der König des Morgens bei dieser Prinzessin zum Frühstück, wie die Knobelsdorf durchs Zimmer ging. Es entfuhren

ihm die Worte: „Hübsch Mädchen, Prinzeß!“ „O ja, antwortete diese, sie ist schon Braut!“ — „Mit wem?“ — „Mit dem Hrn. von Hünerbein, es ist aber eine wahre Verbindung der Liebe, denn sie haben beide nichts.“ — „Heirathen, Güter schenken!“ war die Antwort des Königs. Man fertigte sogleich eine Estafette an den Hrn. von Hünerbein nach Karge ab, wo er in Garnison stand, mit der Notiz, er solle der Prinzessin eine Bittschrift an den König übersenden, worin er ein Gut in Vorschlag brächte. Hr. von Hünerbein wählte das benachbarte Kloster Obra, nur 200,000 Thlr. an Werth. Die Supplik ging ab und bald darauf war er im Besitz des Guts und seiner schönen Braut. — Dieser Georg Heinrich Baron von Hünerbein war der Adjutant des Prinzen Louis, heirathete seine schöne Braut 1798 und starb 1818 als commandirender General in Schlesien: sein Schwiegersohn war der Commandeur der Garde du Corps, Graf Franz Waldersee.

Wie von Bischofswerder die Leitung des Staatsschiffs im Großen und Ganzen ausging, so besorgte Wöllner die Geschäfte der innern Administration. Wöllner'n pflegte man nur „den kleinen König“ zu nennen. Er ward für das Innere des Staats der unumschränkte Machthaber. Johann Christoph von Wöllner war der Sohn eines Predigers zu Döberitz ohnweit Spandau, geboren 1732, seine Mutter war die Schwester des Ministers Katsch. Er war früher selbst Prediger zu Großbehnitz unweit Berlin gewesen. Er hatte sein Glück gemacht, indem er die einzige

Tochter seines Kirchenpatrons, des Generals von Itzenplitz, bei dessen Sohn er einige Zeit Informator gewesen war, entführte und sich 1768 mit ihr verheirathete. Ganz Berlin wußte und sagte, daß er die Mutter geliebt und die Tochter geheirathet habe. Durch seine Frau kam er in den Besitz ansehnlicher Güter, bildete sich zum geschickten Landwirth und schrieb auch über Landwirthschaft und Gartenkunst in die Allgemeine deutsche Bibliothek. Er wurde Kammerrath des Prinzen Heinrich von Preußen, 1782 Lehrer des Kronprinzen in der Staatswirthschaft und nach Friedrich's des Großen Tode 1786 von dem neuen König vorerst zum Geheimen Oberfinanzrath und Intendanten des königlichen Bauwesens ernannt, zugleich auch in den Adelsstand erhoben. Er begann seine Wirksamkeit damit, die Werke Friedrich's des Großen in keiner andern Absicht herauszugeben, als das Andenken desselben verhaßt zu machen, dagegen die neue Regierung in das glänzendste Licht zu stellen und nebenbei einen ansehnlichen Gewinn zu machen. Er ließ sich die Papiere des großen Verstorbenen schenken, verkaufte sie und ließ nun Alles abdrucken, was die öffentliche Meinung gegen ihn in Harnisch bringen konnte, religiöse Spöttereien in Aufsätzen, die Friedrich der Große nur für sich niedergeschrieben hatte, oder in vertrauten Briefen enthaltene harte Urtheile über Zeitgenossen, ganz unbedeutende Aufsätze und Gedichte, die nie für ein größeres Publikum bestimmt waren. Als Wöllner im Laufe des Drucks wahrnahm, daß er sich in seinen Obscuranten-Specula-

tionen geirrt habe, wollte er den Druck sistiren, aber die Buchhandlung berief sich auf ihren Kauf und Wöllner mußte auch den Druck der Supplemente geschehen lassen, doch ließ er aus den gedruckten Exemplaren mehrere Seiten herausschneiden. Das hinderte aber doch nicht die allgemeine Verbreitung, da ein Nachdruck in Basel erschienen war. Auch Wöllner gehörte, wie Bischofswerder, zu den Männern, die von der Hauptleidenschaft der Zeit vorzugsweise angesteckt waren, die eine unwiderstehliche Neigung zu allen geheimen Wissenschaften hatten und die lebten und webten im Ordensgetriebe. Bereits 1776 hatte er sich zu Wiesbaden, wo ein großer Convent von Geisterschauern gehalten wurde, in den Orden der neuen Tempelherren aufnehmen lassen, nachher war er auch unter dem Ordensnamen Chrysophyron in den Orden der von dem ungarischen Exjesuiten Grossinger gestifteten Gold- und Rosenkreuzer alten Systems eingetreten; er ward Redner, dann Meister der Rosenkreuzer-Loge zum goldnen Löwen, die mit dem Theurgen Schröpfer in Verbindung stand. Im Rosenkreuzerorden schloß Wöllner die enge Freundschaft mit dem General Bischofswerder.

Im Jahre 1788 ward Wöllner zum Staatsminister und Chef des Departements der geistlichen Angelegenheiten ernannt, er trat an die Stelle des edlen von Zedlitz; in dieser Stellung schmeichelte Wöllner, wie er nur konnte, der Neigung des Königs zur Frömmelei. Ein weichlicher Pietismus setzte sich an die Stelle der kecken Aufklärung, die kurz zuvor noch unter Friedrich dem

Großen geherrscht hatte, am Berliner Hofe recht fest, in den obersten Regionen der Hauptstadt entstand ein merkwürdiges aus Devotion und Sinnlichkeit zusammengesetztes phantastisch überreiztes Getriebe. Was damals die Sturmfluth dieser phantastischen Ueberreizung für seltsam organisirte Persönlichkeiten auswarf, kann man unter andern aus der Schilderung erkennen, die Dorow in seinen Memoiren von Wöllner's Geheimen Secretair Mayr, der nachher Pfarrer zu Königsberg ward, entwirft. Mayr spielte in dem Kreise der Logenhelden und Geisterbeschwörer eine Hauptrolle, indem er nichts weniger als die höchsten Gestalten der Gottheit darstellte. Dorow beschreibt ihn als eine höchst auffallende Persönlichkeit, „scheu, schleichend, unheimlich umherschreitend und sorgsam um sich spürend. Ein kleiner, krummer Mann, schielend, glatzköpfig, schwache Kinderbeinchen, auf denen ein breiter Rumpf und ein ausgedehnter Schädel ruhten, die Stirn hochgewölbt, vielfach von feinem, blauen Geäder durchzogen; sein Staatsanzug beim Besuch der Freimaurerlogen höchst sonderbar. Schuhe mit großen blitzenden Schnallen, schwarzseidne Strümpfe, schwarzatlasne Beinkleider und Weste und ein orangefarbener Leibrock mit großen, mit schwarzem Tuch überzogenen Knöpfen besetzt. Einstens erschien er in großer Gesellschaft mit umgehängten langen weißen Laken, an dem er oben rund umher kleine schwarze Katzenschwänze angeheftet hatte, einen Herzogsmantel ähnlich. Er versicherte: „„Das ist das Kostüm, in welchem ich oben bei Gott erscheinen und es auch bei-

behalten werde."" Es war ihm grausenhafter Ernst! Er selbst war das seltsamste Gemisch von Vernunft und Wahnsinn, Herzensgüte und Bosheit, Tiefsinn und Gemeinheit. Ein Gesicht aus der Apokalypse verwirklichen wollend, verschlang er den größten Theil eines Bibelexemplars, trug aber statt der gehofften Erleuchtung ein hitziges Fieber mit Wahnsinnssymptomen davon. Er fiel später durch das Nachsinnen über das Geheimniß der Trinität in Geistesverrückung, schoß mit Pistolen von der Kanzel und verwundete wirklich einen bei seiner Predigt eingeschlafenen Mann, auf den er mit den Worten schoß: ""Dich will ich wecken."" Endlich fiel er in völlige Raserei und wurde in einem Privathause an Ketten gelegt, doch nach mehreren Monaten wieder hergestellt. Als Dorow einst mit Mayr bei diesem Hause vorbeiging, sagte er: ""Da liegt meine Buß- und Marterkammer, da hab' ich gelitten und bin oft blutig gepeitscht worden; mir ist schon recht geschehen; ich habe gegen den gefrevelt und in dessen Gestalt Komödie gespielt, darin betrogen in der Gestalt dessen, der für uns Alle gelitten hat und gestorben ist."" Alles erfaßte Mayr materiell; beim Abendmahl wollte er wirkliches Blut und Fleisch hervorbringen, alle Kulten mischte er, hörte oft an Einem Tage des Morgens Messe auf seinem Angesichte liegend, predigte dann in der protestantischen Kirche und ertheilte die Kommunion und endete den Tag mit Besuch der Mennoniten, der Herrnhutergemeinde, der Synagoge und der Freimaurerloge. Seine stets festgehaltene Ansicht ließ ihn die Welt als einen fortwährenden Kampf zwischen den Illuminaten, als den Lichtträgern

und den Jesuiten, als den Emissairen der Finsterniß, betrachten. Sein Streben ging nicht bloß auf spirituelles Licht, sondern auch auf den Stein der Weisen, er gehörte einer Gesellschaft von Adepten an. In lichten Intervallen zeigte er viel Geist, wahre Goldstücke, er hatte vertrauten Umgang mit Hamann, Kant, Hippel und Werner."

Es ist eine alte, aber constante Erfahrung, daß ein durch Debauchen stark verbrauchtes Leben bei Personen, die schwach sind und zur Empfindsamkeit neigen, die Hauptveranlassung zur Frömmelei wird. Der Ekel, den die Ueberreizung der Sinne und Nerven schafft, greift mit Begierde nach irgend welchem, sei es äußerlichen, sei es innerlichen Medium, das die Entsündigung bewirken soll. Diese Entsündigung ist der Angelpunkt aller Religionen und Confessionen. Bei allen kommen die ärgsten Uebertreibungen vor: der Hindu hängt sich an eisernen Haken an den Schulterblättern in freier Luft auf; der Katholik stiftet Seelenmessen, der Protestant überläßt sich der Bußzerknirschung bis zu den bekannten Extravaganzen der Methodisten und Shakers.

Der weichliche Pietismus des Königs und seiner Hofumgebungen war die natürliche Consequenz der Erschöpfung auf die im Uebermaaß geübten Sinnenexcesse.

So dringlich es gewesen wäre, vor allen Dingen im Leben mit einem leiblichen Exempel vorauszugehen, so hegte man doch von oben herab die bequemere Ueberzeugung, daß es allzuvörderst darauf ankomme, die

durch die Aufklärung allerdings sehr schwer angetastete Lehre wieder zu steifen. Die Folge dieser Ueberzeugung war das bekannte Religionsedict vom Jahre 1788, das Wöllner gleich im ersten Jahre seines Ministeriums erließ. Da es einen so ungeheueren Umschlag mit Einem Schlage hervorbringen sollte, machte es ungeheures Aufsehen und rief eine sehr widerhaarige Opposition heraus. Das Edict befahl sämmtlichen Geistlichen und Lehrern der Monarchie an, künftig wieder streng nach den symbolischen Büchern zu predigen und zu lehren. Die Strafe der Uebertreter sollte Cassation sein. Mit diesem Edict wurde gewissermaßen alles das negirt und verurtheilt, was unter der vorigen Regierung „im Reiche des großen Königs an der Ostsee“ für die Emancipation geschehen war. Wie unter der vorigen Regierung von oben herein philosophische Freiheit sanctionirt worden war, sollte nun unter der neuen Regierung ebenfalls von oben herein wieder traditioneller Gehorsam und kirchliche Unterwürfigkeit sanctionirt sein. Die Weisung war barsch und rauh, man trug so zu sagen den soldatischen Ton, der unter Friedrich dem Großen in allen Branchen der Administration des Staats aufgekommen war, jetzt auch auf das Gebiet der Kirche und Schule über, das Gebiet, das Friedrich der Große ganz frei gegeben hatte. Man verschonte selbst die bedeutendsten Notabilitäten nicht. Kant war kurz nach dem Regierungsantritte des Königs in die Berliner Akademie aufgenommen werden, wie Johannes Müller bezeugt, hatte Herzberg den König dazu gezwungen.

Noch ein Jahr vor Herzberg's Tode unterm 1. Oct. 1791 erging an denselben Kant eine Cabinetsordre, worin er wegen Entstellung und Herabwürdigung der Haupt- und Grundlehren d. h. Schrift constituirt wurde. Er mußte sich verpflichten, sich aller öffentlichen Vorträge, betreffend die Religion, zu enthalten. Der König als oberster Bischof glaubte in seinem Rechte zu sein, aber nächst dem übeln Beispiel seines Lebens erbitterte er hauptsächlich durch die autokratische Rücksichtslosigkeit, mit der die orthodoxe Lehre so ohne Weiteres durch Befehl insinuirt ward. Auch solche Personen, denen der Inhalt der neuen Weisung nicht zuwider war, wurden durch die brusque gebieterische Form derselben verletzt. Eben hatte es noch als Ehrensache gegolten, sich in Angelegenheiten der Religion nichts wider freie Ueberzeugung aufdringen zu lassen, jetzt befahl die Regierung plötzlich wieder den Glaubenszwang an. Sie commandirte die Prediger und Schullehrer im Dogma, wie man die Soldaten und die weltlichen Staatsbeamten in der Kaserne und in der Kanzlei commandirte. Dem hellen Bewußtsein der Gebildeten und dem dunkeln Gefühle der Ungebildeten im Volke erschien ein solches Verfahren gleichmäßig als eine Art von Barbarei.

Eine ähnliche Barbarei, ein ähnlicher brutaler und polizeimäßiger Ton setzte sich auch wieder in der Criminaljustiz fest. Der Beamtendespotismus stieg hier so weit, daß man gegen ganze Bauerngemeinden, darunter abgelebte Greise, die Strafe des Spießruthenlaufens verhängte. Obwohl kein Gesetz da war, das

diese Strafe anbefahl, wurden doch die Menschen wie leibeigene Sclaven entkleidet und in die Spießruthen der Soldaten eingetrieben. Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. hatten schon das Prügeln der Bauern durch die Beamten und Domainenpächter verboten; ersterer durch das Patent vom 3. Aug. 1709 und letzterer durch das sogenannte Prügelmandat vom 4. April 1738 für alle ihre Länder. Ausgenommen ward in letzterem Gesetze nur Ostpreußen — „weil das Volk daselbst sehr faul, gottlos und ungehorsam ist" —. Friedrich Wilhelm verbot das Prügeln bei sechswöchentlicher Karrenstrafe auf der Festung, obgleich er bekanntlich, erhaben über das Mandat, selbst bis zum Tode seine Umgebungen geprügelt hat. Friedrich der Große hatte darauf durch Cabinetsordre vom 15. Juli 1749 bei sechs Jahren Festungsstrafe das Verbot erneuert. — Diese Cabinetsordres wurden gänzlich ignorirt.

Eine Haupterleichterung erhielt aber das Volk doch während der von Wöllner geleiteten inneren Verwaltung des Königreichs. Es war die Aufhebung der Regie, der verhaßten französischen Regie, namentlich von Kaffee und von Tabak. Der Ausfall in den Staatseinnahmen, der dadurch entstand, ward durch Ersatz-Steuern gedeckt. Der Tabakspacht ward später jedoch noch einmal auf Bischofswerder's Betrieb wieder eingeführt und zwar so, daß die an ihrer Stelle eingeführten Ersatz-Steuern nun ebenfalls blieben.

Ich habe schon oben die Stelle in Mirabeau's Briefen angeführt, wo er darüber Klage führt, daß

die Bedienten die Zügel der Regierung in die Hände genommen hätten. Durch diese Leute fanden eine Menge durchtriebene Bursche, Günstlinge der Pagen, Lakaien und Kammermädchen bei Hofe Eingang und drängten sich als Spione, Kuppler und Denuncianten in das Vertrauen derer ein, die die nächsten Umgebungen des Königs bildeten. Sie hatten offnen Zutritt, wiewohl in des Königs Zimmern die wichtigsten Documente, Briefe und Schriften in bunter Unordnung durch einander lagen. An diese neuen Eindringlinge wurden Gnaden über Gnaden ergossen, sie wurden sogar zum Theil geadelt. Der alte Adel ward dadurch aufs Empfindlichste beleidigt, er nannte diesen neuen Adel deshalb spöttisch den neugebacknen sechsundachtziger. „Der Durst des gemeinen Rietz, sagen die vertrauten Briefe, war der Grund, daß eine so große Menge Johanniterkreuze und Adlerorden den unwürdigsten Subjecten verliehen und die Adelsbriefe so wohlfeil verkauft wurden, da ihm ansehnliche Gebühren dafür zuflossen. So mancher preußische Edelmann, dessen Söhne jetzt auf ihre Ahnen pochen, ist nicht vom König, sondern vom Kammerdiener geadelt worden.“

Das Jahr 1786 war das große preußische Adels-Gnadenjahr, wie das Jahr 1683 das große östreichische Adels-Gnadenjahr gewesen war — die Veranlassung der Gnaden war freilich sehr verschieden: in Preußen der Regierungsantritt des neuen Königs nach dem großen König; in Oestreich die Rettung Wiens gegen die Türken. Der Fournée von 1786 promovirte über

ein Schock Namen, darunter waren allein dreiund- zwanzig neue Grafen: die Grafen Arnim-Boitzenburg, Dyhrn, Egloffstein, Goltz, Haugwitz, Herzberg, Hoym, Kalkreuth, Krokow, Schlabrendorf, Schulenburg-Kehnert, Trenck, Waldersee sind von diesem neuen Datum.

Der Verdienstorden, von dem Friedrich nur siebzig Decorationen an die Helden des siebenjährigen Kriegs vertheilt hatte, wurde haufenweise an ganz unverdiente Leute ausgestreut. Eben so wurden die wichtigsten Aemter nach Gunst verschleudert und die Landgüter, die Friedrich mit so großer Sorgfalt zusammengehalten hatte, wie Trinkgelder verschenkt. Daß das buchstäblich wahr ist, beweist die oben mitgetheilte Güterschenkungsindustrie in Südpreußen durch die Generalin Bischofswerder und das Exempel Hünerbein.

Mirabeau nahm schon im Jahre 1787 mit dem herbsten Urtheil Abschied von Berlin. Er schrieb nach Paris über die preußischen Hofzustände mit den berühmten Worten:

„Einkünfte vermindert, Ausgaben vermehrt, Genies zurückgesetzt, Dummköpfe am Ruder. Ich kehre nach Paris zurück, denn ich will nicht länger zu der Rolle des Thiers verdammt sein, die kothigen Krümmungen einer Regierung zu durchkriechen, die sich jeden Tag durch eine neue Kleinlichkeit und Unwissenheit auszeichnet. Dieses Preußen ist die Fäulniß vor der Reife!"

3. Der Champagne-Feldzug.

Bischofswerder war gut östreichisch gestimmt und so kam es, daß die Politik Preußens auch wieder östreichisch wurde. Der Fürstenbund, den Friedrich der Große am Ende seiner politischen Laufbahn zur Aufrechterhaltung der deutschen Reichsintegrität gegen Oestreich geschlossen hatte, sank mit dem Sturze Herzberg's 1791 in völlige Vergessenheit.

Preußen trat gleich im Anfange der Regierung Friedrich Wilhelm's II. in der europäischen Politik mit starkem Selbstvertrauen auf, gleich als sei es eine Macht, die ganz selbständig, ohne irgend fremder Hülfe zu bedürfen, handeln könne. Es schritt mit diesem Selbstvertrauen 1787 in Holland ein und ward von einem überraschenden Glücke begünstigt. Der Erbstatthalter Hollands, Wilhelm V., war mit der Schwester des Königs vermählt, die antioranische Partei hatte ihn im Jahre 1786 genöthigt, seine Würde niederzulegen, er war vom Haag nach Nimwegen gezogen. Als seine Gemahlin von Nimwegen eine Reise nach dem Haag unternahm, wurde sie von den Patrioten angehalten und nach Nimwegen wie eine Verhaftete unter Begleitung von Bürgermilizen zurückgebracht. Darauf ließ Friedrich Wilhelm 24,000 Mann Preußen unter dem Herzog Karl Ferdinand Wilhelm von Braunschweig in Holland einmarschiren. Sie fanden fast nirgends Widerstand, rückten in

Amsterdam ein, binnen Monatsfrist war dem König von Preußen gelungen, was Philipp II. von Spanien und Ludwig XIV. von Frankreich, freilich in anderen Zeiten, mit aller ihrer Macht nicht hatten erreichen können. Der Erbstatthalter wurde restituirt, Preußen schloß mit Holland und England das Defensivbündniß zu Loo 1788. Das Stärkste war, daß Friedrich Wilhelm den reichen Holländern die beträchtlichen Kriegskosten erließ — aus königlicher Großmuth.

Von den Angelegenheiten des Westens wandte sich Preußen nun nach Osten. Die Allianz mit Oestreich ward durch die Angelegenheiten der Pforte eingeleitet. Rußland und Oestreich standen mit den Türken im Kriege. So lange Joseph lebte, war von seinem Ehrgeiz die Theilung der Türkei zu fürchten. Friedrich Wilhelm nahm eine drohende Stellung gegen Oestreich, er ließ seine Armeen in Schlesien und Polen aufstellen, er nährte die Unzufriedenheit in den Niederlanden gegen Oestreich, er begünstigte die Erhebung Polens zur Unabhängigkeit, Oestreich, wie Rußland entgegen. Da starb Joseph Anfang des Jahrs 1790. Sein Nachfolger Leopold II. wollte Frieden schließen, um freie Hand gegen Frankreich zu erhalten, wo die Revolution ausgebrochen war. Bischofswerder ward von Friedrich Wilhelm schon im Frühjahr 1791 nach Italien, nach Pavia geschickt, von welcher Stadt aus der Kaiser Leopold II. am 18. Mai die Erklärung ausgehen ließ, daß er sich im Einverständniß mit seinen Verbündeten der französischen Revolution entgegenstellen werde. Von Italien aus begab sich Bischofswerder

nach Wien und schloß hier mit Kaunitz einen Allianzvertrag am 25. Juli ab, der nie bekannt gemacht worden ist. In diesem Tractat ward der Congreß über die französischen Angelegenheiten so weit hinausgeschoben, bis der Frieden mit den Türken zu Stande gekommen sei. Bischofswerder wurde nun zum bevollmächtigten Minister des Berliner Hofs beim Congresse zu Szistova ernannt, unter seiner Vermittlung kam der Frieden Oestreichs im August 1791 mit der Pforte zu Stande. Bischofswerder wurde vom Kaiser mit der größten Auszeichnung behandelt, er war niedrig genug gewesen, dem Kaiser die ganze Correspondenz zu überliefern, welche die mit Joseph II. unzufriednen, von Preußen aufgeregten und unterstützten Ungarn unter Joseph II. mit dem preußischen Könige geführt hatten. Hierauf wurde Bischofswerder der Hauptvermittler der berühmten Zusammenkunft in Pillnitz im Jahre 1791, wo Friedrich Wilhelm und Leopold persönlich sich verbanden, um den König von Frankreich wieder einzusetzen. Von dieser Pillnitzer Convention an ging die Politik Oestreichs und Preußens scheinbar ganz Hand in Hand bis zum Basler Frieden 1795, den Preußen einseitig schloß, nachdem es sich erschöpft hatte und auf die Entdeckung gekommen war, daß auch Oestreich einseitig mit Frankreich tractirte.

Ganz anders würden die Weltverhältnisse sich gestaltet haben, wenn Preußen damals statt der Allianz mit Oestreich die mit Frankreich eingegangen wäre. Die Stimmung in Frankreich war die günstigste für Preußen, der große Friedrich hatte hier die enthu-

siastischsten Verehrer. Nachdem der Bruch der seit dem siebenjährigen Kriege durch Kaunitz und die Pompadour geschlossenen Verbindung Frankreichs mit Oestreich erfolgt war, glaubte Frankreich, daß Preußen, dem voraussetzlich Oestreich ein ewiger unversöhnlicher Nebenbuhler bleiben werde, der natürliche Verbündete Frankreichs werden müsse. Diese Vorstellung war so lebhaft in Paris, daß während des Notenwechsels mit dem Wiener Hofe, dieser Bund mit Preußen wiederholt in Anregung gebracht und die Vernachlässigung dieser Anregung in der nach Ludwig's XVI. Entthronung bekannt gemachten Zuschrift der französischen Nationalversammlung an die Nation als eines der Vergehen des Königs aufgestellt ward.

Die Stimmung in Preußen ging vom Heer aus. Das Heer, das Holland erobert hatte, hoffte auch Frankreich erobern zu können. Ueberall erscholl es: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen die Lorbeeren!“ Es hieß: „Der Herzog von Braunschweig an der Spitze, wie wollen die Advocaten in Paris widerstehen, es wird ein Treibjagen geben, wie zu Roßbach!“ „Kaufen Sie nicht zu viel Pferde, äußerte Bischofswerder zu Massenbach, die Komödie dauert nicht lange, wir sind im Herbst wieder zu Hause!“ Das Volk, der Bürgerstand in Preußen war freilich in ganz anderer Stimmung, er bekämpfte weder die Grundideen der Revolution, noch fand er sie verdammlich, im Geheimen wünschte Alles ihnen Fortgang. Aber der Bürgerstand war streng vom Soldatenstand, von den adeligen Offizieren geschieden, diese

adeligen Offiziere galten weit mehr, als die Civilisten, und beherrschten damals den Ton in ganz Preußen, wo noch jetzt, wie unter Friedrich dem Großen, ein Fähndrich im Range sogar über allen Legationsräthen und anderen Räthen stand.

Am 20. April 1792 hatte die französische Regierung Oestreich den Krieg erklärt, Ende Mai setzten sich die preußischen Truppen zu der so berüchtigt gewordenen Campagne in der Champagne in Bewegung. Das Armeecorps, das Preußen stellte, zählte 45,000 Mann, der Oberbefehlshaber war der Herzog von Braunschweig; 56,000 stellte Oestreich, mit diesen 101,000 Mann hoffte man Frankreich erobern zu können. Am 10. Juli reiste der König von Berlin nach dem Rhein ab, nach Mainz, mit dem damaligen Cabinetsminister Graf Schulenburg-Kehnert. Er traf in Mainz den am 14. Juli zu Frankfurt gekrönten neuen Kaiser Franz II. und wohnte in der Favorite, dem Lustschloß des Kurfürsten von Mainz, der Alles aufbot, um diesen reizenden, hochgelegenen Garten mit dem bezaubernden Ausblick auf Rhein und Main einige Tage lang durch Feste, Illuminationen und Feuerwerke zu einem Feenschlosse zu machen. Am 25. Julius erließ der Herzog von Braunschweig von Koblenz aus das unglückliche Manifest. Es war im Cabinet der französischen emigrirten Prinzen von Calonne, welcher das Factotum daselbst war, abgefaßt und in den Conferenzen in der Favorite von den Staatsmännern von Berlin und Wien gebilligt worden. Der Herzog unterzeichnete das unheilvolle Document im Hauptquartier von

blenz wider seinen Willen. Mit Mühe hatte er rchsetzen können, daß man noch einiges von dem rten Inhalt modificirte. Aber es blieb noch Härte nug. Es drohte den Franzosen, die sich zu verthei- gen wagen würden, die Strafe der Rebellen nach r Strenge der Kriegsgesetze an, es drohte, Paris erde der Erde gleich gemacht werden, wenn e Franzosen nicht zur alten Unterwürfigkeit gegen den önig zurückkehrten. Gerade diese berüchtigte Stelle egen Paris hatte der Herzog weglassen wollen, die rinzen hatten es versprochen, sie schickten aber ohne orwissen des Herzogs das Manifest mit dieser Stelle ch Paris, wo es am 27. Juli im Moniteur erschien.

Am 1. August erfolgte der Rhein-Uebergang der liirten bei Koblenz, erst am 19. August ward die anzösische Grenze überschritten an der Mosel, hinter rier. Im preußischen Heere befand sich der König eigner Person, der Kronprinz und Prinz Ludwig, er General Bischofswerder; die Gräfin Lichtenau hlug in den Bädern von Aachen und Spaa ihren of auf. „Die Zudringlichkeiten der Artois, Pro- ence und der Ausgewanderten überhaupt, erzählt Massenbach, veranlaßten einen furchtbaren Humor ei dem Oberbefehlshaber, dem Herzog von Braun- chweig. Sie belagerten ihn im eigentlichen Sinne es Worts. Er hatte kaum die Ellenbogen frei; er achte Complimente über Complimente, Bücklinge bis n den Boden; aber seine Wangen glühten und seine ugen funkelten, wie die Augen eines Tigers.“ ormayr in seiner Charakteristik des Herzogs in den

Lebensbildern aus dem Befreiungskriege setzt zu diesem Bilde hinzu, „daß der Herzog Ehrgeiz und Leichtgläubigkeit und einen sonderbaren Wechsel von Unentschlossenheit und Hartnäckigkeit gezeigt habe. Bald habe er gehofft, Reichsgeneralissimus, bald wieder König des constitutionellen Frankreichs, bald endlich König von Polen zu werden.“

Von alle dem, was die Emigranten vorausgesagt hatten, daß, wo nicht die ganze, doch der größte Theil der französischen Armee übergehen und sich ein allgemeiner Volksaufstand zu Gunsten Ludwig's XVI. sofort mit dem Eintreten der Alliirten auf den französischen Boden erheben werde — geschah nichts. Zwar ward Longwy erobert, Verdun erobert, aber gleich im ersten Gefecht riefen die französischen Linientruppen nicht Vive le roi, sondern „Liberté et Egalité!“ und „ca ira!“ und die aus Verdun abziehende Garnison empfahl sich mit den Worten: „A revoir aux plaines de Châlons!“ Um diese Zeit erhielt der Herzog von Braunschweig merkwürdige anonyme Briefe aus Paris, die der Graf Joseph Gorani schrieb, und die ihm über die Thorheit des Manifests die Augen eröffnen mußten. Es hieß unter andern in einem dieser Briefe, geschrieben am 11. August, am Tage nach der ausgesprochenen Suspension des Königs und seiner Gefangensetzung im Tempel:

„Begleitet von den Verhöhnungen des Volks ist die königliche Familie in den Tempel geführt worden. Vorher war diese Familie noch Zeuge der Vorsichts-

maßregeln, die die Nationalversammlung nahm, um die Verräthereien zu verhüten. Das sind die Wirkungen, gnädiger Herr, welche Ihr Manifest hervorgerufen hat. Glauben Sie, daß die königliche Familie und die Emigranten Ihnen großen Dank schulden? Ich wiederhole es Ihnen, gnädiger Herr, ich begreife es nicht, daß man Sie hat bestimmen können, Schriften zu unterzeichnen, die eben so unpolitisch, als ungeziemend sind. Man spricht nicht in einem solchen Tone, wie Sie gesprochen haben, zu einer Nation von siebenundzwanzig Millionen Menschen, von denen sechs die Waffen tragen. Alexander sprach nicht so nach der Schlacht von Arbela. In ihren energischen Reden sprachen die Römer nicht anders, als mit Mäßigung zu ihren Feinden. Ein Held, selbst im Schooße des Glücks, darf nicht anders als mit Würde sich äußern, er muß entehrende Prahlereien vermeiden. Es ist jederzeit eine Thorheit, eine Nation zu insultiren, es ist Wahnsinn sie zu insultiren, ehe man sie besiegt hat, es ist Gemeinheit sie nachher zu insultiren."

„Mein Leben gäbe ich dafür, sagte der Herzog zu Massenbach, wenn ich dieses unglückliche Manifest nicht unterzeichnet hätte."

Trotz dem aber, daß die Voraussagungen der Emigranten sich nicht erfüllten, trotz dem, daß der Herzog mit bittrer Reue die Thorheit und den Wahnsinn der Manifesterlassung erkannte, beschloß er doch, auf Paris vorzugehen. Er sah die Unmöglichkeit ein, mit einem so kleinen Heere, als er führte, zu operiren, nichts desto weniger fügte er sich dem höheren Befehle.

Es war der König Friedrich Wilhelm, der das Vorrücken von der Maas nach der Marne über die Argonnen in die Ebene der Champagne befahl. „Vor den Augen des Königs, sagt Massenbach, schimmerte der Glanz eines vollendeten Triumphs, Paris, das königliche Louvre, die Bildsäule Heinrich's, die dankerfüllte Maria Antonia, die dankbaren Thränen im Auge Ludwig's. Der Herzog, kalt, besonnen, berechnete die Unzulänglichkeit der Mittel und verzweifelte an dem glücklichen Erfolge. Aber er sprach mit dem König in einem so unterwürfigen Tone, daß seine Meinung stets in der Gestalt einer Muthmaßung erschien. Ich weiß nicht, ob es durch einen Zufall oder durch Ueberlegung geschehen ist, daß der Herzog sein Hauptquartier im Dorfe Regrêt (bei Verdun), der König im Dorfe Glorieux (ebenfalls bei Verdun) genommen hatte."

Zehn Tage nach Aufhebung des Lagers bei Glorieux und Regrêt erfolgte die Kanonade von Valmy am 20. September 1792. An diesem Tage, dem wichtigsten Tage des Jahrhunderts, ging die Meinung, die man von den Preußen hatte, bei den Franzosen verloren: der vorsichtige Herzog von Braunschweig unterließ den Angriff auf Kellermann. Der geheime Grund dieses Unterlassens soll ein Brief des Königs von Frankreich an Friedrich Wilhelm gewesen sein, worin er ihn beschwor, seine Truppen zurückzuziehen, indem er nur dadurch hoffen könne, sein Leben zu erhalten. Von nun an stieg die Zuversicht bei den Republikanern so hoch, daß ihnen von jetzt an Alles

gelang. Neun Tage lang blieben die Preußen auf dem Schlachtfelde von Valmy stehen, unterdessen ging die Nachricht ein, daß Frankreich in eine Republik verwandelt worden sei. Am 29. September ward der Rückzug aus der Champagne angetreten, nachdem Braunschweig von Dumouriez in einem Waffenstillstand die Zusicherung erhalten hatte, daß er unangegriffen sich bis zur Maas zurückziehen solle. Der Regen, der schon seit dem Abmarsch von Longwy sich eingestellt, hatte die Wege grundlos, die nasse Kälte die Hälfte der Armee an einer gräßlichen Ruhr krank gemacht. General Minutoli erzählt in seinen neuerlich herausgekommenen Memoiren über die Feldzüge von 1792 und 93, daß die Noth bei dem preußischen Heere in dem Maaße stieg, daß es vier Tage lang ohne Brot war, sich von gekochten Weizenkörnern ernähren und mit trübem, dem Kreideboden entnommenen Regenwasser den Durst löschen mußte. Die Soldaten, die Cavalerie abgerechnet, hatten keine Mäntel zum Schutz gegen die üble Witterung und ihre Montirungsstücke waren aus Tuch angefertigt, von dem die Elle nur zwölf gute Groschen gekostet hatte. Der Infanterie gebrach es an Schuhen, den Pferden an Hufeisen. Massenweise blieben Soldaten und Pferde im Moder stecken; die Truppen waren so muthlos und dadurch alles Mitgefühl so abgestumpft, daß man, nur auf eigne Rettung bedacht, den Freund und den Verwandten ohne Hülfe ließ, wenn er auf dem Marsche zurückbleiben mußte. Minutoli sah einen Freund, der ruhrkrank auf einem Packwagen allen Unbilden der bösen Witterung preis

gegeben, fuhr, aus Verzweiflung sich erschießen. Ueber Trümmer und Leichen ging der Rückzug nach Trier, am 23. October ward das französische Gebiet verlassen, in kleinen Tagemärschen marschirte nicht, sondern schlich die Armee von Trier nach Koblenz zurück, ging hier über den Rhein und bezog die Cantonnirungsquartiere. Der König blieb mit seinen Söhnen in Frankfurt a. M. Er überließ sich sofort wieder hier dem gewohnten jovialen galanten Leben. Er blieb fast ein ganzes Jahr lang in Frankfurt, wo er sich sehr gefiel, und war den Einwohnern, besonders den Damen ein überaus liebreicher Herr. Manche der Damen nannte ihn nur „unsern lieben dicken Wilhelm.“ Nach den Memoiren des Lord Malmesbury hatte er namentlich hier ein Verhältniß mit Fräulein Bethmann, einer Cousine des reichen Banquiers, die der Lord sehr hinterlistig und ehrgeizig nennt.“ Sie hatte den König glauben machen wollen, sie liebe ihn wirklich um seinetwillen, was bei keiner andern je der Fall gewesen. Dieses hatte ihn vermocht, alle Schritte, selbst bis zu dem einer Heirath an der linken Hand durchzumachen; aber die Sache nahm ein Ende durch einen anoymen Brief, den ihr Vetter (der kleine Bethmann) an Madame Lucchesini schickte, um den Charakter und die Absichten seiner Verwandten darzulegen und da Lucchesini daraus ersah, daß sie seinem Zwecke nicht entsprechen und lenksam sein würde, that er alles, um sie zu stürzen. Sie folgte dem König nach Berlin und heirathete nachher den bekannten hannövrischen Diplomaten Schwarzkopf. Der König verschwendete in Frankfurt sehr viel Geld, war außer-

ordentlich freigebig und machte allen Damen reiche Geschenke, die sich seiner Aufmerksamkeit und Huld zu erfreuen hatten. Die Offiziere, namentlich die der Garde, folgten seinem Beispiel, besonders wurde in den größten Gasthöfen hohes Hazardspiel getrieben.

In dem zweiten Feldzuge des Jahres 1793 nahm Preußen unter Graf Kalkreuth das im vorigen Jahre von den Franzosen unter Cüstine eroberte Mainz wieder ein, 22. Juli, während die Oestreicher Belgien zurückeroberten und 27. Juli Valenciennes besetzten. Nach dem Falle von Mainz aber brachten die Preußen fast zwei Monate in Unthätigkeit zu. Der Grund dieser Unthätigkeit war die Verstimmung, die schon jetzt zwischen den Cabinetten von Berlin und Wien eingetreten war. Desto thätiger war die Diplomatie: Haugwitz, jetzt an Schulenburg's Stelle Cabinetsminister geworden, und Lucchesini waren bei dem König. Preußen war mit Rußland zur zweiten Theilung Polens verschritten, Friedrich Wilhelm erwarb durch diese zweite Theilung Südpreußen, die Gebiete von Posen und Gnesen und die Städte Danzig und Thorn. „Wir haben, was wir haben wollten,“ entgegnete man Massenbach im Hauptquartiere des Königs, als er auf kräftige Fortsetzung des französischen Kriegs drang, „wir haben einen Theil von Polen.“ Danzigs Besitz war die Hauptverführung gewesen. Schon Friedrich der Große hatte darnach getrachtet. Friedrich Wilhelm II. hatte mit England die neue Constitution Polens vom 3. Mai 1791, die das liberum veto aufhob und den Thron erblich gemacht

hatte, gebilligt und feierlich garantirt. Beim Champagne-Feldzug im vorigen Jahre aber hatte Catharina von Rußland hinter des preußischen Königs Rücken sie für jacobinisch erklärt. Preußen konnte Rußland Polen nicht allein überlassen, Polen wollte Danzig freiwillig nicht hergeben, die Engländer es den Preußen nicht gönnen. Unter diesen Umständen zog Friedrich Wilhelm es vor, wieder mit Rußland gemeinschaftliche Sache zu machen: so nur allein war Danzig zu bekommen. Friedrich Wilhelm brach sein Königswort, stimmte in den Ton Catharinen's ein und verwarf die Constitution, die er vorher gebilligt. Ende September verließ der König den Kriegsschauplatz am Rhein und die Armee, reiste nach Berlin und von da nach dem neuerworbenen Südpreußen. Zum Weihnachtabend 1793 war doppelte Hochzeit in Berlin, der Kronprinz heirathete die berühmte schöne Luise von Strelitz und Prinz Ludwig ihre Schwester. Am 6. Januar 1794 gab der Herzog von Braunschweig seine Bitte um Entlassung an den König ein und erhielt sie. Der biedere aber ganz altersschwache Feldmarschall Möllendorf erhielt nun das Commando der Armee gegen die Franzosen.

Preußen war entschlossen, sich von der Coalition loszusagen. „Der wiener und der englische Hof mußten, sagt Schlosser,*) in Verbindung mit dem russischen alle erlaubten und unerlaubten Mittel aufbieten, um den König beim Bunde zu erhalten. Was die Mittel

*) Gesch. d. 18. Jahrhunderts. IV. 629 f.

angeht, so beschränken wir uns in dieser Beziehung auf wenige Andeutungen. Der König versank nach seiner Zurückkunft vom Heere ganz wieder in den alten Schlamm, die Gräfin Lichtenau trieb wieder ihr Wesen und ihr gehorsamer Diener Haugwitz beherrschte das Cabinet. Lucchesini ward damals mit dem sonderbaren Auftrage nach Wien geschickt, dort auf eine jährliche Subsidie von dreißig Millionen für die lüderliche Wirthschaft in Berlin anzutragen, wenn man wolle, daß Preußen beim Bunde verharre. Als Unterpfand der Zahlung verlangte man die Abtretung des östreichischen Schlesiens. Dies hieß deutlich genug zu verstehen geben, daß Preußen des Krieges müde sei." Hardenberg unterhandelte mit Lord Malmesbury in Frankfurt. Seit April 1794 bestand ein Tractat mit England, kraft dessen Preußen 62,000 Mann unter einem preußischen Befehlshaber an England und Holland vermiethete: die preußische Regierung erhielt zur Mobilmachung des Heeres 300,000 Pf. St., dann sollten monatlich 50,000 und bei der Rückkehr noch 100,000 gezahlt werden. Alle gemachten Eroberungen sollten den Seemächten zur Verfügung stehn. Aber dieser Vertrag ward von Seiten Preußens „mit wenig Ehrlichkeit und gänzlicher Mißachtung des öffentlichen Charakters eines großen Hofs" gehalten. „Hardenberg, schreibt der Lord, brauchte jedes Beweismittel und jeden Pfiff (trick) innerhalb des engen Kreises seiner Mittel, um mich zu überreden, daß sein Hof ernstlich wünsche, sich mit uns zu vereinigen, und geneigt wäre, sein vergangenes

Betragen zu verbessern. Ich blieb aber fest und weigerte mich durchaus, dem einigen Glauben zu schenken. Das brachte ihn so weit, zu sagen, „„daß wir Preußen nicht entbehren könnten, daß wir mit den Subsidien fortfahren müßten."" Ich erwiederte, daß ich ohne über die Frage der Nothwendigkeit zu entscheiden, nur bemerken könne, daß er durch ein solches Argument seinen Hof auf gleiche Höhe mit dem untersten deutschen Fürsten stelle, indem anzunehmen wäre, daß er von demselben Grundsatz bewegt werde, wie der Dey von Algier: daß, wenn Nothwendigkeit über die Maaßnahme entscheiden sollte, es keiner Unterhandlung bedürfe, daß sich die Sache dann von selbst mache und ich mich keineswegs von einem Range fühlte, um ein solches Geschäft zu leiten." Die Theilnahme Preußens am dritten französischen Feldzuge des Jahres 1794 war noch matter als die in den beiden frühern, das Cabinet von Berlin war entschlossen, Frieden mit der Republik Frankreich zu schließen. Der Schatz, den Friedrich der Große hinterlassen, war erschöpft, man fand sich außer Stande, die Armee ferner nach dem Kriegsfuße zu bezahlen, der Kriegszahlmeister klagte laut, daß man das Licht an beiden Enden angezündet habe. Das Hauptaugenmerk Preußens war auch in diesem Jahre wieder Polen. Hier war die Revolution in Folge der zweiten Theilung ausgebrochen, durch das Blutbad von Warschau waren die Russen vertrieben worden, Kosciuszko hatte den Oberbefehl übernommen. Friedrich Wilhelm setzte sich an die Spitze von 40,000 Mann und zog nach Polen. Er belagerte zwei

Monate lang Warschau, belagerte es vergeblich, und ward zuletzt durch den in Südpreußen ausgebrochenen Aufstand Dombrowsky's zur Umkehr genöthigt. Catharina II. schickte hierauf Suwarow aus der Ukraine nach Polen, Kosciuszko ward von Fersen bei Maciejowice geschlagen und gefangen, am 4. November 1794 stürmte Suwarow Praga und hielt am 9. seinen feierlichen Einzug in Warschau. Von Praga wagte Suwarow einen Brief in folgender gewohnter lakonischer Kürze an den König Friedrich Wilhelm, der von Warschau hatte abziehen müssen, zu schreiben: „Praga raucht. Warschau zittert! Auf den Wällen von Praga. Suwarow.“ 24. October 1795 erfolgte darauf die dritte und letzte Theilung Polens zwischen Preußen, Rußland und Oestreich, wodurch Preußen Neusüdostpreußen, Warschau und Bialystock erhielt, am 25. November 1795 resignirte der letzte König von Polen Stanislaus Poniatowsky.

Noch ehe diese großen Veränderungen im Osten sich vollzogen, hatte Preußen im Westen eine der erfolgreichsten Wandlungen der Verhältnisse herbei geführt, es hatte, um seine Truppen vom Rheine wegziehen und in Polen verwenden zu können am 5. April 1795 den Frieden zu Basel mit Frankreich geschlossen und darin das ganze linke Rheinufer der Republik preis gegeben. Sechs Wochen später, am 17. Mai, kam ein Zusatzvertrag zu Stande, kraft dessen das ganze nördliche Deutschland innerhalb einer vom Niederrhein bis an die Grenzen Schlesiens reichenden Demarcationslinie in Ruhestand versetzt wurde. Hardenberg war es, der

Lebensbildern aus dem Befreiungskriege setzt zu diesem Bilde hinzu, „daß der Herzog Ehrgeiz und Leichtgläubigkeit und einen sonderbaren Wechsel von Unentschlossenheit und Hartnäckigkeit gezeigt habe. Bald habe er gehofft, Reichsgeneralissimus, bald wieder König des constitutionellen Frankreichs, bald endlich König von Polen zu werden.“

Von alle dem, was die Emigranten vorausgesagt hatten, daß, wo nicht die ganze, doch der größte Theil der französischen Armee übergehen und sich ein allgemeiner Volksaufstand zu Gunsten Ludwig's XVI. sofort mit dem Eintreten der Alliirten auf den französischen Boden erheben werde — geschah nichts. Zwar ward Longwy erobert, Verdun erobert, aber gleich im ersten Gefecht riefen die französischen Linientruppen nicht Vive le roi, sondern „Liberté et Egalité!“ und „ca ira!“ und die aus Verdun abziehende Garnison empfahl sich mit den Worten: „A revoir aux plaines de Châlons!“ Um diese Zeit erhielt der Herzog von Braunschweig merkwürdige anonyme Briefe aus Paris, die der Graf Joseph Gorani schrieb, und die ihm über die Thorheit des Manifests die Augen eröffnen mußten. Es hieß unter andern in einem dieser Briefe, geschrieben am 11. August, am Tage nach der ausgesprochenen Suspension des Königs und seiner Gefangensetzung im Tempel:

„Begleitet von den Verhöhnungen des Volks ist die königliche Familie in den Tempel geführt worden. Vorher war diese Familie noch Zeuge der Vorsichts-

maßregeln, die die Nationalversammlung nahm, um die Verräthereien zu verhüten. Das sind die Wirkungen, gnädiger Herr, welche Ihr Manifest hervorgerufen hat. Glauben Sie, daß die königliche Familie und die Emigranten Ihnen großen Dank schulden? Ich wiederhole es Ihnen, gnädiger Herr, ich begreife es nicht, daß man Sie hat bestimmen können, Schriften zu unterzeichnen, die eben so unpolitisch, als ungeziemend sind. Man spricht nicht in einem solchen Tone, wie Sie gesprochen haben, zu einer Nation von siebenundzwanzig Millionen Menschen, von denen sechs die Waffen tragen. Alexander sprach nicht so nach der Schlacht von Arbela. In ihren energischen Reden sprachen die Römer nicht anders, als mit Mäßigung zu ihren Feinden. Ein Held, selbst im Schooße des Glücks, darf nicht anders als mit Würde sich äußern, er muß entehrende Prahlereien vermeiden. Es ist jederzeit eine Thorheit, eine Nation zu insultiren, es ist Wahnsinn sie zu insultiren, ehe man sie besiegt hat, es ist Gemeinheit sie nachher zu insultiren."

"Mein Leben gäbe ich dafür, sagte der Herzog zu Massenbach, wenn ich dieses unglückliche Manifest nicht unterzeichnet hätte."

Trotz dem aber, daß die Voraussagungen der Emigranten sich nicht erfüllten, trotz dem, daß der Herzog mit bittrer Reue die Thorheit und den Wahnsinn der Manifesterlassung erkannte, beschloß er doch, auf Paris vorzugehen. Er sah die Unmöglichkeit ein, mit einem so kleinen Heere, als er führte, zu operiren, nichts desto weniger fügte er sich dem höheren Befehle.

Es war der König Friedrich Wilhelm, der das Vorrücken von der Maas nach der Marne über die Argonnen in die Ebene der Champagne befahl. „Vor den Augen des Königs, sagt Massenbach, schimmerte der Glanz eines vollendeten Triumphs, Paris, das königliche Louvre, die Bildsäule Heinrich's, die dankerfüllte Maria Antonia, die dankbaren Thränen im Auge Ludwig's. Der Herzog, kalt, besonnen, berechnete die Unzulänglichkeit der Mittel und verzweifelte an dem glücklichen Erfolge. Aber er sprach mit dem König in einem so unterwürfigen Tone, daß seine Meinung stets in der Gestalt einer Muthmaßung erschien. Ich weiß nicht, ob es durch einen Zufall oder durch Ueberlegung geschehen ist, daß der Herzog sein Hauptquartier im Dorfe Regrêt (bei Verdun), der König im Dorfe Glorieux (ebenfalls bei Verdun) genommen hatte.“

Zehn Tage nach Aufhebung des Lagers bei Glorieux und Regrêt erfolgte die Kanonade von Valmy am 20. September 1792. An diesem Tage, dem wichtigsten Tage des Jahrhunderts, ging die Meinung, die man von den Preußen hatte, bei den Franzosen verloren: der vorsichtige Herzog von Braunschweig unterließ den Angriff auf Kellermann. Der geheime Grund dieses Unterlassens soll ein Brief des Königs von Frankreich an Friedrich Wilhelm gewesen sein, worin er ihn beschwor, seine Truppen zurückzuziehen, indem er nur dadurch hoffen könne, sein Leben zu erhalten. Von nun an stieg die Zuversicht bei den Republikanern so hoch, daß ihnen von jetzt an Alles

gelang. Neun Tage lang blieben die Preußen auf dem Schlachtfelde von Valmy stehen, unterdessen ging die Nachricht ein, daß Frankreich in eine Republik verwandelt worden sei. Am 29. September ward der Rückzug aus der Champagne angetreten, nachdem Braunschweig von Dumouriez in einem Waffenstillstand die Zusicherung erhalten hatte, daß er unangegriffen sich bis zur Maas zurückziehen solle. Der Regen, der schon seit dem Abmarsch von Longwy sich eingestellt, hatte die Wege grundlos, die nasse Kälte die Hälfte der Armee an einer gräßlichen Ruhr krank gemacht. General Minutoli erzählt in seinen neuerlich herausgekommenen Memoiren über die Feldzüge von 1792 und 93, daß die Noth bei dem preußischen Heere in dem Maaße stieg, daß es vier Tage lang ohne Brot war, sich von gekochten Weizenkörnern ernähren und mit trübem, dem Kreideboden entnommenen Regenwasser den Durst löschen mußte. Die Soldaten, die Cavalerie abgerechnet, hatten keine Mäntel zum Schutz gegen die üble Witterung und ihre Montirungsstücke waren aus Tuch angefertigt, von dem die Elle nur zwölf gute Groschen gekostet hatte. Der Infanterie gebrach es an Schuhen, den Pferden an Hufeisen. Massenweise blieben Soldaten und Pferde im Moder stecken; die Truppen waren so muthlos und dadurch alles Mitgefühl so abgestumpft, daß man, nur auf eigne Rettung bedacht, den Freund und den Verwandten ohne Hülfe ließ, wenn er auf dem Marsche zurückbleiben mußte. Minutoli sah einen Freund, der ruhrkrank auf einem Packwagen allen Unbilden der bösen Witterung preis

freigesprochen; des neuen Königs Liebling, der Geheime Cabinetsrath Mencken hatte im „Genius der Zeit“ einen Brief an ihn abdrucken lassen, im Sinne der Partei der damaligen Demokraten. Zerboni trat nun in seine Kriegs- und Domainenrathsstelle zurück, gab 1801: „Actenstücke zur Beurtheilung der Staatsverbrechen des Kriegs- und Domainenraths Zerboni und seiner Freunde“ heraus und ward später Oberpräsident des Großherzogthums Posen.

Mit dem schlimmen Ministerialdespotismus ging eine noch weit schlimmere Militairbrüsquerie in Preußen Hand in Hand. Wie drückend diese gelastet habe, kann eine Cabinetsordre bezeugen, die der Nachfolger 1798 zu erlassen sich genöthigt sah. Dieses merkwürdige Aktenstück, das die Militairbrüsquerie bei Arrest, Cassation und Todesstrafe verbietet, findet sich in Dorow's Memoiren und in Eylert's Charakteristik Friedrich Wilhelm's III.:

„Ich habe sehr mißfällig entnehmen müssen, wie besonders junge Offiziers Vorrang vor dem Zivilstand behaupten wollen. Ich werde dem Militair sein Ansehn geltend zu machen wissen, wo es ihm wesentlichen Vortheil bringt, auf dem Schauplatz des Krieges, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben vertheidigen sollen. Allein im Uebrigen darf sich kein Soldat unterstehen, weß Standes er auch sei, einen der geringsten Meiner Bürger zu brüsquiren; sie sind es, nicht Ich, die die Armee unterhalten, in ihrem Brote steht das Heer der Meinen Befehlen anvertrauten Truppen, und Arrest, Cassation

und Todesstrafe werden die Folge sein, die jeder Contravenient von Meiner unbeweglichen Strenge zu erwarten hat.

Friedrich Wilhelm."

Des Königs Lebensart dauerte in der früheren Weise fort. Der Prinz Heinrich, sein Oheim, führte gegen Massenbach die bittersten Klagen über seine Verbindung mit der Gräfin Lichtenau und über seine Geldausgaben. „Man wußte es, schreibt Dampmartin, daß der König und Prinz Heinrich in sehr gespanntem Verhältnisse standen. Der Prinz hatte nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II. mit Sicherheit darauf gerechnet, an die Spitze der Staatsgeschäfte oder doch wenigstens an die Spitze der Armee berufen zu werden. „Spricht man viel von meinem Oheim?" hatte einmal kurz nach seinem Regierungsantritt der König den Feldmarschall Möllendorf gefragt, als er mit ihm beim Palais des Prinzen Heinrich vorbeiritt. „Sire, hatte Möllendorf erwiedert, alle Welt richtet die Augen auf diesen Prinzen und glaubt, daß Ew. Maj. Achtung und Zutrauen ihn zum Chef des Staatsraths ernennen werden." Der König hatte darauf ironisch gelächelt und zwischen den Zähnen gebrummt: „Ein Königreich verspeisen — es soll ihm nicht in den Zähnen sitzen bleiben." Als der Prinz das wieder erfuhr, äußerte er in seiner heftigen Weise: „Mein dicker Neffe ist ein Schwachkopf, der Anstand und Sitte verachtet und sich abwechselnd von Weibern, Günstlingen und Charlatanen an der Nase herumführen läßt. Er scheut die Arbeit und wird nur den Haufen der König-Müßiggänger (des rois-fainéans)

vergrößern. „Man glaubte, sagt Massenbach, die Zügel der Regierung in den Händen der Lichtenau, ja selbst in den Händen ihres ehemaligen Mannes, des Geheimen Kämmeriers Rietz, zu erblicken, eines Mannes, dessen Orgien mit den nach Potsdam berufenen Schauspielern alle edle Männer entrüstete. Man raunte sich in das Ohr: der König selbst wohne öfters diesen Orgien bei, wo die Schauspielerin Baranius die Königin des Festes sei. Die sich immer mehr erschöpfende Begierde nach sinnlichem Genuß mußte nothwendig auf immer neue Reizmittel denken! Dieser Rietz erinnerte an die Freigelassnen der ersten Imperatoren. Er war der tägliche Gesellschafter des Königs! Diese Lichtenau! das Weib zweier Männer und die Buhlerin um die Gunst jedes jungen, starkknochigen, feisten Jünglings! — Und nun diese subalternen Maitressen, deren Vaterland das Theater ist!"

Die Baranius, die noch zwei Schwestern hatte, galt allgemein für eine sehr ordinaire Person. Die berühmte Rahel, damals ein zweiundzwanzigjähriges Mädchen, spricht aber mit dem größten Entzücken von ihr. Sie schrieb unterm 25. Oct. 1793 an Brinckmann: „Nein, wie sie schön war, noch hab' ich Kopfschmerzen davon! Sie war bei meiner Schwägerin und wir alle drängten uns ihr nah. Und da reden die dummen Menschen noch lange schlecht davon, als wenn dies Drängen nicht eben so natürlich als das Luftschöpfen wäre! ꝛc. Sie war so schön und erzählte so was Schönes, wozu man nicht dumm sein kann und wohl Gefühl haben muß und die hübsche Art!"

Die Baranius heirathete den Kämmerier Rietz, als dieser nach dem Tode Friedrich Wilhelm's II. mit der Erklärung, die alle Welt wußte, herausgetreten war, daß er nie mit seiner angeblichen Frau getraut worden sei. Die Bälle, die die Schauspielerinnen und Tänzerinnen in Potsdam hatten, gab Rietz, der unter dem König im neuen Palais wohnte; von den Hoffesten pflegte der König gewöhnlich zu diesen Lustbarkeiten herunter zu steigen und einige Stunden zu verweilen. So war der Train noch im Carneval 1796 bis zur Krankheit des Königs. Der Chevalier Saint-Paterne veranstaltete kleine Soûpers fins mit der Schulsky und ihrer Schwester auf der Pfaueninsel und an andern angenehmen Orten.

Jenes oben beschriebene Genesungsfest des Königs, bei dessen Abendbanquet die Gräfin Lichtenau als Polyhymnia figurirt hatte, war das letzte Fest des Königs gewesen. Unmittelbar nachher hatte er sich mit seiner treuen Freundin in das 1787 von ihm durch Carl von Gontard, der auch das Neue Palais gebaut hatte, erbaute Marmorpalais nach Potsdam zurückgezogen. Die Gräfin wohnte im Cavalierhause, ebenfalls im neuen Garten. Die Königin wohnte in Berlin und kam wöchentlich höchstens einmal nach Potsdam. Es war die Rede davon, der König solle die Krone niederlegen und sich nach Italien zurückziehen. Die Lichtenau und Hirt schwärmten für diese Idee, aber sie kam nicht zur Ausführung, weil der Kronprinz nicht darauf einging, dem der König die Entscheidung überlassen hatte, da natürlich

von Bischofswerder und Wöllner alles Mögliche dagegen gesagt worden war.

In den letzten Tagen des Königs seit den längeren Octoberabenden 1797 war er fast ausschließlich auf französische Emigranten beschränkt. Vom Hofstaat wurde Niemand mehr zugelassen, selbst die Königin und die Prinzen und Prinzessinnen mußten zuvor bei der Gräfin anfragen, ob der König sie empfangen wolle und wurden zuweilen nicht angenommen. Ein Augenzeuge giebt ein Bild von den letzten Unterhaltungen im Salon Friedrich Wilhelm's II.: „Der Salon war durch den sanften, aber melancholischen Schein von in Alabastervasen gestellten Wachslichtern erhellt. Im Hintergrund saß der König, die geschwollenen Füße in Kissen gehüllt, in einem tiefen Polsterstuhle von grünem Sammet, bleich, abgemagert, mit beängstetem Athem, die erstorbenen Augen mit unstätem Blicke hierhin und dorthin gerichtet. Neben ihm zur Rechten die Gräfin Lichtenau, ihm die angeschwollene Hand streichelnd; zur Linken die Marquise von Nadaillac, deren geistreiche Liebenswürdigkeit ihm wohlthat. Es fanden sich der Abbé d'Andelard, der Prinz Moritz von Broglie, Saint-Paterne*) und Saint-Ygnon ein; der Letztere war der Vorleser, ein jovialer Possenreißer, dem es mehr darauf anzukommen schien, die gelangweilten Landsmänner und die Damen zu amüsiren, als

*) Der wiederholt genannte Chambellan des coulisses.

dem kranken König seine Leiden vergessen zu machen.*) Am Kamine spielten die Kinder der Gräfin Dönhoff, der Graf und die Gräfin von Brandenburg, deren Erziehung der König der Gräfin Lichtenau anvertraut hatte. Zuweilen sank der hohe Kranke in einen unruhigen Schlaf, aus dem ihn böse Träume aufschreckten; der Vorleser ließ sich dadurch nicht unterbrechen und es machte einen erschütternden Eindruck, an dem Schmerzenslager eines zum Tod erkrankten Königs Molière's Lustspiel: Le malade imaginaire vorlesen zu hören."

Aus allen Ländern strömten gelehrte Aerzte, Quacksalber, Adepten, Magnetiseurs und sonstige Wunderdoctoren herbei. Die deutschen Leibärzte wurden zuerst von ein paar Engländern, Belits und Brown, verdrängt. Dann kam ein gewesener Kaufmann Clemens, der später Bergrath wurde, dem Bischofswerder mit noch einigen Laboranten einer Freimaurerloge zu Magdeburg die Steinkohlenwerke von Alvensleben in Pacht gegeben und der öfters schon vor dem Könige chemische Experimente, namentlich das Goldmachen producirt hatte. Er erhielt durch Bischofswerder Zutritt und rieth dem König die Ausdünstung ungeborner Kälber einzuathmen. Von der Haut und den Gedärmen dieser Kälber wurden Polster und Kissen gemacht, auf denen der König liegend zu-

---

*) Er war ein Spion, den das östreichische Cabinet in Berlin placirt hatte und kam als solcher nach dem Tode des Königs nebst der Lichtenau in Untersuchung.

bringen mußte. Darauf kam Professor Hermbstedt, der Lebensluft in einer der Hofküchen des Marmorpalais machte, der ähnlich, die man athmet auf Seereisen oder zur Sommerzeit in Waldungen, wenn es vorher geregnet hat und bald darauf die Sonne wieder scheint. Endlich kam ein berüchtigter Magnetiseur Mr. de Beaunnoir aus Paris. Er wendete sich an die Gräfin Lichtenau, wie jeder, der Zutritt erhalten wollte und schrieb ihr ein merkwürdiges Reglement für Behandlung des Königs, das er in seiner Reise nach Preußen mitgetheilt hat:

„Ich halte den Zustand des Königs durchaus nicht für eine Krankheit, sondern nur für eine Abnahme der Kräfte, für einen Mangel an Pflanzensaft, dem eigentlichen Lebensprincip. Die Medicin, die ich als Philosoph studirt habe, besitzt kein Heilmittel für diesen Zustand. Die Natur allein vermag dem hohen Kranken wiederbelebende und stärkende Mittel zu bieten. Demnach verordne ich Folgendes:

1. S. Maj. muß während eines Monats vergessen, daß er König ist, damit er die für Preußen, ja für ganz Europa theuerste Person erhalte. Er muß während dieses Monats die Regierungsgeschäfte Andern überlassen.

2. Täglich zwei elektrische Bäder, ein jedes von einer Stunde, das erste bei Sonnenaufgang, das andere eine Stunde vor Sonnenuntergang. Während des Bades: Auflegen einer magnetischen Hand auf den Unterleib, entweder die Ihrige (die der Gräfin) oder die des Grafen Brühl (Gouverneurs des Kronprinzen,

eines Erweckten) oder die meine; auch könnte man den berühmten Puysegur aus Paris dazu einladen, der einer unsrer ersten Adepten ist.

3. In dem Zimmer muß bei geöffneten Fenstern beständig ein offnes Feuer, jedoch nicht im Ofen unterhalten werden. Der Kranke muß sich den erzeugenden Einflüssen der Sonnenstrahlen aussetzen.

4. Im Nebenzimmer muß beständig eine sanfte und süße Musik von Blaseinstrumenten unterhalten werden; ich verbanne alle Streich-Instrumente.

5. S. Maj. darf nur wenig sprechen; man suche Sie durch Kinderspiele, Sprichwörter, Vorlesung von leichten Schriften, durch den Anblick junger Katzen, die mit jungen Hunden spielen, zu zerstreuen.

6. Man wähle zwei Kinder zwischen acht und zehn Jahren, die sehr gesund, frisch, von heiterm Gemüth sind, um zu beiden Seiten des Königs zu schlafen. Ihre gesunden und reinen Ausdünstungen werden ihn mit einer wohlthätigen Atmosphäre umgeben.

7. Während dieses ersten Monats darf der Kranke nichts anders genießen, als Reis mit Honig, Safran und Salbei abgekocht. Sollte ihm diese Speise widerstehen, so erlaube ich Gelées von Rindfleisch und alten Hühnern, auch ein Stück Lendenbraten halb roh, allein durchaus keine Ragouts, kein Kalbfleisch, kein Geflügel und noch weniger Fisch. Er genieße wenig, aber alle Stunden etwas.

8. S. Maj. darf keinen andern Wein als spanischen trinken. Wenn Chocolate ihm keine Säure machen sollte, so ist dies ein göttlicher Balsam.

9. Vor allen Dingen verordne ich S. Maj. auf einige Zeit eine russische Pelzmütze; auch die Füße müssen ganz in Pelz eingehüllt werden. Aber keine Tropfen, kein Elixir, keine Pillen oder andere Arzeneien. Das sind lauter Gifte. Das heißt Oel ins Feuer gießen."

Trotz dieses ausführlichen ärztlichen Pareres ward nichts für das Besserbefinden des Königs ausgeführt, sein Zustand ward immer schlimmer, doch erschien er jeden Mittag noch bei Tafel und empfing am Abend die obgenannte Gesellschaft französischer Emigrés. Am 12. November Mittags erschreckte der laute Knall einer Champagnerflasche in der aus Rücksicht für den König lautlos an der Tafel sitzenden Gesellschaft denselben so heftig, daß er ohnmächtig weggetragen werden mußte. 15. November nahm er Abschied von dem Kronprinzen und der Königin. Der Kronprinz empfing kniend seinen Segen, die Königin bat er um Vergebung, daß er sie zuweilen gekränkt habe. Er konnte kaum mit bebender Stimme sprechen, die Königin vernahm die französisch an sie gerichteten Worte nur durch den Mund der Lichtenau, in deren Armen er aus übergroßer Schwäche gehalten wurde. Er winkte endlich der Gräfin, Gemahlin und Sohn ins Nebengemach zu geleiten. Hier fiel die Königin aus Schmerz und angeborner Gutherzigkeit ihrer Rivalin um den Hals und dankte ihr für ihre unermüdliche Ausdauer in der Pflege ihres sterbenden Gemahls. Der Kronprinz aber sah sie mit verachtenden Blicken an. Als die Gräfin wieder zum König eintrat, fragte dieser sie angelegentlichst, was

ihr der Kronprinz gesagt habe. Die Gräfin erwiederte: „keine Silbe.“ Entrüstet rief Friedrich Wilhelm: „Mein Sohn hat Ihnen kein Wort des Dankes gesagt?“ und erklärte nun sehr heftig, daß er niemand mehr sehen wolle. Die Gräfin erhielt den Befehl, diesen Bescheid ins Vorzimmer zu bringen. Die königliche Familie entfernte sich drei Uhr Nachmittags in höchster Aufregung über die Gräfin, der die Schuld der Verweigerung der Vorlassung zugemessen wurde.

Der Tod des Königs, sagen die vertrauten Briefe, war schrecklich. Er konnte die letzte Nacht vor seinem Tode nicht mehr schlafen. Er setzte sich um zwei Uhr in einen mit Leder ausgeschlagenen Federstuhl, frühstückte noch Kaffee und Zwieback und kaum war das Frühstück verzehrt, als der Todeskampf begann. Der Sterbende litt fürchterlich. Krampfhaft zerriß er mit dem Daumen das Leder an den Lehnen des Stuhls und verwünschte sein Leben. Er äußerte verschiedene Male: „Einen solchen schweren Tod habe ich nicht verdient; ich habe es immer gut mit meinem Volke gemeint; die Campagnen haben mich ruinirt u. s. w.“ Neun Uhr des Morgens, am 16. November starb er. Seine Lieblinge hatten ihn verlassen, bezahlte Hände bedienten ihn im Tode. „Friedrich Wilhelm II., erzählt Beaunnoir in seiner Reise nach Preußen, der so gut und edelgesinnt war, mußte alle Bitterkeiten des Sterbens erdulden, die ihn um so härter betrafen, als ihm in den letzten Augenblicken noch die volle Besinnung wiederkam. Er suchte da mit unstäten Blicken nach irgend einer

theilnehmenden Seele, aber kein Verwandter, kein Freund, kein Priester mit tröstendem Worte war um ihn, nur Rietz, die gemeinste aller Seelen und gedungene Diener, von denen ein Franzose die Rohheit so weit trieb, die Aeußerung zu thun: „Cela ne finira-t-il pas, il ne veut pas crèver?“ Der König hatte recht wohl seiner Hülflosigkeit sich erinnert: er sagte zu einem der drei Kammerdiener, indem er ihm die Hand gab: „mon cher Offel, ne m'abandonnez pas!“

Die Gräfin Lichtenau war nicht bei ihm, sie war selbst, nachdem die Königin und der Kronprinz den neuen Garten verlassen hatten, krank geworden und der Geheime Rath Selle hatte sie, wie sie ausführlich in ihrer Apologie darlegt, indem er sie mit der Nachricht beschwichtigte, daß der König schlafe, im Bette zurückgehalten. Erst als ihre Mutter, ihr Sohn, dessen Hofmeister, Oberst Dampmartin und ihre Gesellschafterin, Fräulein Chappuis mit thränenden Augen vor ihr Bette traten, erkannte sie, was vorgegangen sei. Sie sprang aus dem Bette ans Fenster. Hier sah sie die Garde mit ihren weißen Stiefeletten mit langsamen feierlichen Schritten nach dem Schlosse ziehen — um nach dem alten Brauche den Leichnam des Königs zu bewachen. Sie that einen Schrei und sank in die Knie. Ihre Mutter kniete betend neben ihr. „In dieser Stimmung, die an Verzweiflung gränzte, umgeben von ihren trauernden Angehörigen, wurde ihr der Arrest angekündigt.“ Bischofswerder und Zastrow waren eine Stunde vor dem Tode des

Königs eingetroffen, und besorgten die nöthigen Geschäfte, elf Uhr kam Haugwitz und ein Uhr der neue König, von Köckeritz begleitet: die Meldung von dem hoffnungslosen Zustande des Königs hatte Rietz früh fünf Uhr nach Berlin gelangen lassen.

Der König starb am 16. Nov. 1797 im vierundfunfzigsten Jahre in der s. g. blaulackirten Kammer auf jenem Federstuhle, den man noch heut zu Tage zeigt. Er unterlag der Brustwassersucht, wie Friedrich der Große. Die Leiche des Königs ward wie die Friedrich's des Großen nicht einbalsamirt, man eilte, sie in der in dem Dom zu Berlin befindlichen Gruft beizusetzen. „Bei seinem Tode, schreibt Massenbach, hieß es: „Wohl ihm! Wohl uns, daß er nicht mehr ist!“ Der Staat war seiner Auflösung nahe!“ — Friedrich Wilhelm II. hinterließ nach Lombard achtundzwanzig, nach Raumer gar neunundvierzig Millionen Schulden.

---

4. Die Familie Friedrich Wilhelm's II.

Des Königs zweite Gemahlin, Luise von Darmstadt, hatte ihm außer dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm III. noch drei Prinzen: Ludwig, Heinrich und Wilhelm und zwei Prinzessinnen: Wilhelmine und Auguste geboren.

1. Prinz Ludwig war am 28. December 1796, erst dreiundzwanzig Jahre alt, schon vor dem Vater gestorben. Er war nur drei Jahre lang vermählt mit Prinzessin Friederike von Strelitz, die nachher Prinzessin von Solms, dann Cumberland und zuletzt Königin von Hannover wurde: sie war die bekannte eben so reizende und weit galantere Schwester der Königin Luise. Kurz nach dem Tode ihres ersten Gemahls mußte die Prinzessin 1798 in aller Eile mit einem zweiten vermählt werden, einem ganz kleinen und gar nicht sehr eleganten nachgebornen Prinzen aus dem Hause Solms, dem Prinzen Friedrich von Braunfels, der als Offizier in Berlin stand: sie gingen nach Anspach. Als Prinzessin von Solms hatte die schöne Friederike eine Menge Liaisons: nächst der Herzogin von Sagan und der Fürstin Bagration war sie die galanteste Löwin des Jahrhunderts. Zu ihren größten Verehrern gehörten Prinz Louis Ferdinand (es folgt später ein Abenteuer dieses Prinzen mit ihr), der Herzog von Cambridge und dessen Bruder, ihr nachheriger dritter Gemahl der

Herzog von Cumberland, Metternich, als er Gesandter in Berlin und Dresden war und Gentz. Sie war eben so ungemein gut, als reizend und liebenswürdig, aber von so passionirter Complexion, daß ihre Abenteuer selbst der Schauspielerwelt nicht ganz fremd geblieben sind.

Die blasirtesten Leute, wie Gentz, sprechen von ihr wie von einer Bewohnerin einer anderen Welt. Gentz schrieb aus Töplitz 21. October 1810 an Rahel:

„Seit dem 8., wo Clary's und der ganze Rest der Gesellschaft von Töplitz abgingen, blieb ich hier ganz allein mit und wegen der Prinzessin von Solms und der Frau von Berg. *) Diese vierzehn Tage waren ein stilles Paradies. Ich liebe die Prinzessin bis zur Leidenschaft, so stark, wie ich irgend noch lieben kann; es ist auch ganz unbegreiflich, wie vollständig schön, wie harmonisch schön, wie immer gleich liebenswürdig und von welchen unendlichen Ressourcen sie ist. Glauben Sie mir, ich bin höllisch blasirt, habe so viel von der Welt gesehen und genossen, daß man mit Illusionen und Schaugepränge nichts mehr bei mir ausrichtet. Es muß jetzt arg kommen, wenn ich von einer Frau so sprechen soll. Diese verdient es.“ Und an demselben Tage schrieb

*) Frau von Berg war eine geborne Gräfin Häseler aus Berlin, Spezialin der Königin Luise und Stein's, später, als die Prinzessin den Herzog von Cumberland heirathete, ihre Oberhofmeisterin.

Gentz an Johannes von Müller: „Frau von Berg mit allen ihren trefflichen Eigenschaften ist doch nur eine Art von stillem Accompagnement zu der wahrhaft erhabenen Liebenswürdigkeit dieses mit nichts zu vergleichenden Engels.“

Der Prinz Solms starb 1814 und nun verheirathete sich die Unwiderstehliche noch einmal während der hundert Tage Napoleon's 1815 mit dem Herzog von Cumberland, der, wie schon erwähnt, wie sein Bruder, der Herzog von Cambridge, zu ihren größten Verehrern gehört hatte. Er erhob sie zur Königin von Hannover, als solche ist sie, nachdem sie 1819 den blinden Kronprinzen geboren, 1841 gestorben, dreiundsechzig Jahre alt. Ihre Nachkommenschaft aus der ersten Ehe mit dem früh verstorbenen Prinzen Ludwig blüht noch in dem Prinzen Friedrich; der Gouverneur von Luxemburg ist und in Düsseldorf bis zu den Unruhen 1849 residirte.

2. Prinz Heinrich war der, welcher in Rom lebte, wo er 1846, ohne standesmäßig vermählt zu sein, starb.

3. Der jüngste Prinz, Prinz Wilhelm, war früher Generalgouverneur der Rheinprovinzen und Westphalens und lebt noch als Gouverneur von Mainz. Er war zweiundvierzig Jahre lang, 1804—1846, vermählt mit der geist- und seelenvollen Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg, einer intimen Freundin des Staatskanzlers Stein: ihre Mutter war ebenfalls eine darmstädtische Prinzessin (wie die Mutter ihres Gemahls), die bekannte Geisterseherin, welche die

Nächte wachend zu durchbringen pflegte. Nach Pertz's Leben Stein's bot sich Prinz Wilhelm nach dem Unglück von Tilsit mit seiner eben so enthusiastischen Gemahlin bei seiner damaligen Mission an Napoleon in Paris zur persönlichen Haft an, bis die Zahlungen erfolgt seien, um die französischen Truppen aus Preußen los zu werden. Napoleon aber sagte ihm: „Das ist sehr edel, aber — unmöglich!“ Wie Nostitz in seiner classischen Schilderung des Wiener Congresses schreibt, war Prinz Wilhelm in Wien damals „der Mignon der Frauen, seine Zurückhaltung intriguirt das Geschlecht — qu'il serait intéressant, s'il n'était pas de la manchette!“ Auch die Söhne dieses jüngsten Prinzen Friedrich Wilhelm's II. sind durch ihre interessanten Verhältnisse zu Frauen bekannt geworden: Prinz Adalbert vermählte sich morganatisch mit Therese Elsler, der Schwester der berühmten Tänzerin Fanny und Prinz Waldemar, der Reisende nach Ostindien 1844, war der Geliebte einer der schönen Töchter der genialen Bettina von Arnim: er starb 1849, zweiunddreißig Jahre alt. Die Schwester dieser beiden Prinzen ist Maria, Königin von Baiern.

4. 5. Von den Töchtern Friedrich Wilhelm's II. aus zweiter Ehe ward Wilhelmine 1791 siebzehnjährig mit dem Erbstatthalter der Niederlande, nachherigem König Wilhelm, und Auguste 1797 ebenfalls siebzehnjährig mit dem Erbprinzen, nachherigen zweiten Kurfürsten von Hessen, Wilhelm II., vermählt: letztere, eine der achtungswürdigsten Damen,

erlebte das Unglück, das ihre Mutter an der Gräfin Lichtenau erlebte, an der Gräfin Reichenbach.

Von der ersten Gemahlin der geschiedenen Elisabeth von Braunschweig hatte Friedrich Wilhelm II. nur eine Prinzessin Friederike, die vierundzwanzigjährig 1791 Gemahlin des Herzogs von York ward.

Der Hof

Friedrich Wilhelm's III.

1797—1840.

Friedrich Wilhelm III.

1797—1840.

1. Seine Erziehung und ersten Umgebungen: der Misanthrop Benisch, Engel und Leuchsenring, Graf Brühl und Major Köckeritz. Urtheil Mirabeau's. „Il me recommencera!" „Friedrich Wilhelm will ich heißen, Friedrich ist mir unerreichbar!"

Friedrich Wilhelm III., der Sohn Friedrich Wilhelm's II., geboren 1770 den 3. August, bestieg mit siebenundzwanzig Jahren den preußischen Thron und behauptete denselben in dem merkwürdigsten Wechsel des Glücks und Unglücks dreiundvierzig Jahre. In gleichem Alter ohngefähr wie einst sein Großoheim Friedrich der Große kam er zur Regierung und wenige Monate vor dem Tode seines Vaters hatte er die im Sinne Friedrich's gedachten Worte dem Erbprinzen von Anhalt-Dessau gesagt: „Ich werde meine Pflicht erfüllen." Dieser Versicherung ist Friedrich Wilhelm III. bis zum Tode getreu geblieben. Er war ein redlicher, einfacher, gewissenhafter Mann: redlich, einfach und gewissenhaft war seine Regierung.

Seine Erziehung leiteten in den ersten Jugendjahren der Geheime Rath Benisch, ein Breslauer, und der nachmalige General von Backhoff.

„Friedrich Wilhelm III., sagen die vertrauten Briefe, hatte die schlechteste Erziehung, so über alle Maßen schlecht, wie sie nur ein Kronprinz haben kann. Der Vater kümmerte sich mehr um seine unehelichen, als um die ehelichen Kinder. Sie waren der Mutter überlassen. Diese, stets mit ihren Finanzen brouillirt, sah sie oft Tage lang nicht; sie waren daher sich selbst, ihrer Bedienung und einem Misanthropen, ihrem Hofmeister Benisch übergeben, der gewöhnlich an Krämpfen im Unterleibe litt. Wenn die Prinzen oft etwas lebhaft wurden, so schrie Herr Benisch gleich: „Mein Gott, welch ein Lärm! ich bin ein Kind des Todes! was bin ich unglücklich und geplagt, wäre ich nie geboren und dergleichen.“

„Der Kronprinz war nicht ohne Anlagen und er äußerte schon in seiner frühen Kindheit Charakter, welches selbst Friedrich bemerkte. Was aber das Schätzbarste an ihm war, wodurch ihn die Natur auszeichnete, war sein herrliches Gemüth. Er konnte niemand leiden sehen, er konnte niemand beleidigen, alles in ihm war Bescheidenheit und Resignation, nicht der kleinste Anstrich von Bosheit, Rache, Neid, Hochmuth und Arroganz war ihm zu Theil geworden.“

„Auf einen solchen Charakter mußte eine so zweckwidrige Erziehung die unglücklichsten Eindrücke machen und die traurigsten Erfolge hervorbringen. Der Prinz wurde in sich gekehrt, verschlossen, menschen-

schen und verlegen in der Gesellschaft; er erhielt kein Vertrauen zu sich selbst."

„Selbst im Oeconomischen wurden die Prinzen schlecht gehalten; für ihren Tisch wurden 600 Thaler bezahlt, dafür erhielten sie so wenig, daß sie oft hungrig die Tafel verließen."

Als Unterinstructoren leiteten Friedrich Wilhelm's III. Erziehung ein Paar namhafte Gelehrte: Engel, der bekannte Autor des Philosophen für die Welt und des Fürstenspiegels und in den achtziger Jahren noch unter Friedrich dem Großen Franz Michael Leuchsenring. Leuchsenring war der interessante Elsasser, der aus dem Freundeskreise Goethe's, Jacobi's und Nicolai's und als Jesuitenriecher bekannte Sonderling, der mit seinen außerordentlichen Gaben und Kenntnissen und mit seiner hinreißenden Unterhaltungsgabe damals Furore in Berlin machte. Seine Gouverneurschaft dauerte aber nicht lange, auch das Project einer Heirath mit einer Enkelin des berühmten Juden Ephraim zerschlug sich, Leuchsenring ging mit dem Baron Labes auf Reisen, kehrte jedoch wiederholt nach Berlin zurück. Im Winter 1791 auf 1792 las er vor mehreren Damen des Hofs, worunter sich auch Fräulein Bielefeld, die Gouvernante der Prinzessin Auguste, nachherigen Kurfürstin von Hessen befand, einen Cursus über Philosophie. Am 25. Mai 1792 ward er aber als Apologet der französischen Revolution von Bischofswerder aus seiner Wohnung im Hôtel de Portugal ausgeschafft. Schulenburg-Kehnert erschien bei ihm, um die Papiere

zu untersuchen. Vergebens hatte sich Fräulein von Bielefeld, die zu dem beredten enthusiastischen Manne eine enthusiastische Zuneigung gefaßt hatte, selbst im Hôtel eingefunden und gegen die Ausschaffung protestirt. Schulenburg hatte sie in seinem Wagen wegführen müssen. Sie heirathete Leuchsenring und stieg mit ihm in den Krater der Revolution; beide gingen nach Paris, wo er 1792 Secretair des Nationalconvents ward. Hier starb er, neunundsiebzig Jahre alt, 1827 in höchst ärmlichen Verhältnissen als Sprachmeister und nach großen Zerwürfnissen mit seiner Gattin, die noch den Tag vor ihrem Tode 1825 katholisch geworden war. Leuchsenring war in Paris von allen Kindern gekannt als „vieux de la mare," weil er jeden Tag um eine Pfütze im bois de Boulogne, in der Goldfische spielten, spazierte.

Friedrich Wilhelm III. war, als sein großer Großoheim starb, 1786 sechzehn Jahre alt. In diesem Jahre gaben ihm Wöllner und Bischofswerder zum Gouverneur „einen Erweckten," den General Grafen Carl Brühl, den zweiten Sohn des berüchtigten sächsischen Premiers, einen feinen Hofmann, der im siebenjährigen Krieg als Adjutant des Duc de Broglie gedient, dann in Warschau ein Cavalerieregiment erhalten und bei wiederholtem Aufenthalt in Petersburg die Gunst Kaiser Paul's erhalten hatte. Er starb 1802 als Oberhofmeister, vermählt mit einer Engländerin Sophie Gomm, Tochter des ehemaligen Legationssecretair Sir William Gomm im Haag, die von Clausewitz, dem berühmten Militairschrift-

steller, und von einem Sohne Gneisenau's die Schwiegermutter wurde. Adjutant des Kronprinzen ward damals nach Friedrich's des Großen Tod Major von Köckeritz, der sein vertrautester Freund ward.

„Wie der Kronprinz, berichten die vertrauten Briefe, in Brühl's Hände kam, da war nichts mehr gut zu machen: er war und blieb verschlossen, ohne Selbstvertrauen, daher verlegen und blöde, wo er öffentlich auftrat; alle Repräsentation war ihm zum Ekel, alle feierlichen Akte in seiner ihm zugetheilten Rolle waren ihm zuwider. Er war am liebsten für sich allein und unter seinen Bekannten.“

„Er mußte eine Zeit lang den Feldzug am Rhein und in Polen mitmachen, ja selbst die Belagerung von Landau commandiren. In diesen Feldzügen sah er nur unglückliche Erfolge. Von Landau zog er sich zurück, aus Polen mußte er fliehen und seine Ansichten des Kriegs gaben ihm nicht die geringsten Aufmunterungen, einst den Eroberer zu spielen. Er zeigte aber eine große Unerschrockenheit, die allen Prinzen aus dem Hause Hohenzollern eigen ist.“

„Außer dem Grafen Brühl, einem feinen Hofmann, wurde dem Kronprinzen der Major von Köckeritz als Adjutant beigeordnet, der außerordentliche Aehnlichkeit des Charakters mit ihm hatte. Hr. v. Köckeritz war sehr arm, als Knabe im Cadettenhause erzogen und hatte von unten auf in der Garde gedient. Er war stets ein Muster der Ordnung und des Dienstfleißes; er hatte die Liebe der Vorgesetzten und die

Liebe seiner Kameraden erworben, weil er zu gehorchen verstand und seine Freunde mit Liebe und Gefälligkeit behandelte. Seine Untergebenen beherrschte er durch Leutseligkeit und Humanität. Dieser Mann war unfähig, ein Kind zu beleidigen, und in seiner reinen Seele war nur ein Wunsch: alle Menschen glücklich zu machen."

"Es ist allen Menschen von diesem Charakter eigen, daß sie kein Zutrauen in sich selbst setzen und mit Bescheidenheit und Resignation zu oft andren Rath anhören, um nicht zu fehlen, zu ängstlich in ihren Entschlüssen sind. Wenn dies ein Fehler ist, so wäre es der einzige, der sich in dem Charakter des Hrn. v. Köckeritz auffinden läßt."

"Es befand sich noch ein Mann bei Hofe, der unter der vorigen Regierung in der letzten Zeit expedirender Generaladjutant des Königs gewesen war, der sich schon damals dem Prinzen näherte. Es war Hr. v. Zastrow. Dieser Mann besaß eine außerordentliche Gewandtheit des Charakters und wußte sich in alle Verhältnisse des Lebens zu finden."

Schon Mirabeau bewährte seine große und durchdringende Menschenkenntniß, indem er über den sechzehnjährigen Kronprinzen folgendes Urtheil in der geheimen Geschichte des Berliner Hofes niederlegt: "Der Kronprinz wird bald der Betrachtung sich werth machen. Nicht sowohl deshalb, weil sein Großheim ihm das Horoscop mit den Worten gestellt hat: "Il me recommencera," denn damit wollte er wahr-

scheinlich nur seine Verachtung für seinen Vater bezeichnen, sondern weil Alles was man von ihm hört, beweist, daß er einen schönen Charakter besitzt, wenn auch unangenehme Formen; er ist linkisch, aber alles hat bei ihm ein bestimmtes Gepräge; er ist unhöflich, aber er ist wahr; er verlangt bei Allem nach dem Grunde; er ergiebt sich niemals als auf ein vernünftiges Weil; er ist hart und zäh bis zur Rauhheit, aber doch ist er nicht unfähig des Gefühls und der Liebe. Er versteht schon wohl zu achten und zu verachten. Seine Abneigung gegen seinen Vater geht bis zum Hasse und er verbirgt diesen gar nicht. Seine Verehrung für Friedrich den Großen dagegen geht bis zur Anbetung und er spricht sie laut aus. Vielleicht hat dieser junge Mann eine große Zukunft."

Friedrich Wilhelm III. antwortete, als man ihn beim Regierungsantritt fragen wollte, wie er heißen wolle: "Friedrich Wilhelm, Friedrich ist mir unerreichbar." Er war in den wesentlichsten Beziehungen ganz das Gegentheil seines Vaters. Der Vater war ganz öffentlich dissolut und hatte seine ganze Lebenszeit mit regierenden und untergeordneten Favoritinnen zugebracht, der Sohn war streng häuslich; der Vater hatte verschwendet, der Sohn zeigte eine vernünftige Sparsamkeit. Friedrich Wilhelm III. gehörte zu den wenigen Fürsten, die des seltenen Glückes sich erfreuten, ein reines Familienglück genießen zu können. Sein Vater hatte ihm freie Wahl gelassen und seine Gemahlin Luise von Mecklenburg-Strelitz, mit

der er sich 1793 in seinem dreiundzwanzigsten Jahre vermählt hatte, war die innigste Neigung seines Herzens gewesen.

---

2. Die schöne Königin Luise. Bekanntschaft in Frankfurt und Hochzeit in Berlin. Urtheil Goethe's und des Ritters von Lang über die Königin. Die Carnevallustbarkeiten von 1799 u. 1800. Kinderball beim Hofmarschall Massow vom Jahre 1803. Die Schlittage der Gensdarmen-Offiziere 1805. Die Romane Lafontaine's. „Der König wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müssen."

Die Prinzessin Luise von Mecklenburg war die Tochter des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, der Gouverneur des Königs von England zu Hannover war und in Herrenhausen residirte. In Hannover, in dem landesherrlichen Lusthause auf dem Reitwall ward Luise 1776 geboren. Schon im sechsten Jahre, 1782, verlor sie ihre Mutter, eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt, 1783 heirathete ihr Vater deren Schwester, verlor aber auch diese 1785. Luise ward von einer Fräulein von Wollzogen aus Darmstadt erzogen. Später verließ ihr Vater den englischen Dienst, zog nach Darmstadt und hier ward nun Luise ihrer Großmutter Marie Luise Albertine, einer gebornen Gräfin von Leiningen-Heydesheim, der Wittwe des Prinzen Georg Wilhelm von Darmstadt zur ferneren Erziehung und Bildung übergeben. Diese merkwürdige Dame, die einen hochgebildeten Geist und weitumfassenden Verstand besaß, gab Luisen's

vielversprechendem Geiste seine Richtung und neigte ihr bildsames Herz zu jener milden Güte, durch die sie später ein Gegenstand allgemeiner Verehrung wurde. Von Darmstadt aus machte Luise eine Rheinreise und ward bei den kurz hinter einander folgenden Kaiserkrönungen Leopold's II. und Franz II. zu Frankfurt in den Jahren 1790 und 1792 in die große Welt eingeführt. Im Frühling des Jahres 1793 kam sie mit ihrer Schwester Friederike, (der nachherigen Prinzessin von Solms, späteren Königin von Hannover) auf der Rückreise nach Darmstadt von Hildburghausen, wo sie eine andere ältere Schwester, die regierende Herzogin besucht hatten wieder nach Frankfurt, wo sich damals während des französischen Feldzugs König Friedrich Wilhelm II. mit dem Kronprinzen und Prinz Ludwig in den Winterquartieren aufhielt. Die Schwestern wurden, ihrem Wunsche gemäß, dem preußischen Könige vorgestellt und wollten am Abend nach dem Schauspiele ihre Reise nach Darmstadt fortsetzen, blieben aber, weil der König sie zur Tafel laden ließ. Gleich bei dem Eintreten Luisen's ward Friedrich Wilhelm III., ohne zu ahnen, daß hier seine künftige Gemahlin ihm zum erstenmale begegne, von ihrer Schönheit gefesselt. Dieser Eindruck verstärkte sich bei näherer Bekanntschaft, als der Kronprinz Herz und Geist der Prinzessin kennen lernte. Eine Annäherung erfolgte bald, am 24. April 1793 fand in Darmstadt die Verlobung beider Prinzessinnen mit den beiden preußischen Prinzen statt, der gutmüthige Vater vollzog in väterlichem Entzücken zum Beweise freudigster Billigung

den Ringwechsel in Person. Am 24. December, am Weihnachtsabend darauf, war die Hochzeit zu Berlin.

Ueber die außerordentliche Schönheit der Königin Luise ist bei ihren Zeitgenossen nur eine Stimme. Es war eine Schönheit des Ausdrucks, die stärker fesselt, als die der Formen. Ihr Auge war sprechend und verrieth das lebhafteste Gefühl und die empfänglichste Einbildungskraft. Diese Lebhaftigkeit des Gefühls und der Phantasie verlieh ihr. ihren ganz eigenthümlichen Reiz. Sie gehörte zu den Frauen, durch die denn auch alle Frauen und alle Männer unwiderstehlich bezaubert wurden. Von der Hingebung der Damen am Hofe erzählt Schadow in seinen 1849 erschienenen Memoiren über sein künstlerisches Leben eine auffällige Thatsache. Die Kronprinzessin bekam kurz nach ihrer Ankunft in Berlin eine Schwellung am Halse, die später wieder verging; aber um sie zu decken mußte sie einen eignen Kopfputz und eine Binde unter dem Kinn tragen. Sofort ahmten die Damen ihrer Umgebung und später ganz Berlin diese Coiffure der Prinzessin und auch selbst die Binde nach, beide wurden förmlich Mode damaliger Zeit. Und so ging diese sonderbare Tracht auch auf die Marmorgestalten über, die Schadow in der Gruppe gab, wo die schöne Königin mit ihrer reizenden Schwester in der Umarmung erscheint. Goethe, ein Meister in der Schilderung weiblicher Schönheit und Anmuth, sah beide Prinzessinnen im Gefolge des Großherzogs von Wei-

mar am 29. Mai 1793 im Feldlager bei der Belagerung von Mainz und legt darüber in Wahrheit und Dichtung, Campagne in Frankreich, folgende Erinnerung nieder: „In mein Zelt eingeheftelt, konnte ich sie vertraulich mit den Herrschaften auf und nieder und nahe vorübergehend auf das Genaueste beobachten und wirklich muß man diese beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöschen wird.“ Selbst solche Männer, die sich nicht gleich enthusiastisch fortreißen ließen, sprachen mit Entzücken von der holdseligen Königin Luise. Der derbe, kaustische Ritter von Lang, der sie im Jahre 1803, als sie in Anspach war, sah, wird zärtlich sentimental an der Stelle seiner Memoiren, wo er von ihr spricht: „Sie schwebte, die schöne Königin Luise, hebt er an, wie ein ganz überirdisches Wesen vor Einem in einer englischen Gestalt und von honigsüßer Beredtsamkeit, mit der sie Allen die Strahlen ihrer Holdseligkeit zuwarf, so daß jeder wie in einem zauberischen Traume glauben mußte, dieses lebendige, regsame Frauenbild sei in ihn verliebt und er dürfe nun auch in sie verliebt sein. Eine Zauberin, wenn ich jemals eine gesehen.“

In der Königin Luise war auf eine seltene Weise das rein Menschliche mit dem Vornehmen und Fürstlichen verbunden, sie war nicht nur eine durch die Holdseligkeit ihrer Natur alle Herzen gewinnende Frau, sondern auch eine vollendete Meisterin in der Kunst der Repräsentation und dadurch kam sie dem König aufs Glücklichste zu Hülfe. Der König liebte die Reprä-

sentation nicht, sie war seiner natürlichen Neigung zuwider, er war wortkarg, faßte sich gewöhnlich möglichst kurz, bediente sich einer abgebrochenen, die nur eben zum Verständniße nothwendigsten Worte enthaltenden Redeweise. Die Honneurs bei Hofe blieben daher der Königin überlassen und sie wußte dieser Pflicht auf die ausgezeichnetste Weise nachzukommen.

An einem heiteren frischen Wintermorgen, am 22. December 1793, einem Sonntage hielt die damals siebzehnjährige Königin als Kronprinzessin ihren feierlichen prachtvollen Einzug in Berlin. Eine Deputation junger Mädchen empfing sie. Sie umarmte die Sprecherin zum größten Erstaunen der ihr zugegebenen alten vierundsechsjährigen Oberhofmeisterin Frau von Voß, daß die neue Kronprinzessin mit einer ganz neuen Mode so die älteste Hofetikette zu übertreten wagte. Die Vermählung fand am Christabend darauf statt und wurden dabei alle alten von lange her im preußischen Königshause herkömmlich gewesenen Ceremonien beobachtet. Die Trauung geschah Abends sechs Uhr im weißen Saale des Schlosses durch den Consistorialrath Sack: bei der Einsegnung gab eine Fackel im Lustgarten das Zeichen zum Abfeuern von zweiundsiebzig Kanonen; neun Uhr war Bankett im Rittersaale: die beiden Generale Graf Brühl und von der Marwitz setzten die Gerichte auf die Tafel, die Kammerherrn und Hofdamen warteten auf, bis die Herrschaften den ersten Trunk gethan hatten, worauf sie in die anstoßenden Zimmer zu den Marschalltafeln sich verfügten; nach dem Bankett fand der beim preußischen

Hofe althergebrachte Fackeltanz im weißen Saale statt: der Oberkammerherr, Fürst Sacken, gab dazu das Zeichen mit seinem schwarzen Stabe, Trompeten und Pauken verkündeten den Anfang des Tanzes, dessen Musik noch aus Friedrich's I. Zeiten stammte. Voran schritten paarweise die achtzehn Staatsminister, Wachskerzen in Form von Fackeln in der Hand tragend, der König führte die Braut und der Bräutigam die beiden Königinnen, seine Mutter und die Wittwe Friedrich's des Großen; die übrigen Prinzen und Prinzessinnen mit ihrem Hofstaat folgten der Reihe nach. Nach Beendigung dieser Ceremonie wurde das Brautpaar nach dem Rittersaale zurückgeführt und darauf von den königlichen Eltern in ihre eigenen Gemächer geleitet. Der Eindruck, den Luise von dem Augenblicke an, wo sie durch die, die festlich geschmückten Straßen der Residenz durchwogenden Volksmasse gezogen war, machte, übertraf alle Erwartungen. Er steigerte sich bei der Trauung, wo in den geräumigen Gemächern neben dem Rittersaale alle Classen des Volks Zutritt fanden und erhielt sich in gleicher Stärke bis zu ihrem Tode im Jahre 1810. Die Königin Luise erwarb sich eine Popularität, wie sie einst die erste Königin Charlotte hatte und wie wenige Königinnen sie besessen haben. Ihre Unbefangenheit und Natürlichkeit beglückte Alles, sie gewann dadurch eine Theilnahme und Liebe, die in allen Classen und Ständen immer neu blieb. Ihr glückliches Familienleben, am Hofe seit lange vermißt, war es, das sie vor allem andern dem Volke und dessen Familienleben

nahe rückte. Die Königin liebte den Tanz und schon im Jahre 1799 war das Carneval eines der glänzendsten bei Hofe. Zur Aschermittwoch 13. März fand die in den Zeitberichten als würdig den Tagen Ludwig's XIV. und August's des Starken hinsichtlich der Ausstattung berühmte Quadrille im Opernsaale statt, darstellend im Costüm der Zeit die Heirath der katholischen Königin Mary von England mit Don Philipp von Spanien: die Königin stellte die Engländerin, den Herzog August von Sussex den Spanier dar; auf ein Menuet dieser beiden Herrschaften folgte die Quadrille zwischen der jungfräulichen Königin Elisabeth, Don Juan d'Austria, Margarethe von Parma und dem Herzog von Savoyen. Die Costüme der Engländer, Spanier, Navaresen, Castilianer, Brabanter und Mexicaner — es waren gegen funfzig Paare — strahlten von Diamanten, der Herzog von Sussex hatte alle Juwelenhändler in Requisition gesetzt.

Das Jahr darauf ward der mardi gras bei der Fürstin Radziwill, der Schwester Prinz Louis Ferdinand's gefeiert. Diesmal war die Darstellung eine mythologisch=burlesque, wie nachstehende Liste nachweist:

Die Prinzessin von Schweden (Aebtissin von Quedlinburg, Tochter der Schwester Friedrich's des Großen) mit ihren Damen als Priesterin der Sonne.

Die preußische Königin mit ihrem Schwager, Prinz Wilhelm im antiken griechischen Costüm.

Der Serailaufseher Tippo Saib's, ein verschnittener Neger: der Commandeur des Maltheserordens

und Kammerherr Graf Joseph Wengersky, nach England mit vier Sultaninnen geschickt:

Erste Sultanin, „fleur de beauté:“ General Hatzfeld.

Zweite Sultanin: „vertu sans taches“: Hofmarschall Massow (guter Hoffnung).

Dritte Sultanin: „rosée du matin“: Herr von Krusemark (ein Offizier).

Vierte Sultanin: „charme des yeux“: Baron Reden.

Vier Neger bildeten die Begleitung dieser orientalischen Schönheiten, dargestellt von den Damen:

Hatzfeld, geb. Schulenburg-Kehnert.

Reden,

Podewils und

Riedesel.

Den Dolmetsch stellte ein französischer Emigrant, der Vicomte Caraman, im französischen Costüm dar.

Folgte eine Quadrille Kosacken:

Frau von Lucchesini — Herzog von Sussex.

Frau von Hünerbein (die schöne Ulrike Knobelstorf) — Prinz August Ferdinand (Bruder des Prinzen Louis Ferdinand).

Lisette Blumenthal — Fürst Wittgenstein.

Frau von Blumen — Herr von Kurnatofsky.

Darauf acht Paare im asiatischen und nordeuropäischen Costüm:

Fräulein von Marwitz (Minette, eine der gefeiertsten Hofdamen) — Herr von Dorville.

der er sich 1793 in seinem dreiundzwanzigsten Jahre vermählt hatte, war die innigste Neigung seines Herzens gewesen.

---

2. Die schöne Königin Luise. Bekanntschaft in Frankfurt und Hochzeit in Berlin. Urtheil Goethe's und des Ritters von Lang über die Königin. Die Carnevallustbarkeiten von 1799 u. 1800. Kinderball beim Hofmarschall Massow vom Jahre 1803. Die Schlittage der Gensdarmen-Offiziere 1805. Die Romane Lafontaine's. „Der König wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müssen."

Die Prinzessin Luise von Mecklenburg war die Tochter des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, der Gouverneur des Königs von England zu Hannover war und in Herrenhausen residirte. In Hannover, in dem landesherrlichen Lusthause auf dem Reitwall ward Luise 1776 geboren. Schon im sechsten Jahre, 1782, verlor sie ihre Mutter, eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt, 1783 heirathete ihr Vater deren Schwester, verlor aber auch diese 1785. Luise ward von einer Fräulein von Wollzogen aus Darmstadt erzogen. Später verließ ihr Vater den englischen Dienst, zog nach Darmstadt und hier ward nun Luise ihrer Großmutter Marie Luise Albertine, einer gebornen Gräfin von Leiningen-Heydesheim, der Wittwe des Prinzen Georg Wilhelm von Darmstadt zur ferneren Erziehung und Bildung übergeben. Diese merkwürdige Dame, die einen hochgebildeten Geist und weitumfassenden Verstand besaß, gab Luisen's

vielversprechendem Geiste seine Richtung und neigte ihr bildsames Herz zu jener milden Güte, durch die sie später ein Gegenstand allgemeiner Verehrung wurde. Von Darmstadt aus machte Luise eine Rheinreise und ward bei den kurz hinter einander folgenden Kaiserkrönungen Leopold's II. und Franz II. zu Frankfurt in den Jahren 1790 und 1792 in die große Welt eingeführt. Im Frühling des Jahres 1793 kam sie mit ihrer Schwester Friederike, (der nachherigen Prinzessin von Solms, späteren Königin von Hannover) auf der Rückreise nach Darmstadt von Hildburghausen, wo sie eine andere ältere Schwester, die regierende Herzogin besucht hatten wieder nach Frankfurt, wo sich damals während des französischen Feldzugs König Friedrich Wilhelm II. mit dem Kronprinzen und Prinz Ludwig in den Winterquartieren aufhielt. Die Schwestern wurden, ihrem Wunsche gemäß, dem preußischen Könige vorgestellt und wollten am Abend nach dem Schauspiele ihre Reise nach Darmstadt fortsetzen, blieben aber, weil der König sie zur Tafel laden ließ. Gleich bei dem Eintreten Luisen's ward Friedrich Wilhelm III., ohne zu ahnen, daß hier seine künftige Gemahlin ihm zum erstenmale begegne, von ihrer Schönheit gefesselt. Dieser Eindruck verstärkte sich bei näherer Bekanntschaft, als der Kronprinz Herz und Geist der Prinzessin kennen lernte. Eine Annäherung erfolgte bald, am 24. April 1793 fand in Darmstadt die Verlobung beider Prinzessinnen mit den beiden preußischen Prinzen statt, der gutmüthige Vater vollzog in väterlichem Entzücken zum Beweise freudigster Billigung

den Ringwechsel in Person. Am 24. December, am Weihnachtsabend darauf, war die Hochzeit zu Berlin.

Ueber die außerordentliche Schönheit der Königin Luise ist bei ihren Zeitgenossen nur eine Stimme. Es war eine Schönheit des Ausdrucks, die stärker fesselt, als die der Formen. Ihr Auge war sprechend und verrieth das lebhafteste Gefühl und die empfänglichste Einbildungskraft. Diese Lebhaftigkeit des Gefühls und der Phantasie verlieh ihr ihren ganz eigenthümlichen Reiz. Sie gehörte zu den Frauen, durch die denn auch alle Frauen und alle Männer unwiderstehlich bezaubert wurden. Von der Hingebung der Damen am Hofe erzählt Schadow in seinen 1849 erschienenen Memoiren über sein künstlerisches Leben eine auffällige Thatsache. Die Kronprinzessin bekam kurz nach ihrer Ankunft in Berlin eine Schwellung am Halse, die später wieder verging; aber um sie zu decken mußte sie einen eignen Kopfputz und eine Binde unter dem Kinn tragen. Sofort ahmten die Damen ihrer Umgebung und später ganz Berlin diese Coiffure der Prinzessin und auch selbst die Binde nach, beide wurden förmlich Mode damaliger Zeit. Und so ging diese sonderbare Tracht auch auf die Marmorgestalten über, die Schadow in der Gruppe gab, wo die schöne Königin mit ihrer reizenden Schwester in der Umarmung erscheint. Goethe, ein Meister in der Schilderung weiblicher Schönheit und Anmuth, sah beide Prinzessinnen im Gefolge des Großherzogs von Wei-

war am 29. Mai 1793 im Feldlager bei der Belagerung von Mainz und legt darüber in Wahrheit und Dichtung, Campagne in Frankreich, folgende Erinnerung nieder: „In mein Zelt eingeheftelt, konnte ich sie vertraulich mit den Herrschaften auf und nieder und nahe vorübergehend auf das Genaueste beobachten und wirklich muß man diese beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöschen wird.“ Selbst solche Männer, die sich nicht gleich enthusiastisch fortreißen ließen, sprachen mit Entzücken von der holdseligen Königin Luise. Der derbe, kaustische Ritter von Lang, der sie im Jahre 1803, als sie in Anspach war, sah, wird zärtlich sentimental an der Stelle seiner Memoiren, wo er von ihr spricht: „Sie schwebte, die schöne Königin Luise, hebt er an, wie ein ganz überirdisches Wesen vor Einem in einer englischen Gestalt und von honigsüßer Beredtsamkeit, mit der sie Allen die Strahlen ihrer Holdseligkeit zuwarf, so daß jeder wie in einem zauberischen Traume glauben mußte, dieses lebendige, regsame Frauenbild sei in ihn verliebt und er dürfe nun auch in sie verliebt sein. Eine Zauberin, wenn ich jemals eine gesehen.“

In der Königin Luise war auf eine seltene Weise das rein Menschliche mit dem Vornehmen und Fürstlichen verbunden, sie war nicht nur eine durch die Holdseligkeit ihrer Natur alle Herzen gewinnende Frau, sondern auch eine vollendete Meisterin in der Kunst der Repräsentation und dadurch kam sie dem König aufs Glücklichste zu Hülfe. Der König liebte die Reprä-

sentation nicht, sie war seiner natürlichen Neigung zuwider, er war wortkarg, faßte sich gewöhnlich möglichst kurz, bediente sich einer abgebrochenen, die nur eben zum Verständniße nothwendigsten Worte enthaltenden Redeweise. Die Honneurs bei Hofe blieben daher der Königin überlassen und sie wußte dieser Pflicht auf die ausgezeichnetste Weise nachzukommen.

An einem heiteren frischen Wintermorgen, am 22. December 1793, einem Sonntage hielt die damals siebzehnjährige Königin als Kronprinzessin ihren feierlichen prachtvollen Einzug in Berlin. Eine Deputation junger Mädchen empfing sie. Sie umarmte die Sprecherin zum größten Erstaunen der ihr zugegebenen alten vierundsechsjährigen Oberhofmeisterin Frau von Voß, daß die neue Kronprinzessin mit einer ganz neuen Mode so die älteste Hofetikette zu übertreten wagte. Die Vermählung fand am Christabend darauf statt und wurden dabei alle alten von lange her im preußischen Königshause herkömmlich gewesenen Ceremonien beobachtet. Die Trauung geschah Abends sechs Uhr im weißen Saale des Schlosses durch den Consistorialrath Sack: bei der Einsegnung gab eine Fackel im Lustgarten das Zeichen zum Abfeuern von zweiundsiebzig Kanonen; neun Uhr war Bankett im Rittersaale: die beiden Generale Graf Brühl und von der Marwitz setzten die Gerichte auf die Tafel, die Kammerherrn und Hofdamen warteten auf, bis die Herrschaften den ersten Trunk gethan hatten, worauf sie in die anstoßenden Zimmer zu den Marschalltafeln sich verfügten; nach dem Bankett fand der beim preußischen

Hofe althergebrachte Fackeltanz im weißen Saale statt: der Oberkammerherr, Fürst Sacken, gab dazu das Zeichen mit seinem schwarzen Stabe, Trompeten und Pauken verkündeten den Anfang des Tanzes, dessen Musik noch aus Friedrich's I. Zeiten stammte. Voran schritten paarweise die achtzehn Staatsminister, Wachskerzen in Form von Fackeln in der Hand tragend, der König führte die Braut und der Bräutigam die beiden Königinnen, seine Mutter und die Wittwe Friedrich's des Großen; die übrigen Prinzen und Prinzessinnen mit ihrem Hofstaat folgten der Reihe nach. Nach Beendigung dieser Ceremonie wurde das Brautpaar nach dem Rittersaale zurückgeführt und darauf von den königlichen Eltern in ihre eigenen Gemächer geleitet. Der Eindruck, den Luise von dem Augenblicke an, wo sie durch die, die festlich geschmückten Straßen der Residenz durchwogenden Volksmasse gezogen war, machte, übertraf alle Erwartungen. Er steigerte sich bei der Trauung, wo in den geräumigen Gemächern neben dem Rittersaale alle Classen des Volks Zutritt fanden und erhielt sich in gleicher Stärke bis zu ihrem Tode im Jahre 1810. Die Königin Luise erwarb sich eine Popularität, wie sie einst die erste Königin Charlotte hatte und wie wenige Königinnen sie besessen haben. Ihre Unbefangenheit und Natürlichkeit beglückte Alles, sie gewann dadurch eine Theilnahme und Liebe, die in allen Classen und Ständen immer neu blieb. Ihr glückliches Familienleben, am Hofe seit lange vermißt, war es, das sie vor allem andern dem Volke und dessen Familienleben

nahe rückte. Die Königin liebte den Tanz und schon im Jahre 1799 war das Carneval eines der glänzendsten bei Hofe. Zur Aschermittwoch 13. März fand die in den Zeitberichten als würdig den Tagen Ludwig's XIV. und August's des Starken hinsichtlich der Ausstattung berühmte Quadrille im Opernsaale statt, darstellend im Costüm der Zeit die Heirath der katholischen Königin Mary von England mit Don Philipp von Spanien: die Königin stellte die Engländerin, den Herzog August von Sussex den Spanier dar; auf ein Menuet dieser beiden Herrschaften folgte die Quadrille zwischen der jungfräulichen Königin Elisabeth, Don Juan d'Austria, Margarethe von Parma und dem Herzog von Savoyen. Die Costüme der Engländer, Spanier, Navaresen, Castilianer, Brabanter und Mexicaner — es waren gegen funfzig Paare — strahlten von Diamanten, der Herzog von Sussex hatte alle Juwelenhändler in Requisition gesetzt.

Das Jahr darauf ward der mardi gras bei der Fürstin Radziwill, der Schwester Prinz Louis Ferdinand's gefeiert. Diesmal war die Darstellung eine mythologisch-burlesque, wie nachstehende Liste nachweist:

Die Prinzessin von Schweden (Aebtissin von Quedlinburg, Tochter der Schwester Friedrich's des Großen) mit ihren Damen als Priesterin der Sonne.

Die preußische Königin mit ihrem Schwager, Prinz Wilhelm im antiken griechischen Costüm.

Der Serailaufseher Tippo Saib's, ein verschnittener Neger: der Commandeur des Maltheserordens

und Kammerherr Graf Joseph Wengersky, nach England mit vier Sultaninnen geschickt:

Erste Sultanin, „fleur de beauté:" General Hatzfeld.

Zweite Sultanin: „vertu sans taches": Hofmarschall Massow (guter Hoffnung).

Dritte Sultanin: „rosée du matin": Herr von Krusemark (ein Offizier).

Vierte Sultanin: „charme des yeux": Baron Reden.

Vier Neger bildeten die Begleitung dieser orientalischen Schönheiten, dargestellt von den Damen:

Hatzfeld, geb. Schulenburg-Kehnert.

Reden,

Podewils und

Riedesel.

Den Dolmetsch stellte ein französischer Emigrant, der Vicomte Caraman, im französischen Costüm dar.

Folgte eine Quadrille Kosacken:

Frau von Lucchesini — Herzog von Sussex.

Frau von Hünerbein (die schöne Ulrike Knobelstorf) — Prinz August Ferdinand (Bruder des Prinzen Louis Ferdinand).

Lisette Blumenthal — Fürst Wittgenstein.

Frau von Blumen — Herr von Kurnatofsky.

Darauf acht Paare im asiatischen und nordeuropäischen Costüm:

Fräulein von Marwitz (Minette, eine der gefeiertsten Hofdamen) — Herr von Dorville.

Fräulein von Riedesel — Herr von Dorville*)

Fräulein von Dorville — Herr von Posch (der baierische Minister).

Gräfin Schafgotsch — Herr von Arnim.

Fräulein von Keller — Herr von Haake.

Fräulein von Zeuner — Herr von Schwerin.

Fräulein von Haake — Herr von der Marwitz.

Fräulein von Neale — Herr von Ompteda (von der hannöverischen Gesandschaft).

Folgende Personen bildeten das italienische Theater:

Herr von Kurnatofsky.

Herr von Hoepke (im Gefolge der Prinzessin von Schweden.

Herr von Esterno (ein Franzose, Kammerherr.)

Herr von Hardenberg (Bruder des hannöverischen Gesandten.

---

*) Diese beiden Dorville waren die beiden Söhne des Hofmarschalls der Gemahlin Friedrich's des Großen. Der ältere war es, der die Nachricht von der verlornen Schlacht bei Jena zuerst nach Berlin überbrachte. Der jüngere starb am Sylvesterabend 1800 und auf eine merkwürdige Weise: er fiel auf dem zum Wechsel des Jahrhunderts gegebenen Balle des schwedischen Gesandten Engeström im zweiten Contretanze todt um — in Folge seiner Toilette: er trug unter andern drei Cravatten mit Schnallen, um animirte Farben zu erzielen und drei Unterpantalons, bestens wattirt, die letzte rosa, um den seidenen Strümpfen einen Rosaton zu verleihen. Die Strumpfbänder waren geplatzt. Ein Dutzend Tänzerinnen fielen in Convulsionen vor Schrecken.

Herr von Falkenberg.

Herr von Uminsky (ein Pole).

Herr von Schweinitz (Kammerherr).

Die beiden Gräfinnen von Czettritz und ihre Mutter.

Frau von Engeström (Gemahlin des schwedischen Gesandten).

Fräulein von Moltke, ihre Nichte.

Der junge Zeuner (Sohn des Hofmarschalls der Königin Mutter), als Frau verkleidet.

Zuletzt traten auf:

Der Herzog von Sussex als Don Quixote,

Herr von Rothenburg (Rittmeister) als Sancho Pansa,

Herr von Perponcher (Garde du corps-Offizier) als Dulcinea und

Herr von Schack (Offizier bei den Gendarmen) als Müller.

Sie ritten sämmtlich auf Eseln.

Zum drittenmale erschien noch der Herzog von Sussex als Bacchus.

Eine neue Art Lustbarkeiten, die damals am Berliner Hofe auf die Bahn kamen, waren die Kinderbälle. Einer, der am 17. Febr. 1803 beim Hofmarschall von Massow veranstaltet wurde, machte besondere Sensation, die Beschreibung ging in die Zeitungen über, Kotzebue der damals den Freimüthigen herauszugeben angefangen hatte, verfehlte nicht, die Details davon zu geben, da seine drei Kinder dabei eine Rolle spielten.

Sobald die Königin in ihrem Fauteuil ihren Platz genommen hatte, begann die Musik ein Adagio zu spielen. Die kleinen Masken waren noch unsichtbar. Auf einmal erhob sich unter dem Stuhl der Königin ein kleiner Amor — der vierjährige Massow — und übereichte der Monarchin einen Pfeil mit der Inschrift:

„De vos yeux à tous nos coeurs.“

Zugleich kamen die kleinen Masken von allen Seiten herbei, die Königin umschwärmend, ihre eigenen Kinder befanden sich dabei, der jetzt regierende König Prinz Wilhelm und die Kaiserin von Rußland, sämmtlich als kleine Matrosen; die Kinder ihrer Schwägerin, der Prinzessin Wilhelmine von Oranien erschienen im Costüm eines Bildes von van Dyck im Berliner Schlosse.

Darauf kamen zwei niedliche kleine Gärtnerinnen:
die kleine Reuß und
die kleine Buchholz;
hierauf der kleine Recke als Gärtner mit einem Schubkarren mit Bouquets, die er austheilte.

Ferner erschien die kleine Massow als Savoyardin verkleidet, mit einer Laterna magica, in der sie die transparente Inschrift zeigte:

„Vive le Roi et la Reine;“

sie überreichte der Königin einen Apfel mit den Worten:

„Pauvre Savoyarde qui n'a qu'une pomme à vous offrir.“

Der Apfel enthielt folgende Verse:

La pomme est la fruit dont la fable et l'histoire
Depuis des siècles entiers ont gardé la mémoire.
Si je la mets à vos genoux

C'est que de tant d'attraits les Dieux vous ont ornée
Qu' Adam l'aurait prise de vous
Et Paris vous l'aurait donnée.

Folgten hierauf stillschweigend vorübergehend:
Arlequin — ein junger Hünerbein und
Arlequinette — eine kleine Hatzfeld.
Darauf kam auf seiner Tonne:
Bacchus — ein kleiner Liefländer, Löwenstern. Er überreichte der Königin eine Weintraube mit einem Bande, worauf sich wieder Verse befanden. Sie drückten die Klage aus, daß ihn Jedermann vernachlässige, indem man nur Augen und Wünsche für die Alles überstrahlende Schönheit einer erhabenen Königin habe; er wolle nicht mit ihr wetteifern, aber vorher noch um sich Alles versammeln, um aufzufordern, sich auf die Gesundheit der geliebten Herrscherin zu berauschen.

Folgten die drei Kinder von Kotzebue als der Ruf — die Tugend — und die Liebe: in den Versen, die sie recitirten, führten sie sich als die unzertrennlichen Gefährten der schönsten, tugendhaftesten und geliebtesten Königin auf.

Darauf tanzten ein pas de trois im Nationalcostüm der Insel Seeland:

ein kleiner Bauer — der Sohn des Grafen Baudissin, des dänischen Gesandten und

zwei kleine Bäuerinnen — die kleine Baudissin und die kleine Hagen.

Folgte noch ein kleiner Baudissin als Postillon, mit einer Botschaft in Versen.

Nun kamen, ein pas de deux tanzend:

zwei kleine Morlacken — der kleine Kayserling, (Sohn des Hofmarschalls beim Prinzen Ludwig), der Sohn des Ministers Haugwitz,

ein russischer Courier — der Sohn des russischen Gesandten Alopäus,

er grüßte die Königin nach der russischen Sitte und überreichte ihr einen schönen Kupferstich, den Kaiser Alexander zu Pferde darstellend: in den Lüften schwebte ein Adler eine Lorbeerkrone im Schnabel haltend, seine Verse besagten, daß Alexander den Adler sende, um die Königin zu krönen.

Es folgten:

drei Zwerge: eine kleine Reden und zwei kleine Arnim,

Larifari und Salome aus dem Donauweibchen, eine Pantomine darstellend,

eine Gruppe Russen — die Kinder Löwenstern's wieder mit Versen,

eine Quadrille von Jägern.

Darauf kam ein Triumphzug, darstellend, wie der englische Major Alleyn die unglücklichen Kinder Tippo Saib's nach der Einnahme von Seringapatnam dem General Baird vorstellt:

Major Alleyn ward dargestellt vom jungen Parceval,

zwei Großoffiziere des Sultans: der kleine Wilhelm Radziwill und eine kleine Engländerin Rose,

die Söhne Tippo Saib's: der kleine Ferdinand Radziwill und seine 3½jährige Schwester,

die Töchter Tippo Saib's: die kleine Reden, drei Kinder Engeström's, des schwedischen Gesandten, eine Parceval und eine Sartoris (Tochter des braunschweigischen Minister-Residenten.)

Der Zug machte zweimal die Runde durch den Saal, dann tanzten die drei kleinen Fräulein Engeström ein pas de trois. Und darauf begann der Ball der kleinen über hundert Masken aus allen Ländern, Ständen und Classen, aus der Comedie und aus der Fabel. Die Freude der Kleinen und Grossen war allgemein, auch der König, der bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich im Frack oder Uniform in Stiefeln erschien, war sehr erheitert.

Der sehr zahlreichen Partei am Berliner Hofe, welche die schöne Königin als strahlenden Mittelpunkt betrachtete und als solchen vergötterte, stand freilich eine andere, aber nicht sehr zahlreiche, die streng militairische, gegenüber: zu dieser gehörte der nachher so berühmt gewordene Feldmarschall York von Wartenberg, damals Oberst der leichten Infanterie. Droysen berichtet in dessen Leben zum Jahre 1803:

„Zur Mode gehörten damals die Entzückungen über die Königin; alles, was sie that und sprach, galt für bezaubernd; ihre Schönheit ward unzählige Male Gegenstand enthusiastischer Gespräche. York gefiel sich darin, diesen Geschmack nicht zu theilen: ihre Hand sei zu groß, ihr Fuß häßlich. Es verdroß ihn, daß man den König neben ihr in den Schatten stellte; er glaubte, daß sie einen Einfluß auf den Hof, ja auf

die Geschäfte übe, den er beklagte. Allerdings war der alte militairisch herbe Charakter des Hofs — er meinte durch sie — im Hinscheiden. Als einst über den Rang der Kammerherren und Obersten gestritten wurde, trat die Königin hinzu, sprach für den Vortritt der Kammerherren und York erwiederte: „möge in den Kammern der allerhöchsten Herrschaften der Kammerherr vorausgehen, auf dem Schlachtfelde würden Sr. Majestät Obersten nicht zu besorgen haben, daß man ihnen den Rang streitig mache."

Es gehörte zu den kleinen Schwächen der Königin, nicht blos zu tanzen, sondern sich auch tanzen sehen zu lassen. Es ward von den strengen Monarchisten freilich nicht wenig bedenklich gefunden, daß in einer Zeit der Crisis, wo die neuen Stichwörter Freiheit und Gleichheit auf dem Tapete waren, die Königin von Preußen sich selbst so in Scene setze, um vor einem Zuschauerpublikum von 2000 Menschen zu figuriren. Indessen diese Tanzfestlichkeiten blieben beliebt, weil sie nicht nur an und für sich das Hauptamusement in dem zuweilen doch mit seiner Einförmigkeit etwas langweilig sich darstellenden Hofleben boten, sondern auch das Nebenamusement in den vorhergehenden sehr animirten Proben zu den Aufführungen und dazu noch endlich die Chance der Repetitionen hatten. Bei den Proben, die von elf Uhr bis vier Uhr dauerten, ging es sehr munter zu, namentlich bei dem déjeuner dinatoire. Hier war alle Etikette verbannt: die Königin mit ihren Ehrendamen und die Prinzen

und Generale saßen hier mit dem Tanzmeister Telle, dem Capellmeister Himmel und den beiden Costümiers und Festordnern, den Professoren Hirt und Kiesewetter pête mêle an einer Tafel. Allgemeinen Beifall fand im Jahre 1801, wo die Großfürstin Helene, vermählte Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin zum Besuche in Berlin war, die neue Mode, bei den Soupers an kleinen Tischen zu speisen: der Maltheser-commandeur und erste Kammerherr, der schlesische Graf Joseph Wengersky (gest. 1807 zu Breslau), der diese Mode einführte, ward mit reichlichem Danke belohnt.

Bei dieser Anwesenheit der Großfürstin Helene fand sich auch der Freund Goethe's, Herzog Carl August von Weimar in Berlin ein, welcher durch seinen Humor nicht wenig dazu beitrug, die Festlichkeiten animirt, ja geräuschvoll und lärmend zu machen. Er trieb im ungenirtesten Style Kurzweil. Als er sich einmal in der griechischen Kapelle einfand, wo die junge Großfürstin eben die Messe anhörte, mußte sie ihn einladen, an ihrer Seite einen Platz auf der Bank zu nehmen, um ihn nur zu einiger Decenz zu vermögen. Zum Geburtstag der Königin, 10. März, stellte der Herzog einen ausbündigen Spaß an: er introducirte einen Juden, den er protegirte und der die Silhouetten der versammelten Fürstlichkeiten nebst ihrem respectivem Gefolge nehmen mußte, alle diese Silhouetten wurden in einem Tableau vereinigt, um es der Königin zum Glückwunsch zu überreichen. Der Jude ward zum

Thee introducirt; während er silhouettirte, trieb der Herzog den ergötzlichsten Schabernack mit ihm. Zu gleicher Zeit machten die Großfürstin und die Prinzessin von Oranien Musik, der Herzog von Cambridge schrieb, indem er God save the king sang, an seinen Onkel, den Herzog von Strelitz, der Prinz von Oranien spielte mit dem Prinzen von Darmstadt Schach und der Kammerherr Wengersky las den Prinzessinen, die am Clavier saßen, eine Piece von Gualtieri in Versen vor, die in Musik gesetzt werden sollte.

Eine der tollsten Schnurren, die damals den Hof und ganz Berlin reden machte, war die kurz vor dem Kriege 1806 von den Gendarmen-Offizieren extemporirte Cavalcade und Schlittenfahrt im August 1805, wobei das damals häufig gegebene Spektakelstück von dem bekannten nachherigen Convertiten Zacharias Werner: „Luther oder die Weihe der Kraft" allerdings auf eine höchst expressive Weite verspottet werden sollte. Die Mummereien und öffentlichen Aufzüge in den Straßen Berlins der Gendarmen-Offiziere von früher her waren berüchtigt, die Bildung der neueren Zeit hat diese rohen Späße in den Hintergrund gedrückt. Den müssigen Herren fiel ein, wieder einmal so einen Spaß sich zu machen. Die Idee ging von dem nachherigen russischen General Nostitz aus, einem gebornen Sachsen, auf den ich noch zurück komme: Luther sollte dargestellt werden mit Frau und Famulus, das Klosterpersonal mit sich in der Schlittenpartie führend, mit dem einst seine Frau im Kloster Nimptsch

bei Grimma in Sachsen gelebt und das sich wie in der Offizier-Weise expressiv angenommen wurde, nach Berlin in die tolerirte Anstalt einer Madame Etscher, einer renommirten Kupplerin, übergesiedelt habe. Nostitz berichtet darüber also in seinen Memoiren:

„Ich ließ einen Schlitten auf niedrige Räder setzen und diese mit herabhängendem grauen Tuche bedecken. Vier rüstige Pferde konnten dies Fuhrwerk bequem ziehen. Darauf wurden folgende Verhaltungsregeln aufgesetzt: Jeder Theilnehmer stellt vier bis sechs Vorreiter, alle reich gekleidet, in Jacken mit Gold- und Silbertressen, wie solches bei großen Schlittenfahrten üblich ist. Ferner versieht er sich mit einem wohlangepaßten und anständigen Frauenanzug, so wie mit einem Damensattel für sein Pferd. Aus der Theatergarderobe wird die Tracht Dr. Luther's, so wie seines Famulus und der Catharina von Bora entlehnt oder gekauft. Desgleichen wird ein Anzug angeschafft, der nach dem gewöhnlichen Hauskleide der Madame Etschern gemacht ist, dazu eine Punschkelle und ein Bund Schlüssel. Alle Offiziere, als Frauen gekleidet, kommen auf ihren Paradepferden, nur derjenige, der Madame Etschern agirt, reitet ein kleines Pferd, Langschwanz, mit aufgesteckten Eselsohren. Im Schlitten sitzt Luther mit seinem Famulus, der in der Hand seines Herrn Flöte hält, die lächerlich lang sein muß. Katharina reitet auf der Pritsche, in der einen Hand eine Fackel, in der andern eine Hetzpeitsche haltend. So lautete das Programm, dem getreulich nachgehandelt ward.

An einem Abend im Monat August sammelten sich sämmtliche Theilnehmer in meiner Wohnung, die Offiziere als Frauen gekleidet, Graf Herzberg in der Tracht Luther's, Lieutenant Ziethen in dem Kleide der Etschern, ein Junker vom Regiment als Famulus vermummt. Ich endlich, der Riesenhafte, stellte die zarte Katharina von Bora vor. Prachtvoll gekleidete Vorreiter fehlten nicht.

Plötzlich, als Alles rasch gerichtet, die Fackeln angekommen waren, brach der Zug in der vorgezeichneten Ordnung, von einem Lichtmeer übergossen, aus der Charlottenstraße unter den Linden hervor und bewegte sich mit gemäßigter Eile durch die zusammeneilenden Haufen von Zuschauern, die zuerst mit Verwunderung den Glanz des Zuges angafften, dann, wenigstens zum Theil, die Bedeutung der Gestalten erkennend, die Anspielungen belachten und laut das helle Schaugepränge bejubelten.

Aber bald sprengten Husaren und Polizeidiener zu Pferd heran, die der Gouverneur von Berlin, Feldmarschall Möllendorf, geschickt hatte, um der Posse zu wehren und den Zug aufzuhalten. Indessen es war solches schon zu spät, die Schaarwache diente nur dazu, die uns hemmenden Haufen der Zuschauer zu lichten, und wir durchzogen eine Stunde lang mit zunehmender Schnelligkeit die Straßen, bis der Zug in sausendem Galop in eine entlegene Straße sich verlor und die Fackeln verlöschten."

Ein königlicher Parolebefehl befahl die strengste Untersuchung gegen die Anstifter und Theilnehmer

jenes Skandals an. Dieses Ungewitter verhängte über uns der einflußreiche Kabinetssecretair Beyme, der heimlich angetrieben von seiner Frau, deren Mißfallen ich mir durch mein keckes Wesen zugezogen hatte, in dem lustigen Streich einen Angriff auf die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Kirche sehen wollte. Des Königs Unmuth traf den erschrockenen Hof, den strengen Commandeur und im Gegenschlag das ganze Regiment. Der älteste Theilnehmer an der Mummerei, dem Range nach, der Stabsrittmeister Alvensleben, ward nach Schlesien zum Kürassierregiment Holzendorf versetzt. Die nach der Anciennität ihm zunächst stehenden drei Offiziere kamen in Arrest auf den weißen Saal im Schlosse, wo seit dem unglücklichen Katt, dem Jugendfreunde Friedrich's II., kein Gendarmen-Offizier gesessen hatte. Den andern Offizieren wurde ihrer Jugend wegen und in Hoffnung reuiger Besserung nachgesehen."

Neun Jahre lang, von seiner Thronbesteigung bis zur Katastrophe von Jena lebte der König an der Seite seiner Gemahlin in ungetrübtem stillen Familienglück. Von geistigem Genuß waren ihre Hauptnahrung die Romane August Lafontaine's in Halle, die dazumal alle Herzen, die für Tugend und Edelmuth schlugen, entzückten und lange Zeit die Quelle der höchsten Wonne für das junge Königspaar waren. Sie versetzten dasselbe in ein ganz anderes Leben, als das sehr verdorbene und untergrabene, das sie in der Wirklichkeit zum stärksten Contraste umgab. Sie nährten aber auch in dem König gar sehr eine bequeme

Sentimentalität, die ihn behinderte, selbstständig zu sehen und kräftig zu handeln. Des Königs und der Königin Dankbarkeit gegen Lafontaine sprach sich in der Ertheilung eines Canonicats an denselben aus, von dessen Ertrag und dem Ertrag seiner Schriften er in seiner Villa dicht vor dem Thore von Halle an der Saale so behaglich lebte, daß er, wie Varnhagen berichtet, sich „zu faßartiger Beleibtheit ausgemästet hatte.“ Varnhagen fand den Autor der Tugend- und Edelmuthsromane ziemlich hart, plump und fühllos, aber so productiv, daß er sich nur an zwei Tagen der Woche zu schreiben erlaubte, um nicht ganz übermäßig viel zu schreiben. Merkwürdig war, daß er seiner artigen jungen Nichte, die er neben seiner häßlichen Frau im Hause hatte, seine Romane wie das ärgste Gift vorenthielt, ihr überhaupt kaum erlaubte, unter Leute zu gehen.

Der junge König lebte ganz wie ein glücklicher Privatmann, einfach und anspruchslos. So war er und blieb er auch sein Lebelang: wie sein Vorfahr, der erste Friedrich Wilhelm, mit dem Zopf die Perrücken verdrängt hatte, so verdrängte der dritte Friedrich Wilhelm Strümpfe und Schuhe: seit er im ersten Jahre seiner Regierung 1797 sich in der ursprünglich amerikanischen Kleidung, Pantalon und Stiefeln, unter den Brunnengästen in Pyrmont hatte sehen lassen, ahmte man ihm nach. Damals kam auch nach dem Vorgang der Whigs von England, die, weil auf den Haarpuder eine Steuer gelegt worden war,

die Haare kurz à la guillotine abgeschnitten trugen, das vielbesprochene Schrecken „des Untergangs der Friseurzunft.“ Friedrich Wilhelm suchte vor allen Dingen durch Sparsamkeit die von seinem Vorgänger vergeudeten Hunderte von Millionen wieder einzubringen. Er äußerte gleich bei seinem Regierungsantritt: „der König wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müssen.“ Diesem Entschlusse zufolge behielt er sogar seine bisherige Wohnung im kronprinzlichen Palais bei, mied für sich allen Prunk und Glanz und vermehrte nicht einmal das, was man seinen Hausetat nannte.

---

3. Der Generaladjutant Köckeritz und der Cabinetsrath Mencken. Cabinetsordre gegen die „unnützen Brodesser.“ Die auswärtige Politik Preußens: das schlimme Neutralitätssystem. Letzte Unterredung Friedrich Wilhelm's mit seinem großen Groß-Oheim.

Zwei Männer standen in den ersten Jahren seiner Regierung dem König am nächsten: Köckeritz und Mencken.

Carl Leopold von Köckeritz, ein armer märkischer Edelmann, geboren 1744 zu Zielenzig in der Neumark, war sein Generaladjutant und sein Freund. Er war, wie bereits erwähnt, ein durchaus gutherziger, ehrlicher, freundlicher, ja edler und uneigennütziger,

reiner Mensch, aber eben so sentimental wie sein König, und dazu sehr dick, sehr unbeholfen, sehr beschränkt und sehr langweilig. Freund aller Welt, protegirte er alle, die Gnadenbezeugungen begehrten, damit es seinem königlichen Freunde nur nie an Veranlassung fehlen möge, Wohlthaten zu erzeigen und ihm selbst nur nie an Protegirten. Die Zahl der Pensionirten vermehrte sich dadurch sehr beträchtlich und es waren nicht die der Gnaden würdigsten Leute, die sie empfingen. Männer von Geist und Gelehrsamkeit befanden sich darunter keineswegs. Köckeritz verhehlte es auch gar nicht, daß er von Gelehrsamkeit nichts wissen wolle, aber „einen gewissen Blick", meinte er, müsse man haben und ihn traute er sich selbst im höchsten Grade zu. In wiefern er ihn wirklich besessen habe, läßt ein Urtheil des Herzogs von Braunschweig errathen, der Köckeritzens Gesicht „einen ausgeschnittenen Kürbiskopf ohne Licht im Innern" nannte. Er war im hohen Grade einfältig und ward deßhalb gar oft von seinem Kammerdiener Nagel, der früher sein Reitknecht gewesen war und noch öfterer von Frau Nagel beschwatzt und irre geleitet. Das Ehepaar Nagel war käuflich und brachte nach und nach, wie „die Galerie preußischer Charaktere" (von Massenbach und Buchholz) berichtet, ein Vermögen von 60,000 Thalern zusammen — „sogar von dem Sopha Sr. Excellenz des Ministers von Schlesien Graf Hoym hat man Madame Nagel sich erheben sehen." Nach den Mémoires d'un homme d'état war Köckeritz als Militair „aller und jeder Talente baar und ledig, wurde aber nichts desto weniger

zu Rathe gezogen.“ Unfähig den König mit Absicht zu verrathen, verrieth er ihn absichtslos: er war nicht im Stande, bei Tafel oder beim Spiel irgend ein Geheimniß bei sich zu behalten. „Man wußte bei Hofe lange nicht, heißt es in der Galerie preußischer Charaktere, woher es kam, daß man keinen einmal ausgesprochenen Gedanken vor dem Publikum verborgen halten konnte; endlich ward die Plaudertasche ausgemittelt; doch so fest stand Köckeritz mit allen seinen Schwachheiten und offenbaren Fehlern in der Gunst des Königs, daß er nicht daraus verdrängt werden konnte.“ Essen und Trinken, eine Pfeife Tabak bei Cottbusser Bier und eine Whistpartie gehörten zu Köckeritzens höchsten Genüssen. „Kaum war er, berichtet noch „die Galerie“, vom Schlachtfelde bei Auerstädt an der Seite des Königs in Magdeburg eingetroffen, als diejenigen, die ihn zu sprechen wünschten, um die wahre Lage der Sachen kennen zu lernen, ihn bei einem Puterbraten von enormer Größe fanden, ganz vertieft in den so lange entbehrten Genuß.“ Noch kurz vor seinem Abgang schrieb Stein 22. Nov. 1808 über Köckeritz an den König: „Eines der Hauptwerkzeuge der inländischen Cabale ist der General Köckeritz, er ist der Vereinigungspunkt, an den sich eine Menge, theils schwache, theils furchtsame, die Ruhe liebende — theils unter fremdem Einfluß stehende Menschen anschließen, er bringt ihre Meinungen an den Regenten und späht seine Entschlüsse aus, er hindert sehr oft den Zutritt der

Wohldenkenden zu dem Regenten“ — 1810 ward Boyen darauf Generaladjutant.

Tüchtiger und gebildeter als Köckeritz, der erst 1821, siebenundsiebzig Jahre alt, starb, war der zweite Vertrauensmann des jungen Königs, Mencken.

Anastasius Ludwig von Mencken, gebürtig aus Helmstädt, war ein Abkömmling der berühmten Leipziger Familie dieses Namens. Er war früher Legationssecretair in Stockholm gewesen, seit 1782 war er Cabinetssecretair Friedrich's des Großen und dann Cabinetsrath Friedrich Wilhelm's II.: dieser hatte ihn aber, nachdem er ihn 1790 und 1792 an den Rhein begleitet hatte, als vermeintlichen Jacobiner von den Geschäften entfernt. Mencken war der einzige von den alten Räthen Friedrich Wilhelm's II., den der Sohn beibehielt. Er war ein sanfter, freimüthiger, rechtschaffener und geschäftserfahrner, aber kränklicher Mann. Er schlug als entschiedner Freund der Grundsätze der ersten Nationalversammlung in Frankreich dem jungen Könige eine Reihe von Verordnungen vor, die ihn äußerst populär machten.

Unter diesen Cabinetsordern steht die oben an, welche die vielen unter der vorigen Regierung in Staatsdienst angestellten unnützen Subjekte ausschaffen sollte und die der König gleich in der ersten Woche seiner Regierung durch Mencken abfassen ließ.

„So bekannt es mir auch ist, daß bei sämmtlichen Departements, Kammern, Regierungen u. s. w. viele äußerst brave, rechtschaffene, arbeitsame und fähige

Männer angestellt sind und daß gemäß dessen auch die Geschäfte in der Art betrieben werden: so ist mir auch im Gegentheil nicht entgangen, daß sich verschiedene andere Subjecte darunter befinden, die nichts weniger als vorbenannte Qualitäten besitzen und ihre Schuldigkeit nicht gehörig observiren, woraus denn wiederum zu folgern, daß nicht allemal so verfahren worden, als es zu erwarten gewesen. Da nun aber ein dergleichen Verfahren ins Künftige durchaus nicht mehr gelitten werden soll, auch solche unnütze Brodesser dem Staate nur à charge und mehr schaden als nützen: so werden sämmtliche Departements-Chefs, Präsidenten u. s. w. aufgefordert, wenn sich dergleichen unbrauchbare Subjecte in ihren resp. Departements finden sollten (woran nicht zu zweifeln, wenn ohne Parteilichkeit verfahren wird), selbige zu notiren und davon eine Liste höheren Orts einzureichen, bei welcher dann in Kurzem die Ursachen der physischen und moralischen Untauglichkeit anzumerken, auch wie sie am besten unterzubringen oder gänzlich zu entlassen; denn es ist nothwendig, auch hierin einen Unterschied zu treffen rc. — Für die Richtigkeit der Eingabe repondiren die Eingeber. Sollten hierbei Menschlichkeiten oder Parteilichkeiten vorkommen, so ist der Eingeber unter die Zahl der unbrauchbaren Mitglieder zu rechnen, wird also auch eine dem gemäße Behandlung zu erwarten haben. Wenn aber dergleichen Subjecte nicht augenblicklich auszumerzen, so wird demungeachtet den resp. Departements-Chefs aufgegeben, jederzeit nach Pflicht und Gewissen und dem von ihnen

geleisteten Eide getreu zu verfahren, sich der Geschäfte mit Eifer und Thätigkeit anzunehmen und unermüdet darauf zu passen, daß ein Gleiches von ihren Untergebenen geschehe, so daß alles vom Obern zum Niedern wie eine Kette an einander hänge und in einander greife. — Der Staat ist nicht reich genug, um unthätige und müßige Glieder zu besolden. Wer sich also dessen schuldig macht, wird ausgestoßen und sind hierzu keine große Umstände und Proceduren nothwendig, sobald die Sache ihre Richtigkeit hat. Denn der richtige und thätige Geschäftsgang kann nicht eines unbrauchbaren oder unwissenden, unthätigen Individuums halber gehemmt werden, als wo Thätigkeit und Ordnung herrscht und wo das Recht eines jeden mit Unparteilichkeit entschieden wird. Daß dieses geschehe, darauf muß unermüdet gewacht und gehalten werden, und muß, wie schon erwähnt, der Obere seinen Untergebenen jederzeit im Auge haben, und ihm durchaus keine Winkelzüge oder die geringste Untreue ungeahndet durchgehen lassen. Wenn dieser Gang einmal recht eingeführt ist, so wird, wie ich hoffe und mit Gottes Hülfe, das Ganze gehörig zusammengehalten und verwaltet werden können. Auf dieses Alles werde ich mit größter Genauigkeit und Sorgfalt wachen, den redlichen und wackern Mann jederzeit hochschätzen und auszuzeichnen bemüht sein, sowie ich den, der seiner Schuldigkeit nicht gehörig nachlebt, dafür ansehen, und nach Maßgabe der Umstände mit Strenge, aber Gerechtigkeit zu bestrafen wissen werde. Berlin, den 23. Nov. 1797."

Friedrich Wilhelm III. schlug auch in der auswärtigen Politik einen ganz verschiednen Gang ein von dem seines Vaters. Während dieser im Westen, wie im Osten, in Holland und in Frankreich, wie in Polen kriegerisch eingeschritten war, beobachtete er ein entschieden friedliches System: er hielt die Neutralität des nördlichen Deutschlands, die durch den Basler Frieden 1795 bestimmt worden war, streng aufrecht. Selbst in dem Unglücksjahre der französischen Republik, dem Jahre 1799, wo die Oestreicher und Russen die Franzosen aus Italien herausdrängten, war Friedrich Wilhelm III. nicht zu vermögen, seinen gegen die Franzosen im Basler Frieden übernommenen Verbindlichkeiten uneingedenk zu werden. Er trat nicht zur Coalition von 1798 und soll damals einst, der Bestürmungen von Seiten Rußlands müde, ausgerufen haben: „Ich will neutral sein und bleiben und wenn Paul mich zum Kriege zwingt, so könnte es nur gegen ihn selbst sein.“ Im Jahre 1800, als die politische Windrose umsprang und die Coalition gegen England sich kehrte, suchte Rußland wieder Preußen ins Schlepptau zu nehmen. Paul beunruhigte nicht wenig das preußische Cabinet. Den Abend noch vor seinem Tode expedirte er eine Note an den Gesandten in Berlin, Baron Krüdener, darin er anzeigte, daß er das Kurfürstenthum Hannover für Napoleon bestimme und daß die geringste Weigerung von preußischer Seite einen Bruch und 80,000 Russen Preußen über den Hals bringen werde. Auf diese Depesche schrieb Graf Pahlen, das bekannte Hauptwerkzeug bei der Kata-

strophe des Kaisers, eigenhändig: „S. M. l'Empereur est indisposé et même se couchera aujourd-hui de meilleure heure." Den andern Morgen ging der Courier vom Tode Paul's nach Berlin ab. Trotz dem, daß die russische Partei damals schon sehr mächtig am Hofe war, begnügte man sich, durch Unterhandlungen und Tractate die Interessen Preußens sicher zu stellen. Daß dieser Weg so verderblich für Preußen wurde, ist nicht Friedrich Wilhelm's Schuld, es ist die Schuld seines Cabinets. Dieses Cabinet, an dessen Spitze freilich der König Haugwitz ließ, seine Unfähigkeit nicht erkennend, schwankte stets zwischen Rußland und Frankreich und verkannte es fortwährend, daß wohl eine kleine Mittelmacht, wie etwa Sardinien, mit Vortheil und Ehre zwischen zwei starken Nachbarn sich so behaupten kann, aber nicht eine Hauptmacht, die durchaus eine feste und selbstständige Politik haben muß, um eine Hauptmacht zu bleiben.

Preußen hatte allerdings im Jahre 1798, wo die zweite Coalition gegen Frankreich sich formirte, wieder einen großen Zeitpunkt ungenützt vorübergehen lassen. Mehrere bedeutende Stimmen haben diese große politische Unterlassungssünde gerügt. „Die preußische Monarchie, sagt Berenhorst, bleibt immer — nicht ein Land, das eine Armee, sondern eine Armee, die ein Land hat, in welchem sie gleichsam nur einquartiert steht. In dem gegen Rußland, Oestreich und Frankreich äußerst beschränktem Gebiete fehlt es

an Hülfsquellen aller Art. Schöne und herrliche Gelegenheit, große Thaten zu verrichten und Europa eine neue bessere Gestalt, seinem Gleichgewicht mehr Gleichgewicht zu geben, haben die beiden Friedrich Wilhelm II. u. III. versäumt. Dies geschah im Jahre 1790 auf dem Congresse zu Reichenbach. Im Jahre 1798, als ganz Belgien und die anstoßenden Provinzen im Aufruhr und das Heer der Directoren durch deren eigne Verworfenheit desorganisirt, fast vernichtet war und sie selbst keine Macht mehr hatten. Im Jahre 1799, als Paul I. 45,000 Mann hergeben und die Engländer in Holland landen wollten, oder auch als sie schon gelandet waren.“ „Das System des Gleichgewichts, sagen „die vertrauten Briefe,“ war seit der Theilung Polens, seit den Eroberungen Frankreichs und seit dem alles drückenden Seedespotismus der Engländer vernichtet rc. Preußen mußte also, wo alles nach Vergrößerung strebte, mit zulangen und seine Macht über die seiner geographischen Lage entsprechenden kleineren, benachbarten Staaten Sachsen, Hessen, Hannover und andere ausdehnen. Es hat 1799 dazu die beste Gelegenheit vorbei gehen lassen.“

„Fragt man: ob Preußen die englische oder französische Partei ergreifen solle? so werde ich für die letztere entscheiden.“

„Preußen kann, so wie Frankreich, nur daran gelegen sein, Englands Handelsmonopol zu vernichten, da dadurch alle Industrie und jede Entwickelung im Innern gehemmt und gelähmt wird. Ein gleiches

Interesse verbindet daher beide Nationen so lange, bis England falle."

„Auf der andern Seite muß beiden Staaten daran gelegen sein, sich gegen den Coloß im Norden anzustämmen, daß er den Süden nicht erdrücke."

„Friedrich Wilhelm III. mußte schon 1798 zu den Waffen greifen und seine ganze Armee mobil machen, Sachsen, Hessen und Hannover, so wie die Küsten der Ost- und Nordsee besetzen, jene Mächte aber innigst mit sich vereinigen."

„Preußen mußte Oestreich und Rußland mit Krieg bedrohen, England mit der Wegnahme Hannovers, um zu einem allgemeinen Frieden zu gelangen, der Frankreich seine Colonieen, seine Handlung, seine Marine wiedergab, Holland restituirte und seine Besetzung dieses Staats und die Wiedereinführung des Erbstatthalters zuließ."

„Frankreich würde mit beiden Händen diese Bedingungen angenommen haben."

„Wollten die Alliirten nicht, so verband Preußen seine 200,000 Mann mit den französischen Truppen, schloß den Engländern alle Häfen, vernichtete ihren Einfluß in den Hanseestädten und auf den Messen zu Leipzig, Frankfurt und Braunschweig, verkaufte ihnen weder Weizen noch Holz und nahm Hannover in Besitz."

„Unterdeß die Russen in Italien waren, nahm es Curland weg und schloß auch hier den Engländern die Häfen. Oestreich brachte es um Böhmen und Mähren und setzte sich in den Festungen dieser Provinzen fest."

„Auf diese Weise nahmen wir Theil an den französischen Eroberungen und unser verwöhntes Militair würde von den Franzosen das neue Kriegssystem gelernt haben.“

„Das unglückliche Neutralitätssystem ist die Frucht der Eifersucht zwischen dem Adel und dem dritten Stande. Der Adel wünschte theils aus Persönlichkeit, theils weil er seine rohen Producte theuer an die Engländer verkaufte, einen Krieg gegen Frankreich. Der dritte Stand, aus der industriösen und literarischen Classe bestehend, wünschte eine Allianz mit Frankreich. Die Regierung, stets von beiden Parteien angegangen, schlug den Mittelweg ein und blieb neutral.“

Die Politik des preußischen Cabinets brachte es um die Achtung in der öffentlichen Meinung. Sie war doppelzüngig, sie war falsch, sie war verächtlich: gerade das provocirte später Napoleon zu der rücksichtslosen Behandlung.

In dem Könige selbst lebte jederzeit der Geist der Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit, den ihm sein Großoheim kurz vor seinem Hingange eingeschärft hatte.

Friedrich Wilhelm III. hat seinem Biographen, dem Bischof Eylert in Potsdam, an einem Sommerabend des Jahres 1823 im Parke von Sanssouci selbst seine merkwürdige letzte Unterredung mit seinem Großoheim, Friedrich dem Großen, erzählt.

„Eben auf dieser Stelle hier, auf dieser Bank war es, wo ich ihn zum letztenmale sah und sprach.

Mich beglückte sein Wohlwollen, das in Zärtlichkeit überging. Er prüfte mich in den wissenschaftlichen Gegenständen, in welchen ich damals unterrichtet wurde, namentlich in der Geschichte und Mathematik. Ich mußte in französischer Sprache mit ihm reden, dann zog er aus der Tasche Lafontaine's Fabeln, von denen ich eine übersetzte. Zufällig war es gerade eine solche, die ich beim Informator eingeübt hatte und die mir geläufig war. Dies sagte ich, als er meine Fertigkeit lobte. Sein ernstes Gesicht erheiterte sich, er streichelte mir sanft die Wangen und setzte hinzu: „So ist's recht, lieber Fritz; nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie scheinen, was Du nicht bist; sei stets mehr, als Du scheinst!" Diese Ermahnung hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht und Verstellung und Lüge sind mir von Kindesbeinen an zuwider gewesen und geblieben.

Als mich Friedrich entließ, sprach er: „Nun Fritz, werde was Tüchtiges par excellence. Es wartet Großes auf Dich. Ich bin am Ende meiner Carriere und mein Tagewerk ist bald absolvirt. Ich fürchte, nach meinem Tode wirds pêle mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsstoffe und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt zu calmiren und zu exstirpiren. Die Massen fangen schon an, von unten auf zu drängen und wenn dies zum Ausbruch kommt, ist der Teufel los. Ich fürchte, Du wirst mal einen schweren, bösen Stand haben. Habilitire, rüste Dich, sei firm; denke an

mich. Wache über unsere Ehre und unsern Ruhm. Begehe keine Ungerechtigkeit; dulde aber auch keine!"

Unter solchen Aeußerungen war er in Sanssouci bis zum Ausgange gekommen, wo der Obelisk steht. „Sieh ihn an, sprach er zu mir. Schlank, aufstrebend und hoch und doch fest im Sturm und Ungewitter. Die Pyramide spricht zu Dir: „Ma force est ma droiture." Der Culminationspunkt, die höchste Spitze überschauet und krönet das Ganze; aber trägt nicht, sondern wird getragen von Allem, was unter ihr liegt, vorzüglich vom unsichtbaren, tief untergebauten Fundament. Das tragende Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es Dich liebe und Dir vertraue; darin nur allein kannst Du stark und glücklich sein." Er maß mich mit festem Blick von der Fußsohle bis zum Scheitel, reichte mir die Hand, küßte mich und entließ mich mit den Worten: „Vergiß diese Stunde nicht!" Ich habe sie nicht vergessen.

Bekannter, als diese erst durch Eylert mitgetheilte Unterredung ist eine kürzere, die Friedrich Wilhelm III. als noch mit dem Balle spielendes Kind mit seinem Oheim hatte, der ihm einst, weil der Ball immer und immer wieder auf seinen Schreibtisch niederfiel, denselben wegnahm, worauf der Knabe ihn mit den Worten reclamirte: „Wollen mir Ew. Maj. den Ball wiedergeben oder nicht?" Lächelnd gab ihn

Friedrich der Große mit den Worten: „Du wirst dir Schlesien nicht nehmen lassen."

---

4. Hof-, Civil- und Militair-Etat und diplomatisches Corps im Jahre 1800.

Unter Friedrich Wilhelm II. hatte sich die alte Einheit der Verwaltung, wie sie unter Friedrich dem Großen bestand, wieder in eine Vielherrschaft der Behörden und Beamten aufgelöst. Friedrich Wilhelm III. behielt dieses Beamtenheer seines Vaters bei. Folgendergestalt war am Ende des Jahrhunderts, im dritten Jahre der Regierung Friedrich Wilhelm's III. der preußische Hof-, Civil- und Militair-Etat zufolge des Staatskalenders fürs Jahr 1800 besetzt:

I. Hofstaat:

Noch bestanden, wie unter Friedrich dem Großen, neun Oberhofchargen.

1. Die erste Oberhofstelle, die des Oberkammerherrn, war seit dem Tode des Fürsten Sacken 1794 unbesetzt geblieben. Erst bei der Wiederherstellung der Monarchie im Jahre 1810 erhielt sie der Liebling des Königs, Fürst Wilhelm von

Friedrich Wilhelm III. schlug auch in der auswärtigen Politik einen ganz verschiednen Gang ein von dem seines Vaters. Während dieser im Westen, wie im Osten, in Holland und in Frankreich, wie in Polen kriegerisch eingeschritten war, beobachtete er ein entschieden friedliches System: er hielt die Neutralität des nördlichen Deutschlands, die durch den Basler Frieden 1795 bestimmt worden war, streng aufrecht. Selbst in dem Unglücksjahre der französischen Republik, dem Jahre 1799, wo die Oestreicher und Russen die Franzosen aus Italien herausdrängten, war Friedrich Wilhelm III. nicht zu vermögen, seinen gegen die Franzosen im Basler Frieden übernommenen Verbindlichkeiten uneingedenk zu werden. Er trat nicht zur Coalition von 1798 und soll damals einst, der Bestürmungen von Seiten Rußlands müde, ausgerufen haben: „Ich will neutral sein und bleiben und wenn Paul mich zum Kriege zwingt, so könnte es nur gegen ihn selbst sein.“ Im Jahre 1800, als die politische Windrose umsprang und die Coalition gegen England sich kehrte, suchte Rußland wieder Preußen ins Schlepptau zu nehmen. Paul beunruhigte nicht wenig das preußische Cabinet. Den Abend noch vor seinem Tode expedirte er eine Note an den Gesandten in Berlin, Baron Krüdener, darin er anzeigte, daß er das Kurfürstenthum Hannover für Napoleon bestimme und daß die geringste Weigerung von preußischer Seite einen Bruch und 80,000 Russen Preußen über den Hals bringen werde. Auf diese Depesche schrieb Graf Pahlen, das bekannte Hauptwerkzeug bei der Kata-

strophe des Kaisers, eigenhändig: „S. M. l'Empereur est indisposé et même se couchera aujourd-hui de meilleure heure.“ Den andern Morgen ging der Courier vom Tode Paul's nach Berlin ab. Trotz dem, daß die russische Partei damals schon sehr mächtig am Hofe war, begnügte man sich, durch Unterhandlungen und Tractate die Interessen Preußens sicher zu stellen. Daß dieser Weg so verderblich für Preußen wurde, ist nicht Friedrich Wilhelm's Schuld, es ist die Schuld seines Cabinets. Dieses Cabinet, an dessen Spitze freilich der König Haugwitz ließ, seine Unfähigkeit nicht erkennend, schwankte stets zwischen Rußland und Frankreich und verkannte es fortwährend, daß wohl eine kleine Mittelmacht, wie etwa Sardinien, mit Vortheil und Ehre zwischen zwei starken Nachbarn sich so behaupten kann, aber nicht eine Hauptmacht, die durchaus eine feste und selbstständige Politik haben muß, um eine Hauptmacht zu bleiben.

Preußen hatte allerdings im Jahre 1798, wo die zweite Coalition gegen Frankreich sich formirte, wieder einen großen Zeitpunkt ungenützt vorübergehen lassen. Mehrere bedeutende Stimmen haben diese große politische Unterlassungssünde gerügt. „Die preußische Monarchie, sagt Berenhorst, bleibt immer — nicht ein Land, das eine Armee, sondern eine Armee, die ein Land hat, in welchem sie gleichsam nur einquartiert steht. In dem gegen Rußland, Oestreich und Frankreich äußerst beschränktem Gebiete fehlt es

an Hülfsquellen aller Art. Schöne und herrliche Gelegenheit, große Thaten zu verrichten und Europa eine neue bessere Gestalt, seinem Gleichgewicht mehr Gleichgewicht zu geben, haben die beiden Friedrich Wilhelm II. u. III. versäumt. Dies geschah im Jahre 1790 auf dem Congresse zu Reichenbach. Im Jahre 1798, als ganz Belgien und die anstoßenden Provinzen im Aufruhr und das Heer der Directoren durch deren eigne Verworfenheit desorganisirt, fast vernichtet war und sie selbst keine Macht mehr hatten. Im Jahre 1799, als Paul I. 45,000 Mann hergeben und die Engländer in Holland landen wollten, oder auch als sie schon gelandet waren." „Das System des Gleichgewichts, sagen „die vertrauten Briefe," war seit der Theilung Polens, seit den Eroberungen Frankreichs und seit dem alles drückenden Seedespotismus der Engländer vernichtet ꝛc. Preußen mußte also, wo alles nach Vergrößerung strebte, mit zulangen und seine Macht über die seiner geographischen Lage entsprechenden kleineren, benachbarten Staaten Sachsen, Hessen, Hannover und andere ausdehnen. Es hat 1799 dazu die beste Gelegenheit vorbei gehen lassen."

„Fragt man: ob Preußen die englische oder französische Partei ergreifen solle? so werde ich für die letztere entscheiden."

„Preußen kann, so wie Frankreich, nur daran gelegen sein, Englands Handelsmonopol zu vernichten, da dadurch alle Industrie und jede Entwickelung im Innern gehemmt und gelähmt wird. Ein gleiches

Interesse verbindet daher beide Nationen so lange, bis England falle."

„Auf der andern Seite muß beiden Staaten daran gelegen sein, sich gegen den Coloß im Norden anzustämmen, daß er den Süden nicht erdrücke."

„Friedrich Wilhelm III. mußte schon 1798 zu den Waffen greifen und seine ganze Armee mobil machen, Sachsen, Hessen und Hannover, so wie die Küsten der Ost- und Nordsee besetzen, jene Mächte aber innigst mit sich vereinigen."

„Preußen mußte Oestreich und Rußland mit Krieg bedrohen, England mit der Wegnahme Hannovers, um zu einem allgemeinen Frieden zu gelangen, der Frankreich seine Colonieen, seine Handlung, seine Marine wiedergab, Holland restituirte und seine Besetzung dieses Staats und die Wiedereinführung des Erbstatthalters zuließ."

„Frankreich würde mit beiden Händen diese Bedingungen angenommen haben."

„Wollten die Alliirten nicht, so verband Preußen seine 200,000 Mann mit den französischen Truppen, schloß den Engländern alle Häfen, vernichtete ihren Einfluß in den Hanseestädten und auf den Messen zu Leipzig, Frankfurt und Braunschweig, verkaufte ihnen weder Weizen noch Holz und nahm Hannover in Besitz."

„Unterdeß die Russen in Italien waren, nahm es Curland weg und schloß auch hier den Engländern die Häfen. Oestreich brachte es um Böhmen und Mähren und setzte sich in den Festungen dieser Provinzen fest."

„Auf diese Weise nahmen wir Theil an den französischen Eroberungen und unser verwöhntes Militair würde von den Franzosen das neue Kriegssystem gelernt haben.“

„Das unglückliche Neutralitätssystem ist die Frucht der Eifersucht zwischen dem Adel und dem dritten Stande. Der Adel wünschte theils aus Persönlichkeit, theils weil er seine rohen Producte theuer an die Engländer verkaufte, einen Krieg gegen Frankreich. Der dritte Stand, aus der industriösen und literarischen Classe bestehend, wünschte eine Allianz mit Frankreich. Die Regierung, stets von beiden Parteien angegangen, schlug den Mittelweg ein und blieb neutral.“

Die Politik des preußischen Cabinets brachte es um die Achtung in der öffentlichen Meinung. Sie war doppelzüngig, sie war falsch, sie war verächtlich: gerade das provocirte später Napoleon zu der rücksichtslosen Behandlung.

In dem Könige selbst lebte jederzeit der Geist der Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit, den ihm sein Großoheim kurz vor seinem Hingange eingeschärft hatte.

Friedrich Wilhelm III. hat seinem Biographen, dem Bischof Eylert in Potsdam, an einem Sommerabend des Jahres 1823 im Parke von Sanssouci selbst seine merkwürdige letzte Unterredung mit seinem Großoheim, Friedrich dem Großen, erzählt.

„Eben auf dieser Stelle hier, auf dieser Bank war es, wo ich ihn zum letztenmale sah und sprach.

Mich beglückte sein Wohlwollen, das in Zärtlichkeit überging. Er prüfte mich in den wissenschaftlichen Gegenständen, in welchen ich damals unterrichtet wurde, namentlich in der Geschichte und Mathematik. Ich mußte in französischer Sprache mit ihm reden, dann zog er aus der Tasche Lafontaine's Fabeln, von denen ich eine übersetzte. Zufällig war es gerade eine solche, die ich beim Informator eingeübt hatte und die mir geläufig war. Dies sagte ich, als er meine Fertigkeit lobte. Sein ernstes Gesicht erheiterte sich, er streichelte mir sanft die Wangen und setzte hinzu: „So ist's recht, lieber Fritz; nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie scheinen, was Du nicht bist; sei stets mehr, als Du scheinst!" Diese Ermahnung hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht und Verstellung und Lüge sind mir von Kindesbeinen an zuwider gewesen und geblieben.

Als mich Friedrich entließ, sprach er: „Nun Fritz, werde was Tüchtiges par excellence. Es wartet Großes auf Dich. Ich bin am Ende meiner Carriere und mein Tagewerk ist bald absolvirt. Ich fürchte, nach meinem Tode wirds pêle mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsstoffe und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt zu calmiren und zu exstirpiren. Die Massen fangen schon an, von unten auf zu drängen und wenn dies zum Ausbruch kommt, ist der Teufel los. Ich fürchte, Du wirst mal einen schweren, bösen Stand haben. Habilitire, rüste Dich, sei firm; denke an

mich. Wache über unsere Ehre und unsern Ruhm. Begehe keine Ungerechtigkeit; dulde aber auch keine!“

Unter solchen Aeußerungen war er in Sanssouci bis zum Ausgange gekommen, wo der Obelisk steht. „Sieh ihn an, sprach er zu mir. Schlank, aufstrebend und hoch und doch fest im Sturm und Ungewitter. Die Pyramide spricht zu Dir: „Ma force est ma droiture.“ Der Culminationspunkt, die höchste Spitze überschauet und krönet das Ganze; aber trägt nicht, sondern wird getragen von Allem, was unter ihr liegt, vorzüglich vom unsichtbaren, tief untergebauten Fundament. Das tragende Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es Dich liebe und Dir vertraue; darin nur allein kannst Du stark und glücklich sein.“ Er maß mich mit festem Blick von der Fußsohle bis zum Scheitel, reichte mir die Hand, küßte mich und entließ mich mit den Worten: „Vergiß diese Stunde nicht!“ Ich habe sie nicht vergessen.

Bekannter, als diese erst durch Eylert mitgetheilte Unterredung ist eine kürzere, die Friedrich Wilhelm III. als noch mit dem Balle spielendes Kind mit seinem Oheim hatte, der ihm einst, weil der Ball immer und immer wieder auf seinen Schreibtisch niederfiel, denselben wegnahm, worauf der Knabe ihn mit den Worten reclamirte: „Wollen mir Ew. Maj. den Ball wiedergeben oder nicht?“ Lächelnd gab ihn

Friedrich der Große mit den Worten: „Du wirst der Schlesien nicht nehmen lassen."

---

4. Hof-, Civil- und Militair-Etat und diplomatisches Corps im Jahre 1800.

Unter Friedrich Wilhelm II. hatte sich die alte Einheit der Verwaltung, wie sie unter Friedrich dem Großen bestand, wieder in eine Vielherrschaft der Behörden und Beamten aufgelöst. Friedrich Wilhelm III. behielt dieses Beamtenheer seines Vaters bei. Folgendergestalt war am Ende des Jahrhunderts, im dritten Jahre der Regierung Friedrich Wilhelm's III. der preußische Hof-, Civil- und Militair-Etat zufolge des Staatskalenders fürs Jahr 1800 besetzt:

I. Hofstaat:

Noch bestanden, wie unter Friedrich dem Großen, neun Oberhofchargen.

1. Die erste Oberhofstelle, die des Oberkammerherrn, war seit dem Tode des Fürsten Sacken 1794 unbesetzt geblieben. Erst bei der Wiederherstellung der Monarchie im Jahre 1810 erhielt sie der Liebling des Königs, Fürst Wilhelm von

Wittgenstein, geboren 1770, der seit dem Jahre 1795 Oberhofmeister der verwittweten Königin, dann seit 1805 Gesandter an den hessischen Höfen und in Fulda bei Nassau-Oranien gewesen war. Durch seine Hände gingen die Geldgeschäfte mit dem Kurfürsten von Hessen und Hamburger Häusern, um Preußen nach 1807 zu den an Frankreich zu zahlenden Geldern zu verhelfen: ein in diesen Angelegenheiten von Stein an den Fürsten geschriebener Brief ward Veranlassung zu Stein's Acht. Im französischen Trouble ward Wittgenstein 1808 wegen angeblicher Giftmischerei für Napoleon in Bayonne, zu Hamburg eine Zeit lang verhaftet. 1810, als Friedrich Wilhelm von Königsberg den Hof wieder nach Berlin versetzt hatte, stellte er ihn an die Spitze desselben. Er lebte als Haupt der preußischen Aristokratie und der preußischen Reaction, die zuletzt selbst den Fürsten Hardenberg übermochte, den er an Stein's Stelle ins Ministerium gebracht hatte, noch im Jahre 1850 und zwar unvermählt.

Beim Tode Friedrich Wilhelm's II. 1797 waren statt 60 Kammerherren, die 1786 Friedrich der Große hinterlassen hatte, 210 Kammerherren übernommen worden. Im Jahre 1805 waren 260.

2. Die zweite Obercharge, die des Obermarschalls, bekleidete seit 1795 Graf Friedrich Werner von Podewils, Exc., Sohn des Cabinetsministers und ein sehr reicher Herr, früher 1786 bis 1790 Gesandter in Wien, der 1804, dreiundsechzig Jahre alt, unvermählt starb. Er war der Nachfolger

von Graf August Dönhoff-Friedrichstein, dem Enkel des Stifters des Hauses Dönhoff-Friedrichstein, der den Utrechter Frieden geschlossen hatte, Otto Magnus. Ihn hatte Friedrich Wilhelm II. gleich nach der Thronbesteigung ernannt. Er starb, vermählt mit der Erbtochter des Kammerdirectors Baron du Rosey zu Königsberg 1803, einundsechzig Jahre alt. Er war früher Gesandter in Stockholm gewesen und ward 1786 zugleich zum Minister ernannt. Später nach dem Pariser Frieden erhielt die Ober-marschall-Stelle Graf August von der Goltz, von der 1786 gegraften Linie Clausdorf in Westpreußen, früher Gesandter in Polen, Dänemark, Schweden und Rußland, derselbe, der in der Unglückszeit nach Jena unter Stein, Altenstein und Hardenberg das Ministerium des Auswärtigen geführt hatte. Er erhielt zugleich die Stelle als Bundestagsgesandter in Frankfurt, die er bis 1824 bekleidete und starb 1832. Ein großer Diplomat war Goltz nicht. Stein schrieb 1809 an Gneisenau: „Trauen Ew. H. doch nie der Schwäche, G. G. ist der Wiederhall seiner Umgebungen, sein Benehmen in Erfurt und Berlin war gar zu erbärmlich, er ist schlechterdings unfähig, eine große Situation zu bestehen. Spannen Sie nicht zusammen mit ihm, das wäre Pegasus und eine Rosinante, gut genug zum Reitpferd für den seichten, eitlen, pfiffigen, bebänderten N—r (Nagler, Nachfolger von Goltz als Bundestagsgesandter, der Postchef, als böses Princip in Preußen Haugwitz redivivus).

3. Die dritte Obercharge, die des Oberstallmeisters, hatte im Jahre 1800 Graf Carl von Lindenau, Exc., auf Glinecke bei Berlin und Machern bei Leipzig, ein Sohn des ersten Grafen und sächsischen Oberstallmeisters, ein Mann, der unter Friedrich Wilhelm II., bei dem er sehr wohl stand, ungeheure Summen für den Stall hatte aufgehen lassen, sehr reich war und erst 1842 ohne Söhne starb.

4. Folgte der Grand maitre de la garderobe Graf Johann Eustachius von Schlitz-Görz, Exc., der alte Diplomat, der unter Friedrich dem Großen Gesandter in München und Petersburg gewesen war, er war zugleich Minister. Görz erhielt 1790 den schwarzen Adlerorden, ging 1797 – 1799 als Gesandter auf den Rastatter Friedenscongreß und erschien dann noch einmal „als altmodisches Petrefact“ auf dem Regensburger Reichstage 1803, wo Deutschland getheilt wurde und Preußen das Meiste zufiel. Görz blieb bis 1806 Gesandter am deutschen Reichstag, ging 1807 ab und starb zu Regensburg 1821, vierundachtzig Jahre alt.

5. Die fünfte Obercharge war der Oberjägermeister, Friedrich Wilhelm, seit 1786 erster Graf von Arnim zu Boitzenburg, Exc., ebenfalls zugleich bis 1798, wo er den Abschied nahm, Minister, Chef des Forstdepartements im Generaldirectorium. Er starb 1801, zweiundsechzig Jahre alt, und ist der Großvater des Ministers des Aeußern in den Sturmtagen vom Jahre 1848, des Grafen Adolf Arnim. Die Gemahlin des Oberjägermeisters war die Schwester

der Gemahlin des Staatskanzlers Stein, eine Gräfin Wallmoden, Tochter des Feldmarschalls, der der natürliche Sohn König Georg's II. von England und der Gräfin Wallmoden-Yarmouth war. 1805 fungirte Graf Moltke als Oberjägermeister.

6. Die sechste, die Oberschenkenstelle, war seit 1796 ebenfalls unbesetzt geblieben. 1805 fungirte Ferdinand Graf Reale von einer 1750 unter Friedrich dem Großen gegraften, jetzt im Mannesstamm erloschenen Familie, von der einer 1748 holländischer Gesandter in Berlin war.

7. Die siebente Stelle bekleidete 1800 der Hofmarschall Valentin von Massow auf Steinhöfel, Intendant der königl. Schlösser und Gärten. Massow spielte in der ganzen ersten Zeit der Regierung Friedrich Wilhelm's III. als Hofmarschall eine große Figur, gab glänzende Feste in seinem Hause unter den Linden und ward erst, als der Hof von Königsberg zurückkehrte, entlassen: er zog sich auf sein Gut Steinhöfel zurück. Wahrscheinlich ist er es, den Stein in einem Bericht an den König wenige Tage vor seinem Abgang, vom 22. November 1808, also aufgeführt hatte: „Der .... ist berüchtigt wegen seiner Absichtlichkeit, seiner Habsucht, die sich auf mancherlei Art äußert, er ist Invalide, sein ganzes Aeußere eine Carricatur, wie kann ihm die Auswahl und die Aufsicht über die königliche Dienerschaft anvertraut bleiben? Man entferne diese Menschen." Massow war Schwiegersohn des reichen Ministers Grafen Blumenthal.

8. Folgte der Schloßhauptmann: August Heinrich Graf von Wartensleben. Endlich

9. General-Director der Schauspiele war Baron C. Fr. L. von der Recke, Bruder des Justizministers.

Unter ihm fungirten vier Intendanten, darunter der Intendant der Musik Herr Jean Pierre Duport und der ehemalige Reisemarschall der Gräfin Lichtenau, Herr Filistri de Caramondani, Intendant des spectacles und Hofpoet.

Königliche Kapelle.

Kapellmeister:

Herr Vincenz Righini, früher Kapellmeister in Mainz, seit 1793 in Berlin, Componist der Oper Armide, gestorben 1812.

Herr Himmel, Componist der Oper Fanchon, gestorben 1814.

Concertmeister:

Herr Joseph Benda und noch zwei.

Sängerinnen bei der großen Oper: fünf.

Madame Marchetti Fantozzi.
" Schick.
" Righini.
" Burnat.
Mademoiselle Schmaltz.

Sänger bei der großen Oper: neun.

Herr Concialini, Soprano.
" Tombolini, "
" Tosoni, Altist.
" Fantozzi, Tenore.
" Fischer, Bassist.

Herr Franz, Bassist.
" Hurka.
" Grassi, in Italien.
" Coli.
Sängerinnen bei der komischen Oper: zwei.
Madame Liberati.
" Benati.
Sänger bei der komischen Oper: vier.
Herr Liberati.
" Benati.
" Cosimi.
" Lamperti.
Violinisten: einundzwanzig, darunter
Herr Benda.
Friedrich Benda.
Franz "
Bratschisten: fünf.
Violoncellisten: zehn, darunter Herr Duport der Jüngere.
Contrabässe: vier.
Flöttraversisten: drei.
Hautboisten: sechs.
Fagottisten: vier.
Waldhornisten: fünf.
Clarinettisten: drei.

Ballet:

Balletmeister: Herr Lanchery.
Solotänzer: Herr Telle und noch vier.
Solotänzerinnen: Mademoiselle Schulz (Auguste Schulsky) und noch sechs.

Sechzehn Figuranten.
Zwölf Figurantinnen.
Fünf Eleven und fünf Elevinnen der Tanzschule.

Königliches National-Theater.

General-Direction:

Heinrich Ludwig von Warsing, Geh. und Kammergerichts-Rath, Consulent in Justizsachen.

August Wilhelm Iffland, wirklicher Director.

Herr Fleck, Regisseur.

Personal:

Unter den fünfundvierzig Herren, Madames und Mademoiselles finden sich die Namen:

Herr und Madame Fleck.

Herr und Madame Unzelmann.

Demoiselle Eigensatz, die Geliebte von Gentz, die nach Wien ging, spätere Pedrillo und noch spätere Gräfin Herberstein.

Orkester:*)

Herr Weber, Musikdirector mit sechsundzwanzig Instrumentisten.

Neben dem Hofstaat des Königs bestanden noch die besonderen für die regierende und für die ver-

---

*) Der „mit Genehmigung der Preuß. Akademie der Wissenschaften herausgegebene Adreß-Kalender" bemerkt: S. 265 ist Orkester nicht etwa ein Druckfehler, sondern zur Belehrung desjenigen großen Theils des Publici, der Orchester unrichtig Orschester ausspricht in dieser Art abgedruckt.

Mich beglückte sein Wohlwollen, das in Zärtlichkeit überging. Er prüfte mich in den wissenschaftlichen Gegenständen, in welchen ich damals unterrichtet wurde, namentlich in der Geschichte und Mathematik. Ich mußte in französischer Sprache mit ihm reden, dann zog er aus der Tasche Lafontaine's Fabeln, von denen ich eine übersetzte. Zufällig war es gerade eine solche, die ich beim Informator eingeübt hatte und die mir geläufig war. Dies sagte ich, als er meine Fertigkeit lobte. Sein ernstes Gesicht erheiterte sich, er streichelte mir sanft die Wangen und setzte hinzu: „So ist's recht, lieber Fritz; nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie scheinen, was Du nicht bist; sei stets mehr, als Du scheinst!“ Diese Ermahnung hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht und Verstellung und Lüge sind mir von Kindesbeinen an zuwider gewesen und geblieben.

Als mich Friedrich entließ, sprach er: „Nun Fritz, werde was Tüchtiges par excellence. Es wartet Großes auf Dich. Ich bin am Ende meiner Carriere und mein Tagewerk ist bald absolvirt. Ich fürchte, nach meinem Tode wirds pêle mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsstoffe und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt zu calmiren und zu exstirpiren. Die Massen fangen schon an, von unten auf zu drängen und wenn dies zum Ausbruch kommt, ist der Teufel los. Ich fürchte, Du wirst mal einen schweren, bösen Stand haben. Habilitire, rüste Dich, sei firm; denke an

mich. Wache über unsere Ehre und unsern Ruhm. Begehe keine Ungerechtigkeit; dulde aber auch keine!“

Unter solchen Aeußerungen war er in Sanssouci bis zum Ausgange gekommen, wo der Obelisk steht. „Sieh ihn an, sprach er zu mir. Schlank, aufstrebend und hoch und doch fest im Sturm und Ungewitter. Die Pyramide spricht zu Dir: „Ma force est ma droiture.“ Der Culminationspunkt, die höchste Spitze überschauet und krönet das Ganze; aber trägt nicht, sondern wird getragen von Allem, was unter ihr liegt, vorzüglich vom unsichtbaren, tief untergebauten Fundament. Das tragende Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es Dich liebe und Dir vertraue; darin nur allein kannst Du stark und glücklich sein.“ Er maß mich mit festem Blick von der Fußsohle bis zum Scheitel, reichte mir die Hand, küßte mich und entließ mich mit den Worten: „Vergiß diese Stunde nicht!“ Ich habe sie nicht vergessen.

Bekannter, als diese erst durch Eylert mitgetheilte Unterredung ist eine kürzere, die Friedrich Wilhelm III. als noch mit dem Balle spielendes Kind mit seinem Oheim hatte, der ihm einst, weil der Ball immer und immer wieder auf seinen Schreibtisch niederfiel, denselben wegnahm, worauf der Knabe ihn mit den Worten reclamirte: „Wollen mir Ew. Maj. den Ball wiedergeben oder nicht?“ Lächelnd gab ihn

Geheimen Cabinetsrath Mencken neueingerichtete Cabinet. Mencken resignirte im Jahre 1800 wegen Kränklichkeit und starb, erst neunundvierzigjährig, 1801. An seine Stelle empfahl er den Kammergerichtsrath Carl Friedrich Beyme, geboren 1765 zu Königsberg in der Neumark, und dieser ließ sich Lombard als zweiten Cabinetsrath beiordnen.

„Der König fragte Mencken, berichten die vertrauten Briefe, wen er an seine Stelle zu setzen für fähig hielte. Er nannte drei Personen. Der König fragte, wer der Rechtschaffenste unter diesen sei. Mencken sagte Beyme und so wurde dieser Cabinetsrath.“

„Beyme war auf der Universität zu Halle als ein Mensch von Kopf und Talenten bekannt; er war damals schon ein Verehrer des Demokratism und wie er während der vorigen Regierung seine Carriere beim Kammergericht machte, da gehörte er zu der Oppositionspartei und war mit Mencken von der französischen Revolution enthusiasmirt. Er heirathete eine reiche Frau, die sein Glück begründete, weßhalb die Dankbarkeit ihn zu ihrem Sclaven machte und die daher Einfluß auf ihn erhielt.“

„Man hält ihn durchgehends für einen talentvollen, energischen Mann, der besonders fest in seinen Grundsätzen ist und ein herrliches Gemüth besitzt. Er blieb stets der Freund seiner Freunde und dies erstreckt sich sogar auf die akademischen Brüder, die so mancher andere im Strudel des bürgerlichen Geschäftslebens zu vergessen pflegt.“

„Für seinen jetzigen Posten paßt er nur deshalb nicht, weil er zu sehr an der juristischen Form kleben und alle Sachen durch die Brille des Landrechts ansehen wird. Gewiß ist, daß er einen großen Einfluß erhalten und der König sich ihm ganz hingeben wird, denn sein Vortrag ist blühend, alles umfassend, daher überzeugend; seine Motiven sind stets aus der Rechtlichkeit entlehnt, die so ganz das reine Herz des Königs durchglüht."

„Beyme muß nach seinen Grundsätzen den Adel und alle Ausflüsse der Feudalaristokratie hassen; er wird auf ihre Vernichtung hinwirken. Er kann nicht anders als für das französische System sein."

Diese Voraussetzungen gingen in Erfüllung: Beyme mit seinem freisinnigen bürgerlichen Liberalismus erhielt sich in der Gunst des Königs bis in die Zeiten der Regeneration unter Stein und Hardenberg; sein Freisinn hatte aber noch mehr den altpreußischen Zuschnitt. Von Eitelkeit soll er nicht frei gewesen sein, doch verschmähte er es lange, sich adeln zu lassen und den Adel, mit dem ihn der König beschenken wollte, soll er lange ausdrücklich ausgeschlagen haben, obgleich er von Haus aus vermögend war und während seiner Amtsführung noch größeres Vermögen erworben hatte, da ihm beträchtliche Geschenke gemacht wurden von Personen, die, wie die Galerie preußischer Charaktere sagt, „wenn sie es einmal wagten, ihn zu beschenken, nicht zurückgewiesen und was damit einerlei ist, vor den Kopf gestoßen werden konnten." Beyme

war im Umgang ein jovialer Mann, der gern unter Freunden vergnügt war, aber diese Freunde waren nur seine Verwandten und Jugendgenossen; mit anderer Gesellschaft, namentlich der von Gelehrten und Künstlern, die seinen Gesichtskreis erweitern und sein Urtheil hätte schärfen können, befaßte er sich nicht, die Jurisprudenz war seine ausschließliche Wissenschaft. Dem Ritter Lang erschien er als „ein etwas seichter Schwätzer.“ Aeußerlich machte er durch seine großen hervortretenden schwarzen Augen eine markirte Erscheinung.

Die dem Portefeuille Hardenberg's entflossenen Mémoires d'un homme d'état schildern Beyme, von der Seite, wie ihn die liberale Aristokratie beurtheilte: „Beyme ward, sagen sie, nach dem Regierungsantritt des Königs aus dem Justizfach herbeigezogen. Er war ein guter Jurist, aber ein schlechter Politikus. Er haßte den Adel, der ihn haßte, er neigte nach den revolutionairen Ideen. Da er bald der einzige Cabinetsrath war, sah er, daß er nicht Alles allein verrichten könne und stützte sich auf Lombard, welcher Cabinetssecretair war. Er ließ ihn zum zweiten Cabinetsrath ernennen. So kamen alle inneren und äußeren Angelegenheiten in ihre Hände und sie wurden unumschränkte Herren derselben: denn da nach dem Geschäftsgang sie allein dem König die Vorlagen aus den verschiedenen Ministerien zu machen hatten, unterdrückten, verstümmelten, und verfälschten sie dieselben nach ihrem Belieben. Wenn sie aber so aus Unwißenheit, Faulheit oder Bestechlichkeit die Staatsinteressen vernachlässigten, ver-

nachlässigten sie, wie Alles zeugte, keineswegs ihre eigenen Interessen. Beyme lebte seines Theils zurückgezogen und affektirte die Art von Grobheit, die Freimüthigkeit und gestrenge Haltung heuchelt; Lombard im Gegentheil war leichtsinnig und umgänglich." Ganz ähnlich urtheilte auch Stein, sein großer und großartiger Rival über Beyme, auch ihm war der bürgerlich-beschränkte Cabinetsrath gar nicht anständig und er überwarf sich später aufs Ernstlichste mit ihm, obwohl ihm eigentlich Beyme gewissermaßen das Ministerportefeuille verschafft hatte. Beyme ward 1808 Großkanzler unter dem auf Stein's Staatskanzelariat folgenden anderthalbjährigen Ministerium Altenstein. Pertz im Leben Stein's schreibt über die damalige Amtsführung Beyme's: „Am wenigsten geschah im Justizministerio. Der Großkanzler Beyme liebte es zwar um sich zu greifen, sich in alle Sachen zu mischen, mit Rescripten Processe und Executionen zu hemmen, der Gesetzgebung in den zur Staatswirthschaft gehörigen Sachen, Gemeinheitstheilungen, Hut- und Weidegerechtigkeiten in den Weg zu treten, rechtlich verurtheilten Beamten Begnadigung auszuwirken — aber wesentliche Verbesserungen wurden nicht vorgenommen, alles Alte galt für höchst vollkommen. Beyme hielt sich an den Minister des Aeusseren Goltz und an Altenstein und Nagler (Altenstein's Schwager, den nachherigen Bundestagsgesandten und Postchef) in der Hoffnung, mit ihrer Hülfe den Grafen Dohna (den Minister des Innern) aus dem Sattel zu heben, erster Minister zu werden. Der dem Alten so zugethane Beyme

wurde aber in einem Stücke aber doch ein Neuer: er überwand seinen Adelsabscheu, er ward 1816 gegraft. Er trat 1819 aus dem Staatsdienst und privatisirte auf seinem Schlosse Steglitz bei Berlin. Sein einziger Sohn starb jung. Auf Lombard komme ich unten mit Mehrerem zurück.

2. Die zweite Staatsbehörde war **der Geheime Staatsrath**. Er war ebenfalls durch den Geheimen Cabinetsrath Mencken neu eingerichtet oder vielmehr gestiftet worden.

„Mencken, berichten die vertrauten Briefe, ordnete durch das Cabinet dem Könige einen vorher nicht vorhanden gewesenen Staatsrath bei. Es wurden förmlich Cabinetssitzungen gehalten; es gab hier ein Civil-, Militair- und auswärtiges Departement, ein Journal, eine Registratur und allen Anhang eines Collegiums. Jede neue Auflage, jede königliche Etatserhöhung und extraordinaire Ausgabe, jede Domainen-, Pachts- Contracts-Confirmation, die Besetzung der Civilstellen bis zum Rath, jede bedeutende Sache im Innern der Staatsverwaltung mußte dem König angezeigt werden und wurde im Cabinet, dessen Präsident er war, vorgetragen und entschieden.“

„Der Cabinetsrath Mencken war nach der neuen Organisation eigentlich einziger Minister des Innern, ohne Repräsentation, im Gewande eines schlichten Bürgers. Die Minister waren nur seine Instrumente. Die Cabinetsräthe standen nur dem äußeren Schein noch den Ministern nach, in der Wirklichkeit aber im Hintergrunde gaben sie ihnen,

unter der Aegide der königlichen Auctorität Befehle, ohne dafür verantwortlich zu sein. Von diesem Augenblicke war es um die Auctorität des Staatsraths, des General-Directorii und des Adels geschehen."

„Der expedirende Rath in auswärtigen Angelegenheiten (Lombard) war der Minister der auswärtigen Angelegenheiten."

Auf das Militair hatte diese neue Einrichtung noch keinen solchen Einfluß, wie auf die übrigen Stände, da ein Staabsoffizier dessen Angelegenheiten im Cabinet betrieb, wozu Herr von Zastrow bestimmt war."

Dieser Friedrich Wilhelm v. Zastrow, General-Adjutant neben Köckeritz, wurde später als Diplomat an Napoleon und Lord Hutchinson 1806 geschickt, und negotiirte in beiden Missionen sehr ungeschickt. Er ward noch 1810 von Stein als ein Mann des alten Schlendrians, der alten Mißbräuche, vom gefährlichen Schlage der Intriguanten, Pfiffigen und Platten, wie Nagler, der nachherige Bundestags- und Postchef stigmatisirt, die „einzusperren und in entlegene Winkel zu verweisen" wären: er hatte 1807 an Scharnhorst's Stelle Kriegsminister zu werden gehofft. Zastrow und der berüchtigte Geheime Rath Ephraim, ein Nachkomme des Hofjuden Ephraim unter Friedrich dem Großen, der in allen Antichambren, deutschen und französischen, betroffen wurde, „dieser gefährliche Mensch," wie ihn Stein nannte, dem er dem König rieth mit der Festung drohen zu lassen — diese intriguirten durch Köckeritz, um den Franzosen, die wo möglich alles forderten, wo möglich

alles zu bewilligen. Zastrow stand zu den Voß, Kalkreuth, Hatzfeld u. s. w.

Den Geheimen Staatsrath bildeten einundzwanzig Personen. Es gehörte dazu:

1—3: Die drei Cabinetsminister, die Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

4—11: Die acht Minister des Finanz-Departements, des s. g. General-Directoriums,

12—16: Die fünf Minister des Justiz-Departements.

Zu diesen sechzehn Ministern kamen noch:

17: Graf Hoym, der dirigirende Minister in Schlesien.

18: Graf Christian Dönhoff, der dirigirende Minister in Preußen.

19: Freiherr von Hardenberg, der dirigirende Minister in Anspach und Baireuth, der spätere Staatskanzler und Fürst.

20: Der Grand maître de la garderobe, Graf Görz und endlich:

21: Der noch von Friedrich Wilhelm II. zuletzt ernannte Staatsminister von Bugenhagen, der, dem die zuletzt wieder eingeführte Tabakspacht untergeben worden war.

Der älteste Minister im Staatsrath war der alte Graf Carl Wilhelm Fink von Finkenstein, der schon seit 1749 eingeführt war. Er starb schon zu Anfang des Jahres 1800, sechsundachtzigjährig, nachdem er noch das Jahr zuvor das Jubelfest seines funfzigjährigen Staatsministeriums gefeiert hatte.

Als „Wirkliche Geheime Staatsminister," die nicht im Staatsrathe eingeführt waren, werden im Staatskalender aufs Jahr 1800 noch sechs angeführt:

1. Der Marquis Lucchesini, der als Diplomat verwendet ward und als Inhaber des wichtigsten Gesandschaftspostens, den der Staat damals zu vergeben hatte, des Pariser, für Preußen verhängnißvoll genug wurde — ich komme unten auf ihn mit Mehrerem zurück.

2—4: Die drei ostpreußischen Minister: der General und seit der große Fournée von 1786 erste Graf Friedrich Gottfried von der Gröben Graf Carl Friedrich Finkenstein, Sohn des Cabinetsministers Carl Wilhelm, und von Ostau.

5. Der südpreußische Minister von Buchholz und

6. Der schlesische Graf Joachim Carl Maltzahn, Obererbkämmerer von Schlesien, früher Gesandter in London.

3. Die dritte Staatsbehörde war das Cabinetsministerium, das Ministerium für die auswärtigen Angelegenheiten. Aufgeführt ist im Staatskalender aufs Jahr 1800 noch nominell: 1) der alte Graf Finkenstein, der am 3. Januar 1800 starb und neben ihm:

2) Graf Philipp Carl von Alvensleben, ein geborner Hannoveraner, früher Gesandter in Dresden, in Paris, im Haag und in London, Cabinetsminister seit 1791, gegraft 1801 und gestorben, fünfundsiebzig Jahr alt 1802 und

3) Graf Haugwitz.

Finkenstein und Alvensleben waren beide völlig unbedeutend. „Finkenstein, sagt die Charakteristik von Haugwitz in der Galerie preußischer Charaktere, Germanien 1808, „hatte durch beständiges Repräsentiren unter Friedrich II. alle Kraft zu denken verloren; Alvensleben, durch Genüsse aller Art erschöpft, heiterte seine sterbende Einbildungskraft lieber durch Lectüre von Ritterromanen auf, als durch ernsthafte Studien.“ Damit stimmt Lord Malmesbury in seinen Memoiren: „Finkenstein, sagt er, wurde wegen seines Alters geachtet, Alvensleben war der galant-homme von Berlin und ordnete alle Bälle und Soupers an.“

Graf Haugwitz, auf den ich unten zurückkomme, war der Minister, der den Haupteinfluß hatte, einen Einfluß, der für Preußen so besonders verhängnißvoll wurde.

4. Die vierte Staatsbehörde war das vielgegliederte Finanzdepartement. Es bestand aus einem Generaldirectorium für die allgemeinen Angelegenheiten und aus mehreren Fachdepartements. Im Generaldirectorium saßen acht dirigirende Minister:

1. Der alte, noch von Friedrich dem Großen her dienende Graf Joachim Christian von Blumenthal — aus der neuen erst 1786 gegraften preußischen Familie. Er war Oberaufseher über den königlichen Schatz, erhielt 1786 zugleich mit der Grafenwürde auch den schwarzen Adlerorden und starb 1800: er war ein reicher Herr, er hinterließ jeder seiner drei Töchter 300,000 Thaler. Einer seiner Schwiegersöhne

war der Hofmarschall von Massow. Das Geschlecht der Blumenthal ist noch blühend.

2. Der ebenfalls schon von Friedrich dem Großen 1771 angestellte General und seit 1786 erste Graf Friedrich Wilhelm von der Schulenburg-Kehnert. Die Linie von der er stammte, nannte sich von Kehnert, dem Stammgute bei Burg an der Elbe. Er hatte unter den Finanzministern den Haupteinfluß unter Friedrich Wilhelm III. Er war wie Zedlitz ein ganz eigentlicher Zögling Friedrich's des Großen und genoß wegen seiner Brauchbarkeit als Werkzeug zur Ausführung der Ideen desselben sein Wohlwollen in so hohem Grade, daß er beinahe unter der Last des Vertrauens erlag. Zuerst in der Armee angestellt, dann Landrath im Salzwedelschen Kreise, dann Vicedirector der Magdeburgischen Kriegs- und Domainenkammer ward er in einem Alter von neunundzwanzig Jahren schon dirigirender Minister beim Generaldirectorium. Beim Ausbruch des bairischen Erbfolgekriegs übertrug ihm Friedrich das Kriegs-Ministerium und die Disposition über die Kriegskassen, 1782 ward er an Görne's Stelle, der nach Spandau kam, Chef der Seehandlung, 1782 erhielt er den schwarzen Adlerorden. Von Friedrich Wilhelm II. ward er in der großen Fournée von 1786 in den Grafenstand erhoben, ohne daß dieser König ihm wohl wollte, weshalb er den Abschied nahm und auf seine Güter im Magdeburgischen sich zurückzog. Graf Alexander Friedrich Georg Schulenburg-Blumberg, sein Nachfolger, ein Schwiegersohn des alten Cabinetsministers

Carl Wilhelm Finkenstein, war unfähig, die Magazine waren, obgleich der Krieg drohte, schlecht gefüllt, er erschoß sich 16. Mai 1790. Nun rief der König den Grafen Schulenburg-Kehnert aus seinem Exile zurück und erhob ihn zum General-Lieutenant der Cavalerie und Präsidenten des neu organisirten Oberkriegscollegiums. Mai 1791 wurde er an Herzberg's Stelle Cabinetsminister und begleitete 1792 den König auf den französischen Feldzug, der in der Favorite zu Mainz entworfen, den Rückzug aus der Champagne zur Folge hatte. Das Wichtigste was unter seinem Cabinetsministerium geschah, war der Antrieb, den er zu der so unpolitischen zweiten Theilung von Polen gab. „Er, er allein, sagt sein Beurtheiler in der Galerie preußischer Charaktere, ist Schuld an dem Unglück, das den preußischen Staat seitdem gewissermaßen verfolgt hat." Auch mochte er wohl fühlen, daß er dem Posten des Auswärtigen nicht gewachsen sei, denn er gab ihn zu Anfang des Jahres 1793 auf, begnügte sich mit dem Kriegs-Ministerium und der Direction der Bank und Lotterie und zog sich wieder auf einige Monate auf seine Güter zurück. Ende 1793 kehrte er zur Armee am Rhein zurück und übernahm 1794 das Gouvernement von Frankfurt am Main. 1795, bald nach Abschluß des Basler Friedens bat er um seine Entlassung, erhielt sie aber nicht und verwaltete nun wieder das Bank- und Lotterie-Departement von seinen Gütern aus.

Als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg, ward er nach Berlin zurückberufen, er hatte schon lange das Ohr des Kronprinzen gehabt, erhielt die seit 1798 neu eingerichtete Stelle eines General-Controleurs der Finanzen und bemächtigte sich nun als solcher fast aller inneren Verwaltungszweige, er war zugleich noch Staats-Tresorier, Generalpostmeister, Chef der königlichen Bank und Director des Cassen-, Münz-, Stempel- und Lotterie-Departements. Dazu ernannte ihn der König 1798 noch zum General der Cavalerie. Er genoß das besondere Vorrecht unter allen übrigen Ministern allein dem König wöchentlich einmal direct, ohne Dazwischenkunft des Cabinetsraths Vortrag machen zu dürfen. Im Publikum nannte man das die Donnerstags-Conferenz und trug sich damit, daß Schulenburg den König als Chef der geheimen Polizei mit der chronique scandaleuse der Residenz mit allerlei Schwänken unterhalten und damit nur den agréable gemacht habe. Als im Jahre 1803 beim Reichsdeputationshauptschluß die reichliche Ernte für Preußen von den Tischen der sacularisirten Stiftern abfiel, erhielt er den Auftrag, die neu erworbenen Provinzen in Besitz zu nehmen und zu organisiren. Er ließ sich bei diesem Organisationsgeschäft eine der fettesten Pfründen des Stiftes Hildesheim, das reiche Kloster Ringelheim für seine unvergeßlichen Dienste schenken, berichtete auch nach der Zurückkunft von Hildesheim an der Tafel des Königs wieder von den Liebesabentheuern der katholischen Geistlichkeit in den neu erworbenen Provinzen. 1806 erhielt er den

Auftrag, das neu erworbene Hannover zu organisiren. Bei Ausbruch des Kriegs ward er zurückberufen, um an Möllendorf's Stelle als Gouverneur von Berlin angestellt zu werden. Nach der Katastrophe von Jena erließ er an die Bürgerschaft von Berlin das unvergeßliche Proclama: „Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht," auf das ich zurückkomme und flüchtete dann aus Berlin, indem er in Person den Schatz, die vorräthigen Gelder der Bank und Seehandlung und die übrigen Kostbarkeiten nach Königsberg escortirte. Das unvergeßliche Proclama brachte ihn um alle Achtung, er ward deshalb verabschiedet und trat nun als Staatsrath in westphälische Dienste. Er starb 1815 dreiundsiebzig Jahr alt.

Schulenburg-Kehnert war ein falscher, scheinheiliger, herz- und geistloser und dabei geiziger, übellauniger und gallsüchtiger Mann. Die Galerie der preußischen Charaktere nennt ihn einen nur im Korn- und Geldwucher sich glücklich fühlenden, von allen Idealen und allem wahren Adel verlassenen Feudal-Aristokraten. Nach der Schlacht von Eilau benutzte er den niedrigen Cours der Bank- und Seehandlungsobligationen und ließ durch jüdische Banquiers eine bedeutende Summe aufkaufen. Auch die „vertrauten Briefe" werfen ihm nächst seiner Liebe zu den Frauen vor, daß er durch die großen Entreprisen, die ihm der Staat überlassen, sich bedeutende Reichthümer aufgesammelt habe, namentlich habe er den reichen jüdischen Banquier Liebmann Meyer bei der Post und bei der Lotterie ungeheuer gewinnen lassen. Sein Hauptstreben ging

dahin, Haugwitz, seinen Nachfolger im Cabinetsministerium zu stürzen und dessen Stelle wieder einzunehmen. „Er war, schreibt der Lord Malmesbury in seinen Memoiren, listig genug sich populair zu machen, indem er that, als wäre er der patriotische preußische Minister und Haugwitz, Lucchesini und Hardenberg als Fremde behandelte. Als ihm das nicht gelang, zog er sich nach und nach zurück.“ Er starb mit seinen Reichthümern, ohne einen rechtmäßigen Erben männlichen Geschlechts zu hinterlassen: das Erbe und der Mann fiel an den Sohn seiner an den Grafen Friedrich August Carl Leopold Schwerin auf Wendisch Wilmersdorf verheirathete älteste Tochter Luise. Eine zweite Tochter war an Fürst Franz Ludwig Hatzfeld vermählt. Eine dritte, die schöne Minette, war eine Flamme des Prinzen Louis Ferdinand, der bei Saalfeld fiel.

3. Der dritte Minister des Generaldirectoriums war im Jahre 1800 Friedrich Anton, Freiherr von Heynitz, ein Name sehr guten Klanges in Preußen, ein Mann, den Friedrich der Große 1777 aus Sachsen berufen hatte und der nachher besonders Stein emporbrachte. Er war Chef des Departements von Westphalen und Neufchatel, des Berg- und Hüttendepartements, der Münzsachen, Oberberghauptmann und Curator der Akademie der Künste und erhielt 1790 den schwarzen Adlerorden. Er machte eines der angenehmsten Häuser in Berlin: seine Gemahlin war eine verwittwete Frau von Adelsheim geborene von Wrede. Er starb 1802. Sein Nach-

folger war Friedrich Wilhelm Graf Reden, ein Hannoveraner, berühmt als Gründer der Eisengießerei zu Berlin, gegraft durch Friedrich Wilhelm II. in der großen Fournée von 1786, gest. 1813 auf seinem Gute Buchwald in Schlesien.

4. Der vierte Minister war der alte Generalpostmeister Hans Ernst Dietrich von Werder, Chef des Departements der Kurmark, von Magdeburg, Mansfeld, Halberstadt, Hohenstein und Quedlinburg. Er war Herr von Rogäsen im Magdeburgischen und starb 1803. Sein Nachfolger war Friedrich Ludwig von Angern, gest. 1828 auf seinem Gute Süldorf im Magdeburgischen.

5. Otto Carl Friedrich von Voß, Bruder der Favoritin Friedrich Wilhelm's II., Chef des Departements der Neumark, Pommerns und Südpreußens, Schwiegersohn des Cabinetsministers Finkenstein. Er galt für einen sehr geizigen Mann, was er in Südpreußen bewies, das er abgeben mußte. Er ward später nach dem Tilsiter Unglück mit der Auseinandersetzung der französischen Forderungen beauftragt, stand deshalb in steter Verbindung mit französischen Generalen und Intendanten, glaubte beim Tafelhalten in gesellschaftlichem Ton mehr als im geschäftlichen wirken zu können und trat zuletzt an die Spitze der französischen Partei — wie Pertz im Leben Stein's sagt, an die Spitze der Anhänger des alten Systems, der Kalkreuth, Hatzfeld, Zastrow u. s. w., der Egoisten von Einfluß, die bei der nahen Räumung des Landes Anstellung und Einfluß wünschten. Herr

von Voß, sagt Pertz, war nach dem Urtheil von Männern, die ihm nahe gestanden haben, ein wohlwollender, sparsamer, dabei in außerordentlichen Fällen; für seine Verwandten sehr großmüthiger Edelmann in Geschäften sorgfältig, thätig, das Bild eines altpreußischen Ministers, der im Bestehenden allein das Heil des Landes suchte. Er mißbilligte laut die Maaßregeln Stein's. Sein Standpunkt war der des Privatrechts, er hatte als märkischer Gutsbesitzer die Ueberzeugung von der Unantastbarkeit der grundherrlichen Rechte, z. B. des Mühlzwangs; es entging ihm aber, daß diese Rechte ursprünglich auf verhältnißmäßigen Pflichten beruhen, deren Leistung in Abnahme gekommen war oder ganz aufgehört hatte u. s. w. Er rieth „alles Vertrauen könne man zu den Franzosen haben.“

6. Carl August von Struensee, Chef des Departements der Accise-, Zoll-, Salz-, Fabriken-, Manufactur- und Commerzsachen und der Seehandlungssocietät. Struensee geb. 1735 zu Halle, war der Bruder des berühmten unglücklichen dänischen Ministers, ein anerkannt rechtschaffner Mann und einer der gebildetsten preußischen Minister. Er war ein Parvenu aus der Bürgerreihe, früher Professor an der Ritterakademie in Liegnitz. Schon Friedrich der Große hatte ihn als einen talentvollen Mann erkannt und schnell emporgehoben, 1777 ward er Bankdirector in Elbing und 1782 nach Görne's Fall Kriegs- und Domainenrath und Director der Seehandlung unter Schulenburg-Kehnert. Er ward

schon ehe er 1791 Minister ward 1789 geadelt. Graf Mirabeau ertheilte ihm in seinem Werke über die preußische Monarchie die höchsten Lobsprüche. „Er war sehr liberal, sagen die „vertrauten Briefe" und nahm jeden Gebildeten, adelig oder nicht, gern an seinen Tisch; er wußte mehr, als er zu wissen schien und schmückte sich nicht mit fremden Federn." Aber, heißt es in der „Galerie preußischer Charaktere" von den preußischen Ministern, die zumeist zugleich Generale waren und mit Stiefeln und Sporen in den Staatsrath kamen, „nie konnte ein Struensee irgend eine Idee durchsetzen (wie erwiesen nützlich sie auch sein mochte) weil er nur in Schuhen und Strümpfen auftrat." Auch der Staatskanzler Stein, der nach Struensee's Tode 1804 (er starb neunundsechszig Jahr alt), sein Nachfolger wurde, giebt ihm in einem seiner Briefe das Lob eines kräftigen, einsichtsvollen und gutmüthigen Mannes, setzt aber hinzu: „denen revolutionären Grundsätzen als Deist, gelehrter Bürgerlicher nicht abgeneigt."

7. Der General Baron Friedrich Leopold von Schrötter, Chef des Departements von Preußen. Er stammte aus einer 1702 vom Kaiser Leopold baronisirten Familie in Preußen, die zu den begütertsten gehörte, war in Königsberg gebildet, früher Offizier und im Kriegscollegium angestellt und wie Johannes Müller von ihm rühmt, ein gebildeter und biederer Mann. Als der König nach dem Tilsiter Frieden, wo Stein als Staatskanzler an die Spitze trat, alle früheren Minister entließ, war Schrötter

der einzige, welcher blieb. Stein empfahl ihn noch bei seinem Abgang an den König mit den Worten: „Der Minister von Schrötter besitzt viel Betriebsamkeit, Geschäftserfahrung und Empfänglichkeit für liberale und größere Verwaltungsgrundsätze. Er hat dreiundfunfzig Jahre dem Staate gedient." Der König verlieh ihm darauf den schwarzen Adlerorden. Nach den „vertrauten Briefen" gehörte Schrötter mit zum Rosenkreuzerbunde und hatte einen Anstrich von Schwärmerei. Sein Aeußeres war rauh und abschreckend. Aber wer ihn genau kannte, lernte ihn schätzen. Er that alles zur Cultivirung der Domainen in Preußen und zu Abschaffung der Naturaldienste; im Cassenwesen hatte er die strengste Ordnung eingeführt, unter Stein wurden die neuen Gesetze der Reorganisation der Monarchie in seinem Departement ausgearbeitet.

8. Endlich der achte Minister war der General Baron Carl Franz von der Goltz, der Chef des Militairdepartements, der mit achtzehn Jahren schon bei Zorndorf den Orden pour le mérite erhalten hatte und früher Generalintendant gewesen war, gest. 1804.

Vom General-Directorium ressortirten das Ober-Collegium Medicum in Berlin, die Ober-Kriegs- und Domainen-Rechen-Kammer daselbst und sämmtliche Kriegs- und Domainen-Kammern in den Provinzen.

5. Die fünfte Staatsbehörde war das Justizdepartement. Das Justizministerium bildeten fünf Minister:

1) Der Nachfolger Graf Carmer's, Großkanzler Heinrich Julius von Goldbeck. Er stammte aus einem thüringischen Geschlechte, gehörte aber entschieden

zur anti-adeligen Partei. Minister war er seit 1789. Sein specielles Departement war das der Gesetzgebung, die Kurmark, Ost- und Westpreußen und die Accise- und Zollgerichte. Er erhielt 1803 den schwarzen Adlerorden und starb 1818, dreiundachtzig Jahre alt.

2) Freiherr Eberhard Friedrich Christian Ludwig von der Recke, der Chef des Obertribunals und Lehnsdepartements, Schwager des berühmten westphälischen Oberpräsidenten Vinke und 1814 Generalgouverneur von Sachsen mit General Gaudi, Vater des Dichters.

3) Eberhard Julius Wilhelm Ernst von Massow, Minister seit 1798, gestorben 1816, „ein ehrliches, abgemagertes, altes Männlein," wie ihn Lang in seinen Memoiren kurz nach seinem Amtsantritte nennt. Er war der Nachfolger des alten Wöllner, der im Laufe des Jahres 1800 kinderlos starb, als Chef des geistlichen Departements in lutherischen und katholischen Kirchen- und Schulsachen, zugleich Chef des Justizdepartements von Süd- und Neuostpreußen.

4) Friedrich Wilhelm Baron Thulemeyer, früher Gesandter im Haag, Chef des geistlichen Departements in reformirten Kirchen- und Schulsachen und des französischen Colonie-Departements.

5) Endlich als Chef des Criminaldepartements Albrecht Heinrich von Arnim, aus dem Hause Kröchelndorf, zugleich Chefpräsident des Berliner Kammergerichts.

Es gehörten zum Justizdepartement die Gesetzcommission unter dem Großkanzler von Goldbeck

und das Geheime Obertribunal zu Berlin unter dem Freiherrn von der Recke, dem Heinrich Dietrich Grolmann, Vater des Generals folgte, von einer alten Juristenfamilie aus der Mark, deren Stammvater Georg, Kaufmann und Rentmeister zu Bochum in Westphalen 1714 starb. Grolmann war unter den Adeligen von 1786, aber einer der Würdigsten derselben; er ward auch und zwar — was noch bei keiner Bürger- und auch keiner Adelsfamilie vorgekommen war, zugleich mit seinem Sohne Ritter des schwarzen Adlerordens — er starb 1840, fast neunundneunzig Jahre alt. (geb. 31. Dec. 1741, gest. im Oct. 1840.) Es ressortirten vom Justizdepartement alle Regierungen und Justizcollegien in den Provinzen.

6. 7. Die sechste Oberbehörde war das Lehnsdepartement unter dem Freiherrn von der Recke und die siebente das geistliche Departement unter dem reformirten geistlichen Minister von Thulemeyer und dem lutherischen von Massow. Von diesem Departement ressortirten das lutherische Ober-Consistorium und das Oberschulcollegium, beide unter von Massow, der auch Obercurator der Universitäten, Director der K. Bibliothek und Kunstkammer war und alle Provinzial-Consistorien.

8. Die achte Behörde war das Militairdepartement. Im Oberkriegscollegium war Präsident der Herzog von Braunschweig, der Manifesterlasser, Vicepräsident Möllendorf und die drei De-

partementsdirectoren waren die Generale Baron Carl Franz Goltz, Ernst Siegmund von Boyen und Jacob von Colong.

Unter diesen Ministerien standen die Provinzialbehörden:

1. Für Brandenburg bestand: die kurmärkische und die neumärkische Kriegs- und Domainenkammer zu Berlin unter den Präsidenten von Gerlach und von Schierstädt. Gerlach war einer von der schon 1435 in Rom durch Kaiser Sigismund in der Person eines Obersten geadelten Familie, die unter Friedrich Wilhelm IV. in drei Gliedern eine bedeutende Hofstellung noch einnimmt. Die Gemahlin des Generals Grolmann war eine Tochter des Kammerpräsidenten. Ferner: das Kammergericht zu Berlin, unter dem Minister Arnim als Chef-Präsidenten, von Wykkersloot als Präsidenten des Oberappellationsgerichtssenats, von Schleinitz als Präsidenten des Instructionssenats und Friedrich Leopold von Kircheisen, unter Hardenberg, später (1810) Justizminister, Sohn des Berliner Stadtpräsidenten, geadelt 1798, als Director der Criminal-Deputation. Endlich: das kurmärkische Pupillen-Collegium zu Berlin, das altmärkische Obergericht zu Stendal und die neumärkische Regierung zu Cüstrin.

2. Für Westphalen und die Provinzen zwischen Elbe und Rhein bestanden Kriegs- und Domainenkammern zu Cleve, (für Cleve), zu Hamm (für die Grafschaft Mark) und zu Minden (für Minden mit Ravensberg, Teklenburg und Lingen): diese

drei Kammern standen unter dem berühmten nachmaligen Staatskanzler Freiherrn Carl von Stein als Oberpräsidenten, dem nachher der berühmte Freiherr Friedrich Ludwig Philipp von Vincke als Oberpräsident der Provinz Westphalen folgte. Ferner waren Kammern in Ostfriesland, in Geldern und in Mörs. Präsident der Kammern von Magdeburg und Mansfeld, Halberstadt und Hohenstein war Friedrich Ludwig von Angern, er ward 1803 Minister und starb 1828 a. D. Regierungen bestanden für Cleve und Mark unter dem Präsidenten von Rohr, für Minden und Ravensberg unter von Arnim, für Ostfriesland zu Aurich unter von Schlechtendahl, für Geldern unter dem Kanzler von Coninx (geadelt 1787), für Mörs unter dem Director Ursinus, für Lingen unter dem Director Möller. Regierungspräsident in Magdeburg war Wangerow, in Halberstadt von Biedersee, derselbe, der früher Offizier in würtembergischen Diensten im siebenjährigen Kriege gewesen und im Begriff mit andern zur polnischen Kronarmee sich zu begeben, von Friedrich dem Großen in seinem bisherigen Range als Hauptmann bei der Berliner Garnison angestellt worden war. Der König erkundigte sich nach ihm, hörte, daß er immer kränklich sei und zu viel studire. Er ließ ihn kommen und sagte ihm gleich beim Hereintreten: „Ja, ich seh' es, er hat die Gelehrtenkrankheit. Ich muß ihm einen Civilposten geben.“ So ward Biedersee Kriegsrath in Halberstadt und rückte dann zum Kammerdirector und Regierungspräsident auf.

3. Für Pommern war die Kammer zu Stettin unter dem Präsidenten von Ingersleben und die Regierung zu Stettin unter dem Präsidenten von Eickstedt.

4. Für Preußen bestand für Justizsachen ein besonderes Staats-Ministerium, das der Graf Christian Dönhoff-Friedrichstein als Obermarschall, gest. 1803, der Graf von der Gröben als Landhofmeister, der Graf von Finkenstein (Sohn des Cabinetministers) als Kanzler und von Ostau als Oberburggraf zusammensetzten. Chefpräsident der ostpreußischen Regierung zu Königsberg war der Kanzler Graf Finkenstein, sein Nachfolger war der berühmte Heinrich Theodor von Schön; ostpreußischer Kammerpräsident zu Königsberg war von Wagner. Chef der neuostpreußischen Regierung zu Thorn war von Beyer und zu Byalistock von Ziegenhorn; Kammerpräsident zu Byalistock: von Schimmelpfennig; zu Plock: von der Recke. Chefpräsident der westpreußischen Regierung zu Marienwerder war Carl Wilhelm Freiherr von Schrötter, Gemahl einer Gräfin Dohna-Lauk und seit 1798 einer Gräfin Dohna-Schlobitten, später Kanzler und Minister. Präsident der westpreußischen Kammer zu Marienwerder war Hans von Auerswald, ebenfalls Gemahl einer Gräfin Dohna-Lauk. Südpreußen endlich stand früher unter dem Minister von Voß, dem Bruder der Favoritin Friedrich Wilhelm's II. vom Jahre der Erwerbung 1793 an bis zur letzten Theilung 1795, wo er die Ver-

waltung verlor, weil er auf sehr ungeschickte Art die preußische Finanz- und Polizeiordnung hatte einführen wollen, die Polen kalt und zurückstoßend behandelt und sich filzig und dictatorisch bezeigt hatte. Südpreußen kam darauf unter den in Schlesien dirigirenden Staatsminister Grafen Hoym. Dieser nahm, sagen die „vertrauten Briefe,“ als ein feiner Mann voll Lebensphilosophie die Polen ganz anders wie sein Vorgänger. Er überhäufte sie mit Höflichkeit und bestimmte die Steuern auf eine erträgliche Art.“ Unterminister und Oberpräsident der südpreußischen Kammern zu Posen, Petrikau und Warschau unter von Hoym war der Staatsminister Heinrich Ludwig von Buchholz, ein intimer Freund der Gräfin Lichtenau, zu deren Habitués er gehörte, ehe er nach Warschau ging. „Diesen Mann, berichten die „vertrauten Briefe“, hatte schon Friedrich II. aus der Pepinière des Prinzen Heinrich (er war sein Geheimer Cabinets-Secretair) genommen und ihn nach Warschau geschickt, um besonders hier auf die Weiber zu wirken, denn er war schön und liebenswürdig. Er hatte lange Jahre seiner Bestimmung entsprochen und zum Beschluß seiner Laufbahn in dieser Art ein junges liebenswürdiges polnisches Weibchen geheirathet. Mit dieser kam er nach Posen, wo es seine Bestimmung war, einen kleinen Ministerialhof zu machen, die vornehmen Polen an sich zu ziehen und sie zu amüsiren, nebenher aber zuweilen den Sitzungen des Kammercollegii beizuwohnen. Diese Rolle spielte er mit Anstand und es ist wahr, daß seine Feten brillant und

geschmackvoll waren. Aber seine Nerven waren so abgestumpft, daß er zu allen Zeiten des Tags sich nicht des Schlafs enthalten konnte. Beim Essen, in den Sessionen des Kammercollegii, kurz bei allen Gelegenheiten überfiel ihn dieser Schlaf.“ Buchholz zerfiel mit Hoym, die Buchholzische Partei denunzirte diesen und beinahe hätte Friedrich Wilhelm III. Hoym entfernt, wenn nicht seine erste Erscheinung bei dem neuen Hofe, wo er alles durch seinen Esprit de conduite für sich einzunehmen wußte, einen guten Eindruck auf die Königin Luise gemacht hätte, wodurch Hoym alle seine zahlreichen Feinde demüthigte, die schon über seinen Fall gejubelt hatten. Er gab nur Südpreußen ab, das nun Buchholz allein dirigirte, unter dem Departementsminister von Voß in Berlin. Buchholz starb ohne männliche Erben 1811, zuletzt noch 1809 zum Gesandten in Dresden unter Friedrich Wilhelm III. ernannt. Seine einzige Tochter heirathete einen Bronikowski. Buchholz war wahrscheinlich ein Sohn des Tresoriers Friedrich's des Großen und ward 1784 als Resident in Warschau von ihm geadelt.

5. Schlesien stand unter dem dirigirenden „Staatsminister, Vicekönig, Gott der Provinz“ Grafen Hoym in Breslau. Präsidenten der beiden Kriegs- und Domainenkammern zu Breslau und Glogau waren von Bismark und von Massow. Chefpräsidenten der drei Oberamtsregierungen zu Breslau, Brieg und Glogau waren der Freiherr v. Seydlitz, von Windheim und Carl Ludwig von Cocceji, ehemaliger Gemahl

der Barberini, Sohn des Großkanzlers, der als Jubilar und der Letzte seines berühmten Geschlechts 1808 starb. Seine beiden Brüder — Johann Friedrich Heinrich, Oberst und Generaladjutant des großen Königs und Carl Friedrich Ernst, polnischer General, starben vor ihm — die beiden Schwestern Sophie Susanne Charlotte und Amalie waren mit dem General Platen und dem Baron Vernezobre vermählt.

6. Unter einer ganz abgesonderten Verwaltung standen noch, wie Schlesien und Preußen, die Fürstenthümer Anspach und Bayreuth. Statthalter derselben war Prinz Ludwig von Würtemberg, und dirigirender Minister Freiherr von Hardenberg, der nachherige Staatskanzler. In beiden Fürstenthümern bestanden Regierungen unter den Präsidenten von Röder und Freiherr von Völderndorf, (einem langen schwarzen hagern Mann, ins Arbeiten gleichsam romantisch verliebt, wie ihn Lang beschreibt), und Kriegs- und Domainenkammern unter dem Präsidenten Caspar Friedrich von Schuckmann, einem sehr energischen Manne, dem späteren Minister des Innern.

7. Eben so hatte auch das Fürstenthum Neufchatel seine ganz abgesonderte Verwaltung unter dem Gouverneur Staatsrath von Béville.

8. Endlich ward das Stift Quedlinburg vom Stiftshauptmann Geheimen Rath von Arnstedt verwaltet.

Ritter des rothen Adlerordens waren 1800: siebenundsiebzig, darunter einundfunfzig von der Creation Friedrich Wilhelm's II., Ritter des schwarzen Adlerordens vierundneunzig, darunter nicht weniger als zweiundsechzig von der Creation Friedrich Wilhelm's II. Er hatte sechszehn Generale decorirt.

III. Militair-Etat:

Braunschweig, Möllendorf, Fürst Hohenlohe, Kalkreuth, Rüchel ꝛc.

Die preußische Generalität bestand aus etwa 150 Generalen zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts:

1) Fünf Generalfeldmarschälle:

1. Der alte, tragisch berühmt gewordene Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der das Manifest erließ und später die verhängnißvolle Niederlage bei Auerstädt erlitt.

2. Der alte, schon 1724 geborne, schon im ersten schlesischen Kriege als Page des großen Königs angestellte, beschränkte, aber brave Hofgeneral Wichard Joachim Heinrich von Möllendorf, Gouverneur von Berlin, in welcher Eigenschaft er den oben erwähnten humanen Parolebefehl wegen der „Schlingel und Hunde" erließ, übrigens einer der reichsten Männer in Preußen, Ritter des schwarzen Adlerordens seit 1779, gestorben 1816, zweiundneunzig Jahre alt.

3. Der regierende Landgraf Wilhelm zu Hessen-Kassel, Gouverneur zu Wesel, der erster

Kurfürst und durch die westphälische Herrschaft vertrieben ward, der Liebhaber der Zöpfe und der Fräulein Schlotheim, der Napoleon nur „den französischen Glücksritter" nannte und dagegen äußerte: „Lieber bloßer preußischer Feldmarschall, als König aus Napoleon's Fabrik."

4. Alexander Friedrich von Knobelsdorf, Gouverneur zu Cüstrin, Ritter des schwarzen Adlerordens seit 1790, gestorben 1799.

5. Ludwig Carl von Kalkstein, Gouverneur zu Magdeburg, aus der Familie des vom großen Kurfürsten Exequirten, Sohn des alten Feldmarschalls und Gouverneurs Friedrich's des Großen, Ritter des schwarzen Adlerordens seit 1790, gestorben 1800, fünfundsiebzig Jahre alt.

2) Acht Generale der Infanterie:

1. u. 2. Die Brüder Friedrich's des Großen, die Prinzen Heinrich und Ferdinand von Preußen, gestorben 1803 und 1813.

3. Friedrich Ludwig Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen. Er gehörte zu Friedrich's des Großen Gesellschaftern in seinen letzten Jahren und war seit 1790 Ritter des schwarzen Adlerordens und seit 1791 Gouverneur zu Breslau. Er war ebenfalls ein Hofgeneral, der 1806 erst vor Begierde brannte, Lorbeeren zu erfechten, dann aber das Unglück hatte, bei Prenzlau capituliren zu müssen. Er starb erst 1831 auf seinen schlesischen Gütern und ich komme auf ihn bei den Mediatisirten zurück.

4. Heinrich Wilhelm von Anhalt, ehemals Generaladjutant Friedrich's des Großen und einer seiner Lieblinge, natürlicher Sohn des Erbprinzen des alten Dessauers von der Tochter des Dessauer Superintendenten Schardius.

5. Prinz Hans Jürge von Anhalt-Dessau, zweiter Sohn des Siegers von Mollwitz, gestorben 1811.

6. Wilhelm Renée Baron de l'homme von Courbière, der alte tapfere Vertheidiger von Graudenz, gestorben 1811, achtundsiebzig Jahre alt.

7. Wilhelm Magnus von Brüneck, Gouverneur zu Königsberg, gestorben 1817, neunzig Jahre alt.

8. Jacob von Colong, Departements-Director im Oberkriegs-Collegium, gestorben einundachtzig Jahre alt.

3) Vier Generale der Cavalerie:

1. Prinz Ludwig von Würtemberg, Gouverneur von Anspach und Baireuth, früher polnischer General und Commandant von Warschau, gestorben 1817 als würtembergischer Generalfeldmarschall. Seine Tochter ist die Gemahlin des regierenden Königs Wilhelm von Würtemberg.

2. Graf Schulenburg-Kehnert, der Minister und General-Controleur der Finanzen.

3. Graf Brühl, der Oberhofmeister.

4. Graf Friedrich Adolf Kalkreuth, Gouverneur zu Danzig und Chef des berühmten Baireuther Dragonerregiments. Er war geboren 1737

zu Sotterhausen bei Sangerhausen in Thüringen. Im siebenjährigen Kriege war er Generaladjutant des Prinzen Heinrich, im Revolutionskriege hatte er glänzende Thaten verrichtet: er ward 1793 der Wiedereroberer von Mainz, wofür er den schwarzen Adlerorden erhielt. Obwohl auch bereits ein hoher Sechziger, war er wohl damals der bedeutendste Militair in Preußen, in den wenigstens die Armee das meiste Zutrauen setzte: die Offiziere wollten ihm noch vor der Schlacht bei Jena das Commando aufdringen. Nach den „vertrauten Briefen“ war er „stark russisch gesinnt“ und Stein nennt ihn in einem seiner Briefe „einen geistvollen, ehrgeizigen, boshaften, schlauen Mann.“ Niebuhr schrieb nach dem Unglück von Jena und Tilsit, wo Kalkreuth die Convention wegen der französischen Contributionen zeichnete, unterm 8. Januar 1810 an Stein: „Es ist nicht zu bezweifeln, daß unsere Offiziere noch immer von einer großen Armee auf dem alten Fuß träumen (denken wäre zu viel gesagt): der Gutsbesitzer, der Kaufmann, der Bauer mag zahlen und leiden. Jede Einschränkung ist ein Attentat. In diesem Sinne redete Herr von Kalkreuth.“ Er ward bei der Reorganisation der Armee nach dem Tilsiter Frieden „als an der Spitze der Trägen, lau und übel Gesinnten mit dem Zustand der Knechtschaft Zufriednen,“ wie Pertz im Leben Stein's sagt, entfernt und starb 1818 als Generalfeldmarschall und Gouverneur von Berlin, einundachtzig Jahre alt. Von der einzigen Vortrefflichkeit des bon vieux temps war

er so stark durchdrungen, daß er öfters ganze Strophen aus Canitzens Trauerode auf den Tod seiner Doris recitirte, um klärlichst zu erweisen, das sei noch Poesie von echtem Werthe, alle neuere könne dagegen nur gering geachtet werden. Die alte schlesische Familie der Kalkreuth ist diejenige, in welcher die Tradition lebt, die der berühmten Schiller'schen Ballade: „der Gang zum Eisenhammer" den Stoff gegeben hat: die Reuten oder Gabeln, die in den Kalköfen zum Anschüren des Feuers gebraucht werden, sind das dafür sprechende Wappen der Kalkreuthe, die übrigens erst in der großen Fournée 1786 gegraft wurden.

4) Vierundzwanzig General-Lieutenants der Infanterie,

darunter unter andern auszuzeichnen:

1. Der liebenswürdige, geniale, excentrische Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der bei Saalfeld fiel.

2. Der feurige und patriotische, aber rauh-despotische und bürgerverachtende Ernst Wilhelm Friedrich von Rüchel, Commandant von Potsdam, den Friedrich der Große schon im Jahre 1782 aus Stettin berief, vom Lieutenant zum Capitain avancirte und sich oft mit ihm unterhielt, den aber die Franzosen 1806 „den Don Quixote des preußischen Heers" nannten und auf dessen Entfernung Napoleon nach dem Tilsiter Frieden drang. Noch im Jahre 1809 schlug ihn Stein nebst Blücher dem Prinzen von Oranien vor, um ihn an die Spitze der

Insurrection im nördlichen Deutschland zu stellen. Er starb 1823 in hohem Alter.

3. Der griechische Graf Lusi, der Diplomat in London und Petersburg.

4. Der Generalquartiermeister der Armee von Geusau, dem viel des Unglücks von 1806 von der „Galerie preußischer Charaktere“ beigemessen wird, gestorben 1808, dreiundsiebzig Jahre alt.

5. Der Erbprinz von Oranien, nachmaliger erster König der Niederlande.

5) Neunzehn General-Lieutenants der Cavalerie,

darunter:

1. Carl August, Herzog von Weimar, der Freund Goethe's.

2. Prinz Eugen von Würtemberg, Gouverneur von Glogau während der Gefangenschaft der Gräfin Lichtenau, dann Commandant der Reserve 1806, wo er sich von Bernadotte bei Halle schlagen ließ. Ich komme auf diesen interessanten Mann, „den geschicktesten Accoucheur im Lande,“ wie die vertrauten Briefe ihn bezeichneten, der aber nachher als russischer General in den Befreiungskriegen sich sehr ausgezeichnet hat, in der würtembergischen Hofgeschichte.

3. Max Joseph, Kurfürst, später erster König von Baiern.

4. Der letzte Markgraf Alexander von Anspach und Baireuth, der berüchtigte Seelen-

verkäufer und Gemahl der Lady Craven, der sein Land an Preußen verkaufte.

5. Carl Franz Baron von Goltz, der Kriegsminister.

Unter den Generalmajors der Cavalerie findet sich der „Herr von Blücher," der rothe Husarengeneral, der der größte preußische Held der neueren Zeit wurde.

IV. Diplomatisches Corps Preußens unter und im Todesjahre Friedrich Wilhelm's II. 1797, am Schlusse des Jahrhunderts und im Jahre 1805 vor Ausbruch des französischen Kriegs.

1) In Deutschland:

1. In Wien fungirte nach Baron Jacobi Klöst und nach den außerordentlichen Missionen Bischofswerder's und des Grafen Haugwitz: 1793—1797 der Staatsminister Marquis von Lucchesini, früher in Warschau, der, als er von Wien nach Paris ging, in diesem letzteren Jahre von Graf Keller, früher in Stockholm, dann in Petersburg, dann im Haag abgelöst wurde, beide als Env. extr. und Min. plénip. Als Resident war in Wien beglaubigt Geh. Leg.-Rath von Cäsar, der 1803 in den Haag ging. 1805 ward Keller abgelöst von Geh. Leg.-Rath Carl von Brockhausen, früher in Stockholm und Dresden, einem Pommer, der nach dem

Tilsiter Frieden als Gesandter in Paris fungirte und 1829 als Minister zu Berlin starb. Zur preußischen Gesandtschaft unter Graf Keller und Brockhausen gehörten noch die Legationsräthe Graf Carl Finkenstein und Piquot und der Rath von Matolai, Lehnpropst der niederöstreichischen Lehnskanzlei in Wien; von Lang, der ihn bei der Rastatter Gesandtschaft 1797 kannte, trefflich in seinen Memoiren geschildert als „Wiener Staberl, Kanzleiesel und Lastträger, dabei wieder argwöhnisch und schwermüthig, der sich ums Leben bringen wollte, weil er sich eingebildet, er habe irgend einmal das Geheimniß verletzt" u. s. w.

Der Nachfolger Brockhausen's war Graf Carl Finkenstein, Sohn des beim Arnold'schen Processe abgesetzten Regierungspräsidenten zu Cüstrin und Enkel des alten Cabinetsministers Grafen Karl Wilhelm. Er war in der Pepinière der Legationsräthe gebildet worden, bei der Friedensgesandtschaft zu Rastatt 1797 und 1798 mit gewesen und dann zur Wiener Gesandtschaft gekommen. In Rastatt sah ihn Lang und beschreibt ihn in seinen Memoiren als einen jungen, bescheidnen, im Allgemeinen nicht eingebildeten, aber in Geschäften ganz unerfahrnen Mann, ohne Blüthe und ohne Leben: eine von ihm geschriebene und chiffrirte Depesche ging einmal ab, die man in Berlin weder lesen noch dechiffriren konnte und ein Feldjäger brachte sie mit einem schrecklichen Verweis zur Umschreibung und Vervollmetschung zurück. Er war der Geliebte der berühmten Rahel, aber die Familie gab die Heirath nicht zu.

In dem Briefwechsel Rahel's finden sich interessante Briefe über dieses Verhältniß, das 1797, als Finkenstein, damals fünfundzwanzigjährig, nach Rastatt und Wien ging, getrennt ward, Rahel war ein Jahr älter. Es sind Briefe von Burgsdorf, Gräfin Josephine Pachta und Henriette Mendelsohn. Letztere schrieb über Finkenstein unter andern aus Wien einmal unterm 8. April 1800 an Rahel: „Wenn ich Ihnen die einförmige Bewegung, in der sein Leben verfließt, beschriebe, in der die kleinsten Eitelkeiten, die unmännlichsten Schwächen die stärksten Motive seiner Handlungen sind, ich müßte Ihnen hart scheinen und ich würde mir selbst so vorkommen, denn wenn man von Carl nur nicht fordert, was er nicht zu leisten im Stande ist, nicht Leidenschaft und nicht mehr Charakter, als dazu gehört, eine schöne Uniform zu unterstützen, ist er recht brav und gut. Nur soll er nicht urtheilen und lieben wollen. Sein Herz kommt mir gerade vor wie eine Uhr für Kinder, sie hat das Zifferblatt, aber sie geht nicht. — Er wußte nicht, was er (in Bezug auf Sie) wünschen, nicht was er bereuen sollte. Und so geht es ihm durchaus, in der großen Welt beunruhigt ihn der Sinn für etwas Schöneres und in andere Verhältnisse trägt er den leeren flachen Seelenzustand herüber, den ihm die große Welt giebt.“ Stein urtheilte sehr gering von Finkenstein auch als Diplomaten. In seinem Memoire über die Lage Europas und die von Preußen zu befolgende Politik d. d. Königsberg 11. August 1808 kommt die Stelle vor: „Der Graf F. verdient

in Hinsicht auf Verschwiegenheit in seinen nächsten Umgebungen kein vollkommenes Zutrauen und man würde (zu Einleitung der Allianz) einen eignen vertrauten geheimen Agenten nach Wien schicken."

Graf Carl Finkenstein starb, vermählt mit einer Marquise de Mello-Carvalho, bereits 1811, nur neununddreißig Jahre alt, als Gesandter in Wien. Erst 1814, kurz vor der Leipziger Schlacht, heirathete Rahel fünfundvierzigjährig den funfzehn Jahre jüngeren Varnhagen. Finkenstein's Nachfolger war seit 1810 der vom Staatskanzler Hardenberg mit der wichtigen Wiener Gesandtschaft — der wichtigsten damals für Preußen — betraute Wilhelm von Humboldt.

2. In Regensburg war bis zur Auflösung des deutschen Reichs preußischer Comitialgesandter der Staatsminister und Grand Maître de la Garderobe Graf Eustach Schlitz-Görtz. Auch diesen sah Lang auf dem Rastatter Friedenscongreß 1797 und beschreibt ihn unter den damaligen Gesandtschaftshäuptern — „der Mehrheit nach kleinlichen, eitlen, herz- und kopfleeren Visitenfahrern und Silbenstechern, Paradirern, Tafelhaltern und Fensterilluminirern" — als einen Mann „von gefälligem Benehmen, sein Haar silberweiß, sein Mund immer lächelnd und noch die wohlerhaltenen Reihen weißer schöner Zähne zeigend, mit der rechten Hand immer in der Westentasche spielend, seine Sprache leise, der Gang sacht, jede Bewegung diplomatisch abgemessen. Die Geschäfte der preußischen Gesandtschaft gingen

also: Morgens schon um acht Uhr wandelte der Graf Görtz in langem Oberrock, seinen weißen Hausspitz hinterher, zu seinem Schwiegersohn, dem Grafen von Rechberg (nachherigen bairischen Standesherrn und Minister, damals Zweibrück vertretend) und dann zu seinen Busenfreunden und Comitialorakeln, dem Grafen von Löben und von Edelsheim (dem sächsischen und badischen Gesandten). Der Spitz, unterdessen vor den Thoren wartend, gab diese Conferenzen der übrigen kleinen Gesandtschaftswelt kund; er wird nicht wenig in ihren Bulletins und Gesandtschaftsrelationen paradirt haben. Nach Hause zurückgekehrt, componirte der Graf dann aus diesen Eingebungen und Erfahrungen Fragmente von Berichten in einer Art französischer Sprache, die ganz frisch aus einem eigenen Guß, der kurzweg lateinischen Worten französische Endungen gab, hervorzugehen schien. Wenn sich nach etlichen Tagen diese Bruchstücke zu einem ganzen Bericht gesammelt hatten, nahm er den Weg zu den beiden andern preußischen Gesandten (Baron Jacobi und Dohm), bis er dann endlich zur Expedition in die Kanzlei — zum Chiffriren und Abschreiben in duplo — gelangte, oder, was noch häufiger geschah, nach hinreichend gewährtem Conversations- und Deliberationsstoff dies ganz und gar unterblieb. Von elf bis drei Uhr war die Zeit der zu gebenden und anzunehmenden Visiten, um drei Uhr Tafel bis sechs Uhr, dann Ausruhen, Zeitungslesen und Unterschreiben, um acht Uhr Schauspiel, nach Mitternacht nach Hause.“

3. In Wetzlar fungirten ein paar Reichskammergerichtsagenten, die Geh. Kriegsräthe von Hofmann und von Zwierlein.

4. In Dresden war von 1795—1805 preußischer Gesandter Geh. Leg.-Rath von Brockhausen, der nachher nach Wien als Gesandter ging. 1805 fungirte Leg.-Rath Lautier und später längere Zeit Graf Geßler, der Enkel des Geßlers von Hohenfriedberg, bekannt als früherer Geliebter der oben vorgekommenen s. g. Prinzessin von Eybenberg und als warmer Freund von Arndt. Unter den Briefen dieses heißsprudelnden, freiheitsliebenden, gescheiten und gelehrten Welt- und Lebemanns, die Arndt mitgetheilt hat, finden sich die stärksten Expectorationen über Sachsen, wo sie folgen werden. Der Graf starb als alter Junggeselle, über siebzigjährig, in den zwanziger Jahren zu Schmiedeberg in Schlesien.

5. In Mainz stand noch 1797: Graf von der Goltz, Geh. Leg.-Rath, Env. extr.

6. In Cöln: Christian Wilhelm von Dohm, bevollmächtigter Minister, Kreisdirectorialrath und Gesandter im niederrheinisch-westphälischen Kreise (der Memoirenschreiber).

7. In Stuttgart: Geh. Leg.-Rath von Madeweis, bevollmächtigter Minister beim schwäbischen Kreise.

8. In Kassel: Graf Wilhelm Wittgenstein, Env. extr. (der spätere Fürst und Oberkammerherr).

9. In Nürnberg: Geh. Ober-Finanzrath Schmidt und Geh. Reg.-Rath Pfeiffer, Kreis-

16 *

directorialgesandter im fränkischen Kreise. 1805: von Hänlein, Vicepräsident der Domainenkammer zu Anspach, Directorialgesandter.

10. In Frankfurt a. M.: Geh. Rath von Hochstetter, bevollmächtigter Minister im oberrheinischen Kreise und 1799 Leg.-Rath Formey, Chargé d'aff. am Kassel'schen Hofe.

11. In Hamburg: der oben bei den Schenkungen in Südpreußen genannte Graf von Lüttichau, bevollmächtigter Gesandter im niedersächsischen Kreise, der nachher 1799 in Braunschweig fungirte. Resident: Schulz, Geh. Rath. und 1799 als bevollmächtigter Gesandter. Agent: Geh. Commerzienrath Greve. 1805: August Otto Baron Grote, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister. Später Fürst Wittgenstein, der hier 1808 als angeblicher Giftmischer von den Franzosen verhaftet ward.

12. In Düsseldorf: Hofrath von Bergen, Resident.

Consuln:

1. In Hamburg: Hesse und le Coq, Consul und Viceconsul. 1799: Behr, Commerz-Agent und Lecoq, Consul. 1805: Schwarz, Consul; Schulz, Viceconsul.

2. In Bremen: Rump, Viceconsul; 1805: Delius.

3. In Lübeck: Platzmann.

4. In Leipzig: Kammerrath Crayen, Agent. 1805: Geh. Rath Dufour, Agent.

2) Auswärtige Gesandtschaften:

1. In Petersburg fungirte nach Baron Keller und General Graf Heinrich Leopold von der Goltz: Friedrich Bogislav Emanuel Graf von Tauentzien, Oberster und Flügeladjutant, Env. extr. und Min. plénip., der den Tod Catharinens 1796 erlebte. Er war der Schwager des Cabinetsministers Haugwitz und ein Sohn des Vertheidigers von Breslau, später im Befreiungskrieg ward er zum Grafen Tauentzien von Wittenberg erhoben und starb 1824. Unter Kaiser Paul fungirten: General von der Gröben und der Graf Lusi, der seit seiner Rappellirung von London unter Friedrich Wilhelm II. in Potsdam gelebt hatte; er erlebte die Katastrophe des Kaisers. Unter Alexander fungirte seit 1802: Graf August von der Goltz, von der Linie Clausdorf, der spätere Minister des Aeußern und Oberhofmarschall.

2. In London fungirte nach Graf Lusi, Baron Alvensleben und Graf Reder seit 1797: Baron von Jacobi-Klöst, Geh. Leg.-Rath, Env. extr. und Min. plénip. (früher in Wien).

3. In Paris fungirte nach Graf Goltz 1797 und 1799: Kammerherr Herr von Sandoz-Rollin, der vom großen Friedrich II. mit der Privatcorrespondenz Beehrte, früher in Madrid, als Min. plénip. Generalagent: Perregaux und Handels-Agent Cetto. Seit 1802 kam Marquis Lucchesini, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister. Nach dem Frieden von Tilsit fungirte der frühere Gesandte in Wien und spätere Minister von Brockhausen.

4. In Madrid 1797 und 1799: Graf von Rhode, Kammerherr, Env. extr. und Min. plénip. (früher in Stockholm und Kopenhagen). 1805: Leg.-Secr. und General-Consul Henry, Chargé d'aff. ad interim, bis der aus dem Freundeskreise Rahel's bekannte, höchst originelle Peter von Gualtieri, Major und Flügeladjutant des Königs, als Gesandter eintraf. Gualtieri war wahrscheinlich ein Sohn des Gualtieri, den Friedrich der Große auf einer pommerschen Revue in Bernau als französischen Prediger traf, nach Berlin zog und zum Geheimen Rathe erhob. Er stammte von einer italienischen Familie, war aber leidenschaftlicher Preuße; er stammte aus einer katholischen Familie, die zu den höchsten Kirchenwürden aufgestiegen war, war aber entschiedener Protestant in dem Sinne wie Friedrich der Große protestirte. Er war auch sonst ein Original: von altem Adel, aber jeden aristokratischen Dünkel durch seine Sarkasmen niederzubohren, sich zur Erquickung anrechnend; höchst recherchirt bei Hofe, aber aus der Hofgesellschaft oft weggehend, um, wie er ausdrücklich zu hören gab, „zu Mlle. Levin zu gehen, wo die klügsten Leute zusammen kämen,“ einer der Galerie der vier Eitlen Rahel's, der aber am Berliner Hofe Allen Alles sagte. Ein höchst seltsames Schweigen bewies er jedoch einmal, Haugwitz gegenüber, eben als er zum Gesandten in Madrid ernannt, aber von Haugwitz, der ihn gar nicht mochte, ein halbes Jahr hingehalten worden war. Bei einer Hofassemblée stellte er sich, nachdem er den Minister am Spieltische feierlich

gegrüßt, schweigend demselben gegenüber und sah ihn immer an. Schon das war Haugwitz ungemein unangenehm, aber noch unangenehmer wurde das, daß Gualtieri nun die schrecklichste Gesichterschneiderei begann, die so plastisch und malerisch war, daß Haugwitz den ganzen Grimm des Italieners darin recht eindringlich lesen konnte. Diese magnetische Telegraphie hielt er nicht aus und stand auf, um Gualtieri zu sagen, daß er morgen seiner Abfertigung gewärtig sein solle. Gualtieri ging nach Madrid, beobachtete die Rücksichten, die das Klima verlangt, nicht, bekam ein Entzündungsfieber, nahm, einem alten Familiengrundsatze treu, keinen Arzt und mußte in der katholischen Residenz sterben, wo das Volk den Sarg des als Ketzer Renommirten mit Steinen bewarf.

5. In Lissabon fungirte Kammerherr Herr von Schladen als Env. extr. und Min. plénip., wahrscheinlich derselbe „gemessne würdevolle Mann,“ welchen, wie Varnhagen erzählt, Gualtieri einmal, als er von den Herrlichkeiten Lissabons in Berlin berichtete, mit der Frage ganz außer Fassung brachte: „Ist auch gute Depravation dort?“ Er war der Verehrer von Madame Lucchesini.

6. In Rom war 1797 Abt Ciofani Resident, Uhden, Adjunct und 1799 wirklicher Resident, Enkel des Generalfiscals unter Friedrich dem Großen. 1805 fungirte Kammerherr Wilhelm von Humboldt, der eine der berühmten Brüder. Die Familie Humboldt stammt aus Pommern, der Vater war Kammerherr, die Mutter eine Colomb, von derselben

Familie, der auch die zweite Gemahlin des berühmten Blücher angehörte.

7. In Neapel fungirte: Herr Santi, Agent.

8. In Venedig 1797 und 1799: Graf Cattaneo, Resident.

9. In Turin 1797 und 1799: Baron Chambrier d'Oleyres, Kammerherr, Env. extr.

10. In Parma: Herr Maumari, Agent.

11. In Florenz 1805: Wilhelm von Humboldt, Kammerherr, Resident.

12. In Constantinopel fungirte an der Stelle des von Friedrich Wilhelm II. 1790 rappellirten einsichtigen Dietz der Major, 1805 Generalmajor Friedrich Wilhelm von Knobelsdorf, Env. extr., der 1806 nach Paris ging und von Napoleon völlig düpirt ward; von Bielefeld war Chargé d'aff. 1803. Außerdem: zwei Dolmetscher.

13. In Kopenhagen: Baron Adam Friedrich Senfft von Pilsach, Kammerherr, Env. extr. d'Arrest, Leg.-Rath, Chargé d'aff. 1804.

14. In Stockholm stand: Geh. Leg.-Rath von Tarrach, Schwager Lucchesini's und Bischoffswerder's, Env. extr.

15. In Bern seit 1805: Baron Chambrier d'Oleyres, Kammerherr, Gesandter (früher in Turin).

16. Im Haag fungirte seit 1803: Geh. Rath von Cäsar, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, früher in Wien, 1796 geadelt. Dazu: Scholz, Chargé d'aff.; Emil Graf Lehndorf, Leg.-Rath.

Consuln im Ausland 1797, 1799 und 1805:

1. In Amsterdam 1797 u. 1799: Geh. Commerzienrath Präsident Gregory, 1805 Resident und Consul.

In Rotterdam: Schott.

„ Schiedam: von Bol=Es, Vice=Consul.

„ Antwerpen 1805: Ellinckhuysen, Commerz=Agent.

2. In London 1797 u. 1799 u. 1805: Fridag.

In Liverpool: Nissen, 1805 Maloneck.

„ Dublin: Donnell.

3. In La Rochelle: Wilkens.

In Bordeaux: Wüstenberg und Commerz=Agent Hesse.

In Marseille: Sauvage.

Auf Insel Rhé: Baudin.

In Rouen: Hilscher, Consul; Trapp, Viceconsul.

In Nantes: Pelloutier.

„ Bayonne 1799: Bardewisch. 1805 Foissy Thibaux.

In Paris 1799: Henry.

„ Dünkirchen 1799: Herwyn.

„ l'Orient: Meier.

„ Havre: Schmuck.

„ Calais 1805: Verheims, Commerz=Agent.

„ Cette 1805: Coulet, Commerz=Agent.

„ Oleron 1805: Touchon.

4. In Barcellona: Molines.

In Cadix: Sylinr; 1805: Lameyer.

In Mallaga: Roose, Generalconsul an der ganzen Küste von Granada.

In Corunna: Delagoanère, Consul an der ganzen Küste von Gallizien.

In Santander 1799: Planté.

„ Alicante 1805: Longden.

„ Gibraltar 1805: Roß.

5. In Lissabon 1799: Peters.

6. In Triest und Fiume: Beggiora; 1805: Stricker.

In Livorno 1799: Bolla, Agent.

„ Genua 1805: Philippe.

7. In Stockholm: Gruttschreiber, Leg.=Secr. und Consul.

In Karlskrona 1799: Eckerdt.

„ Gothenburg 1799 u. 1805: Beckmann.

„ Uddewalla 1799: Broström.

„ Wyborg 1805: Hackmann.

8. In Kopenhagen: Busky, Consul; Leth, Viceconsul.

In Helsingör: Thalbitzer.

9. In Drontheim und den andern Häfen von Norwegen: Braaks.

In Christiansund: Nils Moe 1805.

10. In Petersburg: Mahs; 1805: Hofbauer.

In Archangel: van Brienen.

„ Liebau: Immermann.

„ Pernau: Saringhausen.

„ Riga 1799: Hellmund.

In Reval 1805: Küster.

11. In der Türkei seit 1799:

In Lepanto: Paul.

" Syra: Pons.

" Thessalonich: Graf de Cok.

" Volo: Coidan.

" Athen: Dauphin.

" Pathmos, Rhodus und Samos: Gilly.

" Chio: Graf Romata.

" Cypern: Mathei.

" Zea: Pangalo.

1805 in den Dardanellen: Cohen.

In Cana in Palästina 1799: Baliste.

" Gallipoli in Kleinasien: Coen, Agent.

" Smyrna: Escalon.

" Aleppo: Picciotto.

12. In Canton: Beale, Dan., Consul und Beale, Thomas, Viceconsul, 1805: Consul.

13. In Curaçao: von Teylingen.

14. In Philadelphia war 1794 Generalconsul Palesque.

In Baltimore 1798: Schulze.

" Charlestown 1805 Steinmetz.

IV. Diplomatisches Corps in Berlin in den Jahren 1797, 1799 u. 1805.

1) Deutsche Gesandtschaften.

1. Kaiserliche Gesandtschaft:

1797: Fürst Reuß XIV., Env. extr. und Min. plénip., Gemahl der Prinzessin Mariane von Eybenberg, der 1799 in Berlin starb.

Sein Nachfolger war Graf Philipp Stadion.

1803—1806 fungirte der spätere Staatskanzler Metternich als Gesandter und Franz Baron Binder von Kriegelstein als Legationsrath.

In dem glorreichen Erhebungsjahre Oestreichs 1809 negotiirte vergebens Baron Philipp Wessenberg in Berlin, Bruder des berühmten Bischofs, einer der besten Diplomaten Oestreichs, der im Angstjahr 1848 an die Spitze des Cabinets berufen wurde — der russische Gesandte Alopäus schlug ihn aus dem Felde.

2. Von Kursachsen fungirte

1797: Graf Zinzendorf, Env. extr.

1799: Geheimer Rath Graf Rudolf Bünau, Env. extr.

1805: Graf Carl Heinrich Görtz, ein Neffe des preußischen Ministers Carl Eustach, Env. extr.

3. Kurbraunschweigische Gesandtschaft:

Baron von Rheden, Env. extr. und Min. plénip.

1805: Herr von Ompteda in gleicher Eigenschaft.

4. Kurpfalzbairische Gesandtschaft:

Baron von Posch, erst als Chargé d'aff., seit 1799 als bevollmächtigter Minister.

1805: Chevalier de Bray, Min. plénip. und Env. extr.

5. Kurmainz, später Reichserzkanzler zu Regensburg:

Graf Hatzfeld, Env. extr. und Min. plénip.

1805: als Chargé d'aff. ad interim: der bekannte Historiker Geh. Leg.-Rath Woltmann.

6. Braunschweig-Wolfenbüttel:

Geh. Leg.-Rath von Moulines.

1805: Kammerherr von Sartoris.

7. Hessen-Kassel:

1805: Geh. Rath von Faudel, Minister-Resident, zugleich für Baden, Koburg, Hohenzollern und Bernburg als Resident beglaubigt.

8. Hessen-Darmstadt:

Geh. Rath Reckert jun., Resident.

1805: Geh. Rath Schüler von Senden, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister.

9. u. 10. Hessen-Homburg und Hohenzollern:

Geh. Leg.-Rath Reckert sen., Resident.

1805 für Homburg: Geh. Leg.-Rath Woltmann.

1805 für Hohenzollern: Geh. Rath von Faudel, Minister-Resident für Hessen-Kassel.

11. Würtemberg:

1805: General Baron Mylius, außerordentlicher bevollmächtigter Gesandter.

12. u. 13. Baden und Pfalz Zweibrück:

Geh. Leg.-Rath Oelrichs, Resident.

1805 war von Baden beglaubigt: Geh. Rath von Faudel, Minister-Resident für Hessen-Kassel.

14. Mecklenburg:

Capitain Otto, Leg.-Secr.

1805: Oberhofmeister von Lützow, Envoyé extraord.

15—19. Anhalt-Bernburg, Hamburg, Bremen und Lübeck:

Hofrath Weyer, Agent.

1805 von Bernburg: der hessische Resident von Faudel.

1805 von Hamburg und Lübeck: Dr. Misler, Agent.

19. Schwarzburg:

1805: Geh. Leg.-Rath Woltmann.

20. u. 21. Solms-Braunfels und Rheingraf von Salm:

der hessische Resident von Faudel.

2) Gesandte von auswärtigen Höfen:

1. Russische Gesandtschaft:

Unter Friedrich Wilhelm II. hatten fungirt als Env. extr. und Min. plénip.: Staatsrath Maximilian von Alopäus und Herr von Kalitschef, früher im Haag.

Unter Friedrich Wilhelm III. fungirten:

Graf Panin, ebenfalls früher im Haag,

Baron Krüdener, Gemahl der nachher so berühmten Freundin Alexander's und nach ihm kam wieder:

Maximilian von Alopäus, der in der verhängnißvollen Zeit von 1805 und 1806 und noch nach dem Tilsiter Frieden fungirte. Um ihn war eine ganze Pepinière junger russischer Diplomaten, denen damals die russische Politik eingeschult wurde, Preußen in der Unthätigkeit zu erhalten, einzuschläfern und den höchsten

Begriff von russischer Macht zu insinuiren. Es gehörten zu dieser Pepinière:

1. Baron Benkendorf, Kammerjunker.
2. von Lazareff, Collegien-Assessor.
3. Baron Krüdener, Collegien-Assessor.
4. von Frolof, Collegien-Assessor.
5. von Facius, Collegien-Assessor.
6. Baron Holland, Collegien-Secretair.
7. Baron Löwenstern, Secretair-Interprète.
8. Graf Ozarowsky, Collegien-Junker.
9. Fürst Lubomirsky, Collegien-Junker.

Hierzu kam noch:

10. Der Gesandtschaftsprediger.

2. Englische Gesandtschaft:

Unter Friedrich Wilhelm II. hatten fungirt:

Lord Spencer, der 1795, funfundzwanzigjährig, in Berlin starb.

Lord Elgin als Env. extr. und Min. plénip.

Unter Friedrich Wilhelm III. kam:

Lord Carisfort und

seit 1802: Mr. Jackson (mit 5328 Pf. St. Gehalt).

3. Französische Gesandtschaft:

Der letzte Gesandte, welchen Ludwig XVI. in Berlin hatte, war der Marquis Dumoustier, der Vater dessen, welcher nachher unter Napoleon fungirte.

Nach dem Basler Frieden 1797 fungirte: Caillard, als Min. plénip.

1798: der Abbé Sieyes als Env.

1799: Otto als Chargé d'aff.

1800: Beurnonville als Env.

1802: Bignon, der Geschichtsschreiber als Chargé d'aff.

Seit 1803: La Forest, als Env. extr. und Min. plenip. bis zum Bruche.

4. Spanische Gesandtschaft:

1797: Chevalier de Borghese als Env. extr. und Min. plenip.

1799: Marquis de Musquitz. desgl.

1805: General de Figueroa, desgl.

5. Portugiesische Gesandtschaft.

1797 und 1799: Vicomte d'Anadia als Env. extr. und Min. plenip.

Seit 1801: Chevalier Correa desgl.

1802: Chevalier de Pinheyro, als Chargé d'aff.

1805: Chevalier Correa als Env. extr. und Min. plenip.

6. Sardinische Gesandtschaft:

1800: Marquis de Parella, Env. extr.

1805: Abbé Pansoja, Chargé d'aff.

7. Schwedische Gesandtschaft:

1787: Schulz von Ascherade, Env. extr. Sein Leg.-Secr. war der bekannte Hauptmann Gustav von Brinckmann, ein Intimus von Rahel, welcher nachher als Chargé d'aff. nach Paris ging, aber 1805 wieder als schwedischer Chargé d'aff. in Berlin fungirte.

1799: Lars von Engeström.

8. Dänische Gesandtschaft:

1800: H. von Rosencranz, Env. extr. Er hatte eine Russin, eine Prinzessin Wesemsky zur Frau und ward noch im Jahre 1800 nach Rußland versetzt. Hier blieb er jedoch nicht lange: er erhielt vom Kaiser Paul den Befehl, Petersburg binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Er hatte in einer Depesche an seinen Hof, welche, wie andere Depeschen, ehe sie Petersburg verließ, perlustrirt ward, eine merkwürdige Idée Paul's mitgetheilt: daß, um dem schrecklichen Kriege ein Ende zu machen, alle Souveraine Europas, begleitet von ihren ersten Generalen und Ministern sich zu einem Turniere einfinden und Mann für Mann mit einander fechten sollten. Er selbst hatte sich erboten, Pahlen und Kutusow mitzubringen. Pitt, Thugut, Bernstorf u. s. w. sollten sich nur auch stellen. Die drollige Geschichte kam sogar in die Petersburger Zeitung, die der Kaiser ebenfalls redigirte, wenigstens invigilirte.

1805 war dänischer Gesandter in Berlin: Graf Baudissin, General, außordentl. Ges.

9. Türkische Gesandtschaft:

Seit 1804 fungirte Jacob Argiropulo als bevollm. Min. und Copri als Chargé d'aff.

5. Sittenspiegel der preußischen Hauptstadt und des preußischen Volks nach den „vertrauten Briefen"; Weibergemeinschaft bei den Offizieren u. s. w. Personalien des Triumvirats Haugwitz, Lombard und Lucchesini. Die Kriegspartei neben dem Prinzen Louis Ferdinand. Personalien des preußischen Alcibiades nach dem Tagebuch seines Adjutanten Carl Nostitz. Madame Pauline Wiesel. Demoiselle Fromm und ihre Kinder Louis und Blanche von Wildenbruch. Rahel Levin, Gentz, Johannes Müller, Dusseck u. s. w. Leben in Schrike.

Das Unglück, das über Preußen kam, war die Frucht der vorhergehenden Regierung, die drei sehr schlimme Dinge zum Erbtheil hinterließ: die Demoralisation der Nation, das Cabinet Friedrich Wilhelm's II., das beibehalten wurde, und die Erschöpfung des Schatzes.

Die Demoralisation datirte schon von der Regierung Friedrich's des Großen. Die leichten Ehescheidungen wurden eine wahre Pest für die Familien: es gab im Jahre 1791 eine Frau von Arnstädt am Berliner Hofe, die vorher den Namen Kniphausen, noch früher den Eliot und ganz früh den Kraut geführt hatte. Unter Friedrich dem Großen hatte aber noch eine sehr strenge Etikette geherrscht — unter Friedrich Wilhelm III. plünderten die zu den Hoffesten eingeladenen jungen Offiziere ganz ungescheut schon die Tafeln und Buffets, als seien es feindliche Marketenderbuden — so weit war schon der Ton und die Sitte äußerlich beim Adel gefallen.

Ueber die Demoralisation berichten in ihrer derben Sprache die vertrauten Briefe abschreckende Specialitäten: „Die Nation ist schon zu sehr verdorben. Die Schlemmer in Berlin spotten über die Nüchternheit des Königs; sie haschen und suchen nach irgend einer Aeußerung des königlichen Ehepaars, ob nicht ein Funken von Unregelmäßigkeit in ihnen ist, ob der König oder seine Gemahlin keine geheime Liebe nähren; sie möchten vor Bosheit bersten, daß sie auf diesem Spiegel keinen Flecken finden können."

„Die große Popularität Friedrich Wilhelm's ist ihnen zuwider; er soll sich mit einer Glorie umgeben, er soll einen brillanten Hof halten, wo es etwas zu brudeln, wo es Intriguen und Kabalen giebt, wo man etwas Neues erfährt. Das ist der langweiligste Hof, der Berliner, sagen sie, da fließt ein Tag wie der andere dahin, man möchte vor langer Weile sterben."

„In der Residenz hat man die physischen Genüsse so verfeinert, daß das Leben bei Hof damit grell absticht. Es giebt hier eine Menge von Leuten aus dem Militair-, Civil- und Handlungsstande, die ein wahres Studium daraus gemacht haben, das Leben zu genießen rc."

„Die Weiber sind so verdorben, daß selbst vornehme adliche Damen, eine Frau von C., sich zu Kupplerinnen herabwürdigen, junge Weiber und Mädchen von Stande an sich zu ziehen, um sie zu verführen rc."

„Mancher Zirkel von ausschweifenden Weibern von Stande vereinigt sich auch wohl und miethet ein meu-

blirtes Quartier in Compagnie, wohin sie ihre Liebhaber bestellen und ohne Zwang Bacchanale und Orgien feiern, die selbst dem Regenten von Frankreich unbekannt und neu gewesen wären.“

„Man findet in den ersten öffentlichen Häusern noch wahre Vestalinnen gegen manche vornehme Berliner Damen, die im Publico als Tonangeberinnen figuriren.“

„Es giebt vornehme Weiber in Berlin (eine G. K***) die sich nicht schämen, im Schauspielhause auf der Bank der öffentlichen Mädchen zu sitzen, sich hier Galane zu verschaffen und mit ihnen zu Hause zu gehen.“

„Da Berlin der Centralpunkt der preußischen Monarchie ist, von wo alles Böse und Gute über die Provinzen sich ausgießt, so hat sich jene Verdorbenheit auch dort nach und nach ausgebreitet.“

„Die Herbstmanövres und die Revüen ziehen aus allen Garnisonen viele Offiziere nach Berlin; vom Civil kommen die Referendarien zum großen Examen hierher; die Aerzte müssen hier, so wie die Baubedienten ihren Cursus machen; mancher reiche Jüngling eilt des Vergnügens wegen hierher, so daß eine Sammlung vieler Provinzialisten sich hier befindet, die sich nur zu leicht in die Geheimnisse der Berliner Freuden einweihen lassen, darin theils untergehen, theils das Gift nach Hause mitnehmen und es hier ihren Umgebungen einimpfen. Das Verderben der Sitten hat sich auch auf diese Weise allen Ständen mitgetheilt.

„Der Offizierstand, der, schon früher ganz dem Müssigang hingegeben, den Wissenschaften entfremdet war, hat es am weitesten unter allen in der Genußfertigkeit gebracht. Sie treten alles mit Füßen, diese privilegirten Störenfriede, was sonst heilig genannt wurde: Religion, eheliche Treue, alle Tugenden der Häuslichkeit der Alten. Ihre Weiber sind unter ihnen Gemeingut geworden, die sie verkaufen und vertauschen und sich wechselsweise verführen."

„Kein ehrlicher Bürgersmann, und diese Menschenclasse, die das andere Gesindel Spießbürger nennt, ist sehr rechtlich, kein solider Civilist kann ein Weib mehr bekommen, was jene Schmeißfliegen nicht schon verunreinigt hätten oder, wenn sie unschuldig in den Ehestand trat, nicht zu beflecken versuchten. Diese entnervten, an Seele und Leib befleckten jungen Greise; wie wollen sie die Strapazen des Kriegs aushalten, die Leute, mit den erschlafften Muskeln, denen man durch angezwängte knappe Kleidung, durch wattirte Hosen und falsche Waden ein Ansehn zu geben wußte. Ich kenne ehrenvolle Ausnahmen: es ist die Minorität."

„Der Landrath Baron von Nareth im Peyßernschen Kreise ist der Brandstiftung und des Straßenraubs beschuldigt; der Landrath Wargorsky, Kalischer Kreises, des Todtschlags, da man den Abt Lipsky bei ihm ermordet gefunden hat. Der Präsident von Appeln in Petrikau hat sich erschossen, weil seine Betrügereien sind entdeckt worden. Der Kriegsrath Denso ist cassirt, weil er unregelmäßige Sporteln eingezogen hat, der Kammerfiscal Schnakenburg und

der Jagdfiscal Heyne sind wegen ähnlicher Verbrechen cassirt."

„Es ist so weit gekommen, daß vermöge königlicher Verordnung ein Offiziant contrahirte Schulden nicht bezahlen darf, wenn er nur 400 Thaler Gehalt hat."

„Selbst der Bauernstand ist verdorben, allen Lastern ergeben. Er achtet keine Sittenlehren seiner Pfarrer mehr, die Gesetze sind ihm zum Gelächter geworden, alle Bande, die das Volk fesselten, sind aufgelöst."

„Einer so verdorbenen Nation war der sanfte, gutmüthige, rechtliche Friedrich Wilhelm III. nicht zum König geschaffen. Ein Despot ohne Gleichen mußte auf Friedrich Wilhelm II. folgen, um dies Geschmeiß zu regieren."

Noch aus Prag unterm 17. März 1811 schrieb der verbannte Stein an die Prinzessin Wilhelm:

„Ich verehre den König wegen seiner religiösen Sittlichkeit, seiner reinen Liebe zum Guten, ich liebe ihn wegen seines wohlwollenden Charakters und beklage ihn, daß er in einem eisernen Zeitalter lebt, wo diese Milde, diese Rechtschaffenheit nur seinen Fall beförderten und in welchem nur eins Noth thut, um sich zu erhalten: ein überwiegendes Feldherrntalent, verbunden mit rücksichtslosem Egoismus, der alles beugt und niedertritt, um auf Leichnamen zu thronen."

Ein zweites schlimmes Erbtheil aus der Verlassenschaft Friedrich Wilhelm's II. war der übernommene Diener-Etat. Friedrich Wilhelm III. behielt seines Vaters Cabinet bei und in ihm fanden sich die hinterlistigen aalglatten Heuchler, die bleichen Ausschweiflinge, von ausgeschwächtem, ganz haltungslosen

Charakter und die feilen und niedrigen Habsüchtigen und Lungerer, welche nach der Stimme der öffentlichen Meinung selbst keinen Verrath scheuten, der bezahlt wurde. Die Häupter der Hofpartei der vorhergehenden Regierung, die Gräfin Lichtenau und der General Bischofswerder — dieser mit 1200 Thalern Pension und dem schwarzen Adlerorden, er starb vor dem Unglück 1806 — wurden zwar entfernt, aber im Cabinet blieben namentlich drei Männer, die durch die unlautern und ungeschickten Gänge der Diplomatik den Staat an den Abgrund des Untergangs führten.

Diese drei Männer waren Graf Haugwitz, der Minister des Aeusseren, der Kabinetsrath Lombard und der Marchese Lucchesini, der Gesandte in Paris.

Graf Heinrich Christian Kurt von Haugwitz, Freiherr von Krappitz war der Enkel des im Jahre 1732 gegraften kursächsischen und polnischen Generals Georg Carl von Haugwitz, der in Niederschlesien begütert war und der Großneffe des unter Maria Theresia berühmten Finanzministers Friedrich Wilhelm. Der preußische Cabinetsminister ward 1752 auf dem väterlichen Gute Peuke bei Oels in Schlesien geboren. Schon in seiner Jugend ward der Grund zu einer Hauptrichtung, die in seinem Wesen später hervortrat, gelegt: er ward mit fromm herrnhuthischer sentimentaler Vornehmheit umgeben. Dann studirte er in Halle und in Göttingen, wo gerade zur Klopstock'schen Zeit der Bardenbund blühte. Er trieb auf den Universitäten allerlei, ohne etwas gründlich zu lernen. Nach diesem zwecklosen akademischen Leben fing er ein eben so zweckloses Reiseleben an.

Er zog 1775 mit dem Grafen Christian Stolberg und Göthe in die Schweiz, dann mit einem Grafen Dönhoff in Italien umher, überall das damals beliebte Geniewesen treibend, d. h. abentheuernd und ausschweifend. Besonders lange verweilte er in Florenz am Hofe des Großherzogs Leopold, der später Kaiser ward. Von diesem durch seine Debauchen, die ihn ins frühe Grab brachten, genugsam bekannten Fürsten ward er sehr begünstigt und sog hier an der Quelle den italienischen Intriguengeist ein, welchen er später in Verbindung mit dem Marchese Lucchesini im preußischen Cabinete zur Anwendung brachte. Zurückgekehrt, heirathete er 1776 eine Tochter des Generals Tauentzien. Die ersten Jahre seiner Ehe verlebte er auf eine eben so phantastische Weise, wie er früher gereist und studirt hatte, in der Ueberspannung der Liebesgefühle ein Arkadien suchend, das er nirgends fand. Er reiste mit seiner jungen Gemahlin 1779 und 1780 nochmals nach der Schweiz und Italien. Bald darauf aber trat eine Erkältung zwischen den beiden Ehegatten ein. An die Stelle der früheren Weichheit des zärtlichen Gemahls trat Härte, im Publicum sprach man sogar von Mißhandlungen, die die früher angebetete Gemahlin erfahren haben sollte. Während der Regierung Friedrich Wilhelm's II. brachte er alle seine Abende, sich incognito an den Häusern hinschleichend, unter den Linden bei den kleinen Soupers zu, die in die Nacht bis zwei Uhr dauerten; er schlug regelmäßig aus, in großer Gesellschaft, selbst bei Hofe zu soupiren, indem er sich

mit den überhäuften Geschäften entschuldigte. Das änderte sich erst, als Friedrich Wilhelm III. auf den Thron kam; dem Herren nachzuahmen sah man damals Haugwitz den zärtlichen Gatten und guten Vater wieder machen: er überhäufte seine Gemahlin mit Zärtlichkeiten, ging mit ihr spazieren und fuhr in demselben Wagen mit ihr aus. Sie rächte sich übrigens später und gehörte unter den dames folles Berlins zu den unternehmendsten; sie war unter andern in der verbotenen erotisch-galanten französischen Literatur mit und ohne Kupfern völlig bewandert und sprach davon ohne allen Rückhalt. Unter Friedrich Wilhelm II. warf sich Haugwitz mit Inbrunst auf den Mysticismus und die Rosenkreuzerei: Lavatern, der damals Furore in der eleganten Welt machte, hatte er schon auf seiner ersten Schweizerreise mit Stolberg und Goethe kennen gelernt. Der berühmte Physiognom urtheilte sehr vorsichtig, indem er dem übermäßigen Complimente, das er dem Gesichte des Grafen machte, einen starken Vorbehalt in Rücksicht des Hauptzugs seiner Seele beifügte. Als er den Orakelspruch über Haugwitzen's Physiognomie ertheilte, sagte er: „der Graf habe, trotz des vielen unmoralischen Stoffs, der in seiner Physiognomie liege, doch einen Christuskopf.“ Nach der Version, die Lavater seinen Freunden gab, die er mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit ausdrücklich vor Haugwitz zu warnen für Pflicht hielt, lautete der Spruch so: „es sei ihm nie ein Mensch vorgekommen, der hinter der Larve eines Christuskopfes so viel Immoralität und Schlechtigkeit verberge.

Haugwitz war zwar nur klein von Gestalt, aber seine glückliche Gesichtsbildung, seine freundlichen verbindlichen Manieren, seine glückliche Laune machten ihn in Gesellschaft sehr angenehm. So kam er in die Umgebung Friedrich Wilhelm's II., an den ihn Landgraf Carl von Hessen in Schleswig, bei dem er nach seiner Zurückkunft aus Italien 1780 einen Besuch gemacht, empfohlen hatte. Bischofswerder, bei dem er sich durch seinen Enthusiasmus für Rosenkreuzerei accreditirt hatte, führte ihn ein und er zog sogleich die Aufmerksamkeit des Königs auf sich. Er war zu dessen Gesellschafter und trauten Genossen wie geboren, denn er wußte aufs allerglücklichste die geniale Lustigkeit eines Roué, die gefühlvolle Schwärmerei Lavater's und den Mysticismus Bischofswerder's mit einander zu verbinden. Der König fand sogleich, daß seine gute Miene ihn zu diplomatischen Geschäften vorzugsweise befähige. Einen großen Stand erhielt Haugwitz bei der Freundin des Königs, der Gräfin Lichtenau. Er wußte sich so zu insinuiren, daß sie ihn zum Vormund ihrer Tochter, der Gräfin von der Mark machte und ihn nur „ihren guten, wahrhaften Freund" zu nennen pflegte, wiewohl sie sich darin furchtbar betrog, denn er war einer der Ersten, der sie nach Friedrich Wilhelm's II. Tode auf die ungetreueste Weise verließ, dem gegen sie eingeleiteten Processe überlieferte und völlig preis gab. Im Jahre 1792 ward Haugwitz auf den Wunsch seines alten Gönners, Kaiser Leopold's II., preußischer Minister am kaiserlichen Hofe zu Wien. Er trat diesen

Posten an, ohne alle vorhergegangene diplomatische Bildung, traf aber den Kaiser seinen Gönner nicht mehr am Leben, als er nach Wien kam. Es war gerade die Zeit, als der Feldzug Oestreichs und Preußens gegen Frankreich eröffnet worden war. Haugwitz hielt als preußischer Gesandter Rath in Wien mit dem ihm zwar an gesellschaftlicher Bildung gleichartigen aber an diplomatischer Kunst weit überlegenen Vicestaatskanzler Graf Philipp Cobenzl, blieb aber nur bis gegen Ende des Jahrs 1792 in Wien. Anfang 1793 ward er an Schulenburg's Stelle zum Cabinetsminister ernannt; erhielt den rothen Adlerorden und eine sehr bedeutende Güterschenkung in dem neuerworbenen Südpreußen, 1797 kam noch der schwarze Adlerorden hinzu, den Haugwitz dem König noch auf der Schwelle des Grabes durch die Gunst der Lichtenau abpreßte, um damit ein Zeichen der ungeschmälerten Gnade des alten Monarchen aufzeigen zu können und besonders um den neuen Manarchen zu zwingen, ihn beizubehalten.

Haugwitz zeigte sich gleich im Anfang seiner diplomatischen Laufbahn eben so leichtfertig in Staatsgeschäften, als er sich leichtfertig und liederlich im Privatleben gezeigt hatte. Er begleitete den König 1793 auf dem Rheinfeldzug, ging 1794 nach dem Haag und schloß mit den Generalstaaten einen Subsidienvertrag ab; als die Franzosen in diesem Jahre dennoch Holland eroberten, kam 1795 der Friede zu Basel und die dritte, letzte Theilung von Polen.

Vierzehn Jahrelang ward die Politik Preußens auf die unwürdigste Weise von Haugwitz hin und her getrieben.

Haugwitz war nichts weiter, als ein von gefälligem Geist und mittelmäßigem Talent unterstützter Höflingscharakter. Er war aber so pedantisch, daß er Wichtiges von Unwichtigem gar nicht zu unterscheiden verstand. Sehr oft litt ein sehr wichtiger Gegenstand auf Kosten des allerunbedeutendsten. Mit Meisterzügen hat Gentz in seinem für den englischen Hof geschriebenen Memoire über den Feldzug von 1806, das 1836 im United Service Journal veröffentlicht wurde, das diplomatische Ungeschick dieses unfähigsten aller preußischen Cabinetsminister abgeschildert. „Haugwitz, sagt Gentz, den fast alle seine Zeitgenossen für einen vollendeten Diplomaten hielten, sowohl in Hinsicht politischer Tiefe, als Schlauheit, war nur ein sehr schwacher Mann mit höchst beschränkten Geisteskräften, dessen zahllose beklagenswerthe Fehler aber weniger ihren Ursprung in bösem Willen, als vielmehr in dem Umstand fanden, daß er fortwährend unfähig war, etwas Besseres zu thun.“ Haugwitz war ein frühzeitig an Leib und Seele erschöpfter Mensch. Er war träge, indolent, sorglos und schwach und dazu war er unbeständig, haltungslos und unentschlossen. Bequemer, üppiger Genuß und frivoler, leichtsinniger Müssiggang wechselten bei ihm mit unfruchtbarer Contemplation und schwärmerischer Andächtelei, denn die Nachklänge des Herrenhuther Brüdergemeindewesens, das ihn in seiner Jugend umgeben hatte, erhielten sich bei ihm durch sein ganzes Leben. Er war Cyniker,

Skeptiker und Devoter in einer und derselben Person. Seine Gesundheit war „theils am L'Hombre-Tische, theils durch sinnliche Genüsse aller Art,“ wie ein Memoire Stein's sich ausdrückt, so abgeschwächt, daß auch das darunter gelitten hatte, was ihm von der Natur an Geist und Gaben verliehen worden war. Durch die unordentliche Lebensart und durchs Spiel war sein Vermögen zerrüttet, obgleich die Könige Friedrich Wilhelm II. und III. wiederholt durch große Güter- und Geldschenkungen ihn zu arrangiren versucht hatten. Gleich im ersten Regierungsjahre des Königs Friedrich Wilhelm III. zeigte er so große Condescendenz gegen die französische Republik, daß er auf Antrag des französischen Gesandten Caillard, der sein Intimus war, dem Herzog von Braunschweig einen förmlichen Befehl zugehen ließ, Ludwig XVIII., der damals in Blankenburg war und alle Emigranten aus seinem Lande auszuweisen; auch allen Emigranten in Preußen wurde verboten, Auszeichnungen von Königszeiten her zu tragen. Kurz darauf siegte der russische Einfluß. „Das Vertrauen, das er bei dem König genoß, sagen die Mémoires d'un homme d'état, beruhte offenbar auf seiner blinden Anhänglichkeit am Neutralitätssysteme. Aber Haugwitz hatte weder den Grund desselben begriffen, noch vermochte er zu bestimmen, wie weit hier es aushelfen werde: sein System der Politik schwankte zwischen Furcht und zwischen Ehrgeiz und es war nur zu leicht, ihn, wenn man wollte, zu dem einen oder zu dem andern dieser beiden Extreme hinzutreiben.“

Zu dem allen kam noch, daß Haugwitz nicht im geringsten selbstständig war. Er ward geradezu unterjocht durch seinen Cabinetsrath Lombard. Im Publicum schrieb man Haugwitzens unglaubliche Schwäche und Nachgiebigkeit gegen Lombard einer häuslichen Gefälligkeit des Letzteren zu. Das Band, wodurch Haugwitz von Lombard in den Geschäften festgehalten wurde, so daß er jederzeit ihn völlig in seiner Gewalt hatte, war sein Bruder Peter Lombard, den der Cabinetsrath bei dem Minister als Privatsecretair anzustellen gewußt hatte: dieser sehr einfältige Peter ward vortragender Rath im Cabinet mit dem Titel Legationsrath und erhielt 4000 Thaler jährliches Gehalt. Noch ein dritter Lombard, Adolf Ludwig fungirte als geheimer expedirender Secretair im Cabinet mit dem Titel Kriegsrath.

Der Cabinetsrath Johann Wilhelm Lombard war der Sohn eines Friseurs aus der französischen Colonie — er selbst pflegte von seinem Vater zu sagen: „feu mon père de poudreuse mémoire.“ Schon als Knabe hatte er lebendigen Geist und mancherlei Anlagen gezeigt. Die Colonie ließ ihn studiren. Weil Friedrich der Große Jemand zum Dictiren und zum Abschreiben seiner letzten Werke brauchte, trat er als Schreiber bei ihm ein. Nach des Königs Tode erhielt er zur Zeit der Lichtenau-Bischofswerderschen Herrschaft eine Anstellung beim Cabinet und heirathete die Tochter eines Mannes, der früher als Compagniechirurg den Bartscheerer gemacht hatte. Wie über seinen Vater, pflegte er auch über seinen Schwieger-

vater sich zu scurrilen Scherzen herbeizulassen. Auf die Fürsprache von Haugwitz und des Predigers von der französischen Colonie, späteren Geheimen Raths Ermann blieb Lombard seine Anstellung im Cabinet unter Friedrich Wilhelm III., weil er für die französische Correspondenz sehr wohl zu brauchen war. Beyme beförderte ihn 1800 vierunddreißig Jahr alt, zum zweiten Cabinetsrath, und Lombard ward Beyme's rechte Hand. Beider Freundschaft ward so eng, daß ihre Familien, wie die vertrauten Briefe sagen, nur eine auszumachen schienen. Als man 1803 dem ersten Consul einen Chargé d'affaires nach Brüssel entgegensenden wollte, fiel die Wahl auf Lombard. Er führte seine Mission glücklich aus und wurde nach seiner Rückkehr mit königlicher Gnade überhäuft. Dies ging so weit, daß er als Bürgerlicher zur königlichen Tafel gezogen ward, wo er die ganze Gesellschaft unterhielt. Lombard war ein frischer Kopf, klassisch gebildet und besaß ein nicht gemeines Dichtertalent. Aber er war zugleich ein Roué und es bewegten ihn sehr lebhafte Begierden und Leidenschaften. Sogar Gentz konnte sich, wie er meinte, „wegen seinen verderbten Principien und seinem halsstarrigen Benehmen" nicht mit ihm vertragen. Er war im Geheimen einer der ärgsten Wüstlinge Berlins und seitdem er dadurch entnervt, zuletzt an Händen und Füßen gelähmt war, einer der ärgsten Spieler. Diesen beiden Lastern maß die öffentliche Meinung es bei, daß er immer vom Gelde entblößt war, er selbst aber suchte seine Dürftigkeit als einen Beweis seiner Red=

lichkeit und Uneigennützigkeit darzustellen. „Ich war zu allen Zeiten, sagte er zu Gentz, so arm wie eine Kirchenmaus. Meine Frau hat kaum ein Zimmer, in welchem sie ihre Freunde empfangen kann; was mich anbetrifft, so waren ein einfacher Lehnstuhl und eine Tabakspfeife das Ziel meiner Wünsche.“ Die Königin war Lombard's große Feindin, dem König blieb seine dissolute Lebensart verborgen, Haugwitz vertrat ihn. Lombard, das Factotum von Beyme war auch das Factotum von Haugwitz. Er war weit mehr Minister, als dieser; Haugwitz schritt zu keiner wichtigen Maaßregel, ohne Lombard's Zustimmung erlangt zu haben. Dieser ließ wiederholt durch seinen Bruder den Grafen sans façon zu sich bestellen, wenn er ihm etwas mitzutheilen hatte. „Mehr als einmal habe ich gehört, erzählt Gentz, wie Lombard zu seinem Bruder Peter sagte: „Sage doch dem Grafen Haugwitz, ich hätte ihm etwas mitzutheilen — Vergiß nicht, daß Graf Haugwitz morgen früh zu mir kommt!“ Als Stein Haugwitz im Ministerium später ablöste, wußte sich Lombard noch die Stelle eines Secretaire perpetuel an der Berliner Akademie zu sichern, er erhielt diese Stelle zu derselben Zeit, als Müller, der sie weit eher verdiente, kurz und trocken verabschiedet ward und wenige Tage vorher, als Stein, Müller's zwanzigjähriger Freund, als Staatskanzler eintrat. Lange genoß er den Ruheposten nicht, er starb bald nachher.

„Daß Lombard, berichtet in seiner Lebensbeschreibung der Liefländer Merkel, der damals als Herausgeber

des von Kotzebue gegründeten Freimüthigen, des ersten liberalen Blattes in Preußen, eine Rolle in Berlin spielte, daß Lombard in französischem Interesse handelte, galt für ausgemacht. Im Grunde schien die ganze französische Colonie mehr für Napoleon als für Preußen gestimmt. Man nannte die Summe, mit der Lombard bei seiner Sendung nach Brüssel zu Napoleon (1803) von diesem beschenkt, d. h. bestochen worden war. So viel ich mich erinnere, waren es 6000 Napoleonsd'or." Gegen Gentz äußerte sich Lombard über diesen Punkt also: „Es ist wahr — und ich bekenne es — ich ließ mich einen kurzen Augenblick von dem Ungeheuer, das jetzt die Erde verwüstet, dupiren. Als ich ihn im Jahre 1803 zu Brüssel sah, wußte er mich äußerst geschickt zu fassen; allein weniger durch seine insinuirende Schmeichelei, als vielmehr dadurch, daß es ihm gelang, mir den Glauben an den Adel und die Größe seines Charakters und seine friedfertige Stimmung einzuflößen und vor allem durch die Scheinheinligkeit, mit der er über Preußens Angelegenheiten sprach, so wie durch seine erheuchelte Zuneigung gegen dieses Reich. Allein die Täuschung währte nicht lange; das Jahr 1803 war noch nicht zu Ende, als mein Traum entschwunden war und seitdem hat sich meine Ansicht nicht wieder geändert. Ich sah ein, daß dieser eingefleischte Teufel auf seiner entsetzlichen Laufbahn nicht eher Halt machen werde, bis er alles Bestehende zerstört und vernichtet." Man schrieb Lombard's Ränken, fährt Merkel fort, die schwankende Unentschlossenheit

des Cabinets zu, in den Jahren 1805 und 1806. Daß Haugwitzen's Politik über die männliche, feste Staatsklugheit Hardenberg's die Oberhand behielt, war ganz gewiß sein Werk, denn jene Politik war ja die seinige." Er vorzüglich soll den Zwist Hardenberg's mit Haugwitz durch seine Intriguen entflammt und genährt haben. Intriguen waren es, durch die sich Lombard erhielt und sich die Mittel zu seiner Lebensart verschaffte. Ihm schrieb man daher das späte Ausrücken der preußischen Armee im Jahre 1805 zu; ihre Rückkehr, ohne etwas gethan zu haben; den Wiener Tractat (durch den Haugwitz auf seiner Sendung zu Napoleon von diesem Hannover gegen Anspach und Neufchatel annahm); die Verspätung der Rüstungen 1806 und der russischen Hülfe, kurz alles Nachtheilige, wodurch Preußens Unglück herbeigeführt wurde.

„Der keckste und ärgste Streich seines Hochverraths wäre, wenn wahr, folgender Vorfall, den man als ganz bestimmt erzählte. Der König beschloß schon in der Mitte Septembers 1806, Rußlands Hülfe aufzurufen, und um die Aufforderung recht sicher und schnell nach Petersburg gelangen zu lassen, wurde der Oberstlieutenant von Krusemark (Friedrich Wilhelm Ludwig gest. 1822 als Gesandter in Wien) mit ihrer Ueberbringung beauftragt. Lombard empfahl diesem einen gewandten Menschen, der des Französischen vollkommen mächtig war, zum Reisediener und er wurde angenommen. Erst später erfuhr man, daß dieser Mensch, der zur Colonie gehörte, ein Vetter Lombard's war. Krusemark trug die Depeschen auf

der Brust, bis er in Petersburg anlangte; dort legte er sie, um sich sogleich zu ihrer Uebergabe umzukleiden, einen Augenblick ab und ging ins Nebenzimmer: als er zurückkehrte, waren sie verschwunden und alle Bemühungen Krusemarks und der Polizei, sie aufzufinden, blieben vergeblich. Es blieb Nichts übrig, als einen Courier nach Berlin zu senden, nach einer neuen Ausfertigung derselben: es gingen ein paar Wochen darüber hin und die russische Armee, deren früheres Anrücken die Schlacht bei Jena entweder ganz verhütet oder ihre Folgen schon in Deutschland gehemmt hätte, erschien erst auf dem Kampfplatz, als die Trümmer des preußischen Heers schon nach Ostpreußen zurückgetrieben waren, in die letzte Grenzprovinz."

Der dritte der preußischen Machthaber in der Unglücksperiode vor Jena zu Haugwitz und Lombard, den beiden Hauptlenkern des Cabinets, der aber von Berlin entfernt seine Macht übte, war der Italiener Lucchesini. Der Marquis Hieronymus Lucchesini war geboren zu Lucca 1752 und hatte sich seit dem Jahre 1780 bei Friedrich dem Großen durch die oben angeführte Repartie, die er ihm auf den brusquen Empfang gab, als geistreichen Weltmann aufgeführt. Er war in den letzten sechs Lebensjahren des Königs sein täglicher Gesellschafter gewesen, sein literarischer Freund, in viele innere und äußere Geheimnisse des preußischen Staats durch ihn eingeweiht worden, aber der König hatte dennoch und aus Mißtrauen, sagt man, ihn nie zu etwas von Bedeutung in den Geschäften verwendet,

Lucchesini's eigentliche Absicht, als er nach Deutschland kam, war gewesen, in östreichischen diplomatischen Dienst zu parveniren, Kaunitz' üble Laune hatte ihn nach Berlin getrieben: das mochte der große Friedrich wissen und bedenken. Lucchesini war durch seine Frau, ein Fräulein Tarac, der Schwager Bischofswerder's, die dritte der Schwestern war früher seine Maitresse gewesen und ward nachher die Bischofswerder's.

Er wird beschrieben als ein Männlein von weitreichenden Kenntnissen, eleganter classischer Bildung, quecksilberner Unruhe, von unübersehbaren Connexionen, aber falsch, wie eine Schlange, und nur darauf bedacht, Geld sich zu machen. Als Diplomat ward er — zum Theil aus Naturel, zum Theil aus Rache gegen Kaunitz — einer der ärgsten Intriguenanstifter und Wühler. Nach Friedrich's Tode ging sein Stern auf: sein Schwager brachte ihn in die diplomatische Carriere.

Zuerst erhielt Lucchesini die Gesandschaft am westphälischen Kreise, dann ging er nach Rom. Hier war er es, der das Gaudium genoß, das ernste Wort aus dem preußischen Cabinette dem päpstlichen Staatssecretariate zu vermelden, daß endlich einmal der Marchese di Brandenburgo aus dem päpstlichen Staatskalender in Wegfall zu kommen habe: Lucchesini setzte die Anerkennung der preußischen Königswürde beim päpstlichen Stuhle durch. Das war freilich keine schwere diplomatische Arbeit gewesen, aber der dankbare Friedrich Wilhelm II. verdoppelte dem Marchese bei seiner Zurückkunft nach Berlin den zeither

gehabten Gehalt von 2000 Thalern. Er ward nun zum Gesandten in den Haag bestimmt. Ehe er dahin abging, erhielt er die Designation nach Petersburg. Hierhin hatte Lucchesini bereits seine Sachen voraus-gehen lassen, als er mitten auf der Reise die Contre-ordre erhielt, in Polen zu bleiben. Hier begann seine eigentliche Arbeit als Wühler. Durch Lucchesini als preußischen Gesandten in Warschau seit 1788 wurden die Polen gegen Rußland aufgewiegelt, durch ihn ging die Abschließung des Allianztractates Preußens und Polens; durch ihn kam der Bruch dieses Tractats, der Preußen das längst erwünschte Danzig verschaffte. Schon 1791 hatte er die preußische höchste Hofehre, den schwarzen Adlerorden, für diese treuen diplomatischen Dienste erhalten. Im Jahre 1793 begleitete Lucchesini, wie Haugwitz, den König auf die Campagne am Rhein und dann ging er, was ihm höchst erwünscht war, als Gesandter Preußens nach Wien. Hier begann er nun seine Rache am Staatskanzler, der ihn dereinst verschmäht hatte, zu kühlen. Er knüpfte in Wien und in Preßburg mit den Ungarn dieselben Intriguen an, wie mit den Polen, und machte allerdings dem östreichischen Cabinet gewaltig schwer zu schaffen: Hofrath Spielmann, der östreichische Gesandte beim Teschner Frieden, pflegte Lucchesini nicht anders als „den höllischen Erzspeiteufel gegen den Samuel der östreichischen Diplomatie, den greisen Kaunitz," zu nennen.

Lord Malmesbury, der, als er 1793 in einer außerordentlichen Mission in den Haag ging, Lucchesini in

den Niederlanden getroffen hatte, schreibt in seinen Memoiren: „Lucchesini ist käuflich, und wie man glaubt von Rußland bestochen. Er ist ein schäbiger Italiener."

Im Jahre 1802 endlich vertauschte der Marchese den Wiener Gesandtschaftsposten mit dem zu Paris. Von hier sandte er Depeschen ein, die keineswegs immer mit der Wahrheit stimmten, wie sie das Interesse seines Hofes erforderte, sondern immer möglichst so gefärbt und beleuchtet, wie es seinem eigenen Interesse convenirte: denn er wünschte, um jeden Preis seine angenehme Situation so lange ununterbrochen fortdauern zu sehen, als möglich. Dazu drängte ihn besonders seine Gemahlin, die ihn unbeschränkt beherrschte. „Diese Gemahlin, schreibt Lord Malmesbury in seinen Memoiren, stand mit gezücktem Dolche gegen ihre Schester, Frau von Bischofswerder, und liebte Berlin durchaus nicht." „Madame Lucchesini, schreibt Gentz, würde Paris nicht gegen den Himmel vertauscht haben, sie fiel schon bei dem bloßen Gedanken, Paris zu verlassen, in Ohnmacht und quälte Lucchesini unaufhörlich, alle in seiner Macht stehenden Mittel anzuwenden, um seinen Aufenthalt zu verlängern. Daher Lucchesini's langes Schweigen, die immerwährenden Ausflüchte und Prävarikationen, so wie die stets erneuerten Bemühungen der offenbarsten Nothwendigkeit zum Trotz einen Bruch mit Frankreich zu verhüten." Lucchesini war ein guter Freund von Talleyrand, aber Napoleon konnte ihn nicht ausstehn und hatte eine förmliche Abneigung gegen ihn;

diesem Umstande ist die immer steigende Mißstimmung des französischen Kaisers gegen Preußen zum großen Theile mit beizuschreiben. Der eigensüchtige Italiener, den Napoleon verachtete, blickte seinerseits nur mit der kältesten Gleichgültigkeit, auch wohl mit Ironie auf den deutschen Hof, dem er diente. Aus Rache gegen Napoleon, der zuletzt seine Abberufung ausdrücklich begehrte, trieb er dann diesen Hof zum Kriege gegen den Kaiser. Er folgte dem Hauptquartier. „Der Herzog von Braunschweig war es, wie Gentz berichtet, der dem Könige rieth, Lucchesini in der königlichen Umgebung zu behalten, wo er auch unstreitig wirkliche Dienste geleistet hat.“ Gentz rühmt die Liebenswürdigkeit seiner Unterhaltungsweise und das anziehende Wesen, durch das der Marquis alle, die ihm nahten, zu fesseln gewußt habe. Bei der Königin stand Lucchesini sehr wohl; selbst im Lager in der Campagne von 1806 begab er sich unveränderlich jeden Abend um sechs Uhr zu ihr zum Thee.

Diese drei Männer: Haugwitz, Lombard und Lucchesini unterstützten sich gegenseitig durch Intriguen und schoben, so weit es ihren gemeinsamen Vortheil betraf, einander vorwärts. Lucchesini war übrigens nichts weniger, als ein Busenfreund von Haugwitz. Als im Jahre 1803 die französischen Truppen Hannover besetzten und dieser Schritt für die Neutralität des nördlichen Deutschlands, die Preußen bisher zu behaupten suchte, höchst gefährlich erschien, gelang es, dem König endlich eine andere Ansicht seiner politischen Lage beizubringen. Hardenberg vor allen bewirkte

diese Veränderung. Haugwitz zog sich 1804 auf seine Güter in Schlesien, nach Krappitz, zurück und räumte Hardenberg seinen Platz ein. Die dritte Coalition gegen Frankreich im Jahre 1805 lud aber nicht, wie früher, Preußen zum Beitritte ein. Der russische Gesandte Alopäus zeigte nur in Berlin an, sein Herr werde seine Truppen durch die preußischen Staaten zum Kriegsschauplatze marschiren zu lassen. Der König protestirte dagegen und ließ seine Truppen gegen die russische Grenze vorrücken. Da nahm Bernadotte seinen Marsch gegen die Oestreicher durch das preußische Anspach am 3. October. Am 5. October landeten die Russen in Pommern und Kaiser Alexander kam nach Berlin. Am 3. November ward die Convention zu Potsdam geschlossen: Preußen trat der Coalition bei, wenn Napoleon die preußische Vermittlung zu einem allgemeinen Frieden von sich wiese; die russischen Truppen erhielten den Durchmarsch durch Schlesien verwilligt. Die Differenzen mit Frankreich, die der Durchmarsch Bernadotte's durch Anspach zur Folge hatte, sollten wieder durch Unterhandlungen ausgeglichen werden. Aber Napoleon wollte nur mit einem Manne unterhandeln, dessen Grundsätze ihm schon eine erprobte Anhänglichkeit an seinen Ideengang verriethen, Hardenberg mußte daher, nachdem die unglückliche Capitulation von Ulm inzwischen eingetreten war, wieder zurücktreten. Der exilirte Haugwitz ward von seinen Gütern geholt und ging ins französische Hauptquartier, wo er den 1. December, am Vorabend der Schlacht bei Austerlitz, anlangte. Napoleon nahm

ihn zwar gnädig auf, verwies ihn aber nach Wien. Nach der Schlacht ließ er ihn acht Tage warten, obwohl er wußte, daß Haugwitz zu Talleyrand frohlockend gesagt hatte: „Gott Lob, wir haben gesiegt!“ Dann empfing er ihn in den Zimmern Marien Theresiens zu Schönbrunn. Haugwitz fing von Preußens Neutralität an zu reden. Napoleon nahm stillschweigend die Abschrift der Potsdamer Convention aus seinem Portefeuille und sagte: „Kennen Sie dies Document, wodurch Preußen hinreichend an den Tag gelegt hat, wie es gegen Frankreich gesinnt ist? Von Neutralität kann also nicht mehr die Rede sein.“ Darauf schloß Haugwitz den denkwürdigen unseligen Vertrag vom 15. December mit dem französischen Kaiser ab, den unseligen Vertrag wegen Vertauschung Hannovers. Nach einem solchen Schritte mußte freilich auch Sachsen Bedenken tragen, sich mit Preußen zu verbinden. „Die Unsicherheit und Treulosigkeit des preußischen Cabinets ist wirklich zu groß, als daß irgend ein Hof sich mit ihm einlassen sollte“ — äußerte Gentz an Müller im August 1806.

„So war, schreibt Merkel, als die Schicksalsstunde kam, Friedrich Wilhelm vollständig getäuscht, getäuscht durch einen charakterlosen Höfling, einen Halbfranzosen, der seinen Stolz darein setzte, für einen ganzen zu gelten und durch einen ränkevollen italienischen Glücksritter, dem nichts wichtiger war, als sein eigenes Wohlsein.“

Dem Triumvirat Haugwitz, Lombard und Lucchesini, dem Triumvirat der Unentschlossenen, Charakterlosen und Eigensüchtigen stand eine andere Partei am

Hofe entgegen, welche, die Nothwendigkeit des Handelns erkennend, für feste Maßnahmen war und zur raschen Ausführung derselben trieb. An der Spitze dieser Partei, der Kriegspartei, wie man sie nannte, stand der durch seinen tragischen Tod bei Saalfeld bekannte geniale Prinz Louis, Sohn des Prinzen Ferdinand, des jüngsten Bruders Friedrich's des Großen, gewöhnlich Louis Ferdinand genannt. Dieser 1772 geborne Prinz, dem der vorschriftsmäßige Gang der preußischen Staatsmaschine keinen Wirkungskreis verstattete, wo seine eminenten Gaben sich bethätigen konnten, und der daher, um sein heißes Blut zu kühlen, jenes lustige Saus- und Brausleben führte, das ihm den Namen des preußischen Alcibiades verschafft hat, erkannte sehr wohl die dringende Gefahr, in die das Cabinet den Staat hineinführe. Er sagte dem Könige, als dieser ihm seine „ungemessene Kriegslust“ verwies: „Aus Liebe zum Frieden nimmt Preußen gegen alle Mächte eine feindliche Stellung an und wird einmal in derselben von einer Macht schonungslos überstürzt werden, wenn dieser der Krieg gerade recht ist. Dann fallen wir ohne Hülfe und vielleicht auch gar noch ohne Ehre.“

Von dem Adjutanten des Prinzen Louis, Carl von Nostitz*) ist neuerlich (1848) das Fragment

*) Nostitz war ein geborner Sachse, aus Merseburg, wo sein Vater Oberforstmeister war. Da derselbe von seiner Frau geschieden war, erhielt der Sohn seine Erziehung im Kammerrath von Ende'schen Hause nach mannichfaltigem Wechsel. Nach einjährigem Studium in Halle trat Nostitz neunzehnjährig

seines Tagebuchs publizirt worden, in dem auch Schilderungen des Lebens des Prinzen und seiner lustigen Gesellschaft stehen, sowohl in seiner gewöhnlichen Wohnung auf der Friedrichsstraße in Berlin nächst der Weidendammsbrücke, als auf seiner Villa in Moabit, als endlich auch auf seinem Gute Schrike an der Elbe unweit Magdeburg, wo er in Garnison stand. Es finden sich hier unter andern folgende Stellen, die ein anschauliches Bild von seiner Individualität und Lebensweise geben:

„Im Hause des Prinzen Louis kamen viele ausgezeichnete Männer zusammen, als Gentz, Johannes

---

1800 als Offizier in die Garde-Gensdarmen zu Potsdam, wo er bald durch Aufwand und tolle Streiche sich in Berlin stadtbekannt machte. Nostitz war es, der unter andern bei der beschriebenen Schlittenpartie im Winter vor dem Kriege 1806, wobei Werner's Weihe der Kraft verspottet werden sollte, eine Hauptperson der Mummerei, die zarte Catharine von Bora — er, der Riesenhafte — darstellte. Als ein baumlanger, kecker, geistvoller Mensch ward er von dem Prinzen zum Adjutanten erwählt. Bei dessen Tode ward er ebenfalls verwundet, machte aber den Feldzug in Preußen noch mit, trat dann nach dem Tilsiter Frieden in östreichische Dienste und 1813 in russische Dienste, machte die Befreiungskriege mit als Oberst, lebte dann im Gefolge Kaiser Alexander's in Paris und auf dem Wiener Congreß, bis er nach Beendigung seiner Geschäfte als russischer Commissär in Frankreich 1818 ins tiefe Rußland nach Mohilew zog, eine Russin heirathete und, nachdem er den türkischen und polnischen Krieg noch mitgemacht hatte, in Petersburg 1838 als russischer General starb. Seine Galerie vom Wiener Congreß ist classisch.

von Müller,*) Wilhelm von Humboldt und viele andere, theils heitere, theils kluge Gesellen, die zu verständiger und muthwilliger Bewegung hier gleich freien Raum hatten. Unter ihnen sah man vortretend den General Schmettau,**) gegen den der Prinz aus Gewöhnung und Wahl ein besonderes Vertrauen hegte. Oberst Phul***) hielt in des Prinzen Hause Vorlesungen über einen fictiven Krieg, dem Vortrage folgte freie Besprechung. Zur nächsten Umgebung des Prinzen gehörten noch außer Nostitz, der zweiter Adjutant war, der erste Adjutant Hauptmann Kleist, den aber häufige Unpäßlichkeit, Rücksichtlichkeit, Ernst und Hypochondrie von dem lustigen Leben zurückhielten, er zog nur Schach mit dem Prinzen — Rittmeister

*) Nach den 1850 erschienenen Memoiren von Henriette Herz war Johannes Müller „mit seiner plumpen Sprache, breiten, zerflossenen Gesichtszügen und stets wie mit Fett bestrichenem Munde" als Gourmand das Stichblatt der Scherze und der Satyre des anmuthigen und etwas übermüthigen Prinzen. Müller, Louis Ferdinand und der holländische Gesandte Debel schlemmten fast jeden Abend mit einander. Nach den Soiréen bei Frau von Staël war dies regelmäßig der Fall und der Prinz, den, wie es schien, Müller's Weinlaune ergötzte, rief eines Abends beim Weggehen: „Laßt uns sehen, was unser Gelehrter heute noch für Streiche machen wird!"

**) Der oben erwähnte Graf Friedrich, nach der Schlacht bei Auerstädt in Weimar an seinen Wunden gestorben.

***) Ein Reichsländer, der spätere berühmte General in russischen Diensten.

Möllendorf, der bei den Quartetts, die der Prinz fast jeden Abend spielte, die erste Violine strich und am Schluß durch sein lustiges Wesen zu unterhalten pflegte — und Kapellmeister Dussek, ein geborner Böhme, der berühmte Pianofortecomponist, der dem Prinzen bei seinen eignen schönen Compositionen nachhalf, sonst aber, „wenn er nicht Klavier spielte, mit der Pflege seines Bauches befangen war, denn dieser sonst interessante Mensch lag ganz in den Banden thierischer Wünsche.“

Demnächst gingen aber freilich in dem Hause des Prinzen Louis, wie in dem Georg's IV. von England, als er noch Prinz war, Leute aus und ein, die nichts als Schwelger und Libertins waren, sie kamen fast täglich nnd er ließ sie als seine Freunde gelten. Als ihm ein Vertrauter über einen solchen Mann einst Vorstellung machte, erwiederte er: „Ich weiß Alles von ihm, aber er ist mir, wie so ein großer Hund, den ich im Zimmer habe, ich rufe ihn 'mal heran, klopfe und zoddle ihn ein Bischen und lass' ihn wieder, ohne an ihn zu denken.“ Eben so frei urtheilte Prinz Louis über die Offiziere, die er doch sonst so hoch hielt. „Das ist ein so gewöhnlicher Mensch, sagte er einmal, daß ich Ihnen gar nichts von ihm sagen kann, der ist nichts als ein preußischer Offizier, er trägt die Uniform ohne Hemd auf bloßem Leibe, damit sie knapp sitzt.“

„Zu den Lieblingsgewohnheiten des Prinzen gehörte frohe, den Geist beschäftigende Mittheilung, daher hatte er gern Abendgesellschaft um sich und

verlängerte sie nach der Collation oft bis spät in die Nacht hinaus. In der Sommerwohnung zu Moabit bei Berlin, angenehm an der Spree gelegen, die der Prinz vor dem Feldzuge 1806 bezog, ward der Tag mit Schießen nach dem Ziele, Rossebändigen, Musik und Gespräch verbracht. Hier in dieser Villa des Prinzen waren Johannes von Müller und Humboldt (Wilhelm) sehr oft gesehene Gäste. Die Honneurs machte hier Madame Pauline (Wiesel),*) des Prinzen Freundin. An diese hatte sich der Prinz zum Aergerniß der Welt angeschlossen, da sie, obwohl von gutem Hause und in anständiger Weltverbindung, in einem schlimmen Rufe stand. Was ein heißes Blut von ihr erheischte, das gewährte sie freilich nicht immer nach sorgfältiger Wahl, gehörte aber darum nicht minder zu den geistreichsten Erscheinungen der damaligen Welt. Es war in ihr die freieste Ungebundenheit und eine muntere Keckheit gegen alles, was sie umgab, und was sie gleich unter den drolligsten Beleuchtungen ihres regen Geistes darstellte. Es

---

*) Diese geistreiche Dame war die Tochter des Geheimen Raths und General-Rendanten Cäsar in Berlin, eines genauen Freundes der Gräfin Lichtenau. Sie schlug alle Partieen aus, um sich mit dem kleinen Wiesel, der eine Art von Mephisto in Berlin war, später in Wien beim Congresse sich einen Namen machte und 1826 zu Berlin im Dachstübchen in Armuth starb, zu vermählen: diese Phantasie-Heirath schlug aber übel aus, Pauline ward im letzten Jahre des Prinzen seine Geliebte; später verheirathete sie sich mit einem Hauptmann in der Schweizergarde Carls X. und lebte in Paris und Straßburg.

gehörte die gleiche geistige Ungebundenheit des Prinzen dazu, um sich im Trotz gegen die Welt dem Hange zu dieser Frau ganz hinzugeben. Durch die Sinne einander unterthan, standen sie dem Geiste nach frei einander gegenüber. In der Villa des Prinzen erschien demnächst häufig als eine Freundin von Madame Pauline eine kleine, nicht hübsche, aber sehr geistreiche Jüdin, die unter dem Namen der Rahel*) bekannt war. Bei viel Tiefe, Wahrheit, Eigenthümlichkeit, Witz war die Rahel, ohne daß ihre äußere Erscheinung einen angenehmen Eindruck gemacht hätte, die anziehendste Gesellschaft. Glücklich unterschied sie sich von ihren Berlinischen Stammgenossen durch gänzliche Abwesenheit des jenen eigenen widrigen Hanges zu forcirter Witzelei und linkischer Eitelkeit. Rahel war natürlich, ungezwungen, gutmüthig, voll einer so zu sagen instinctartigen Einsicht. Dennoch ging ihrem Geiste der pikante Glanz orientalischer Abkunft nicht ab, obgleich dem Körper wenig von den feinen und schönen Formen ihrer Stammverwandtinnen mitgetheilt war."

In Schrike, seinem Gute bei Magdeburg, belustigte sich der Prinz mit der Jagd. „Diese betrieb er nicht, wie manche große Herren, als eine vornehme Beschäftigung, als eine fürstliche Reservatfreude,

---

*) Rahel Levin, nachherige Varnhagen von Ense, Tochter eines Juwelenhändlers, der von Henriette Herz in ihren Memoiren als „der geistreichste und witzigste Despot, den man denken kann" bezeichnet wird.

sondern mit freiem Behagen wie eine heitre Anstrengung, wobei an Geschicklichkeit im Rennen, Reiten und allen andern dazu gehörigen Fertigkeiten es ihm der Geübteste und Stärkste nicht zuvorthat. Zudem war der Prinz ein vortrefflicher Schütze und liebte das freie Handwerk der Jägerei so sehr, daß alle Diener seines Hauswesens aus dem Jägerstande gewählt waren. Ein Leibjäger, Ordorf, war vor Allen am längsten bei ihm. Das kleine Gut Schrike entsprach ganz der Bestimmung eines Jagdschlosses. Rings herum die großen Magdeburger Wälder, in denen der König dem Prinzen freies Jagen gestattet hatte; ein hölzernes, wohleingerichtetes Wohnhaus und die nöthigen Gebäude für Pferde, Hunde u. s. w. In diesem Sommer (1805) wurde der erste Versuch mit der Parforcejagd gemacht, wozu alle benachbarten Fürsten dem Prinzen Hunde geschickt hatten, selbst der Churfürst von Sachsen, dessen ernste Abgemessenheit an dem desultorischen Wesen des Prinzen, wie an einem Gegensatze, Gefallen zu finden schien. Ja, als wir nachher mit dem Heere durch Dresden zogen, gewann der Prinz solch einen Gönner an dem Churfürsten, daß bei mehreren Besuchen, vorzüglich in Pillnitz, seine scherzende Leichtigkeit die kalte Förmlichkeit brach, inmitten welcher diese fürstliche Familie, in Etiquette eingehüllt, sich bewegte. Der Prinz seinerseits verehrte den Churfürsten sehr, ohne darum sich besonderen Zwang aufzulegen, wie er denn einige Mal über eine Stunde zur Tafel sich verspätete, zur großen Verwirrung harrender Kammerherren."

„Wir verbrachten in Schrike sehr frohe Zeit. Um zehn Uhr des Morgens weckte uns Hundegebell zur Jagd. Nach kurzem Frühstück zogen wir aus, begleitet von Jägern und Jagdliebhabern. Wir lancirten Säue oder jagten sie par force, denn auf den Hirsch wurde dies Jahr noch nicht angelegt. Um fünf Uhr zurück und um sechs Uhr Tafel. Hier erwarteten uns Frauen und die Gesellschaft munterer Männer, welche, während wir auf der Jagd waren, sich versammelt hatten. Ausgewählte Speisen und guter Wein, besonders Champagner, den der Prinz vorzüglich liebte, stillten Hunger und Durst, doch das Mahl, in antikem Styl gefeiert, wurde durch Musik und den Wechsel heiterer Erholung weit über das gewöhnliche Maß verlängert. Neben dem Prinzen stand ein Piano. Eine Wendung, und er fiel in die Unterhaltung mit Ton-Accorden ein, die dann Dussek auf einem andern Instrument weiter fortführte. So entstand oft zwischen beiden ein musikalischer Wettkampf, ein musikalisches Gespräch konnte man es nennen, das alle durch Worte angeregte Empfindungen der Seele in bezaubernden Tönen lebhafter fortklingen ließ.

Unterdessen wechselten Getränke und Aufsätze, auf der Tafel zur freien Wahl hingestellt. Wer nicht aß und trank, warf mit Karten und Würfeln, oder führte ein Gespräch mit dem Nachbar. Die Frauen auf dem Sopha, in antiker Freiheit gelagert, scherzten, entzückten, rissen hin und verliehen dem Symposion jene Zartheit und Weichheit, die einer Gesellschaft von Männern unter sich durch ihre Härte und Einseitigkeit

abgeht. Die Stunden verflogen uns an solchen Abenden und die Nächte hindurch ungemessen und es geschah wohl, daß wir uns erst des Morgens um fünf, sechs, sieben, auch wohl um acht Uhr trennten, Viele von demselben Stuhle aufstehend, auf den sie sich den Abend vorher niedergesetzt."

„Nach einem kurzen Aufenthalt in Magdeburg, dem eigentlichen Sitze des Prinzen, indem er dort sein Regiment hatte und Dompropst des ehemaligen erzbischöflichen Capitels war, gingen wir nach Wettin, dem geschichtlich merkwürdigen Schlosse, an alte gewaltige Grafen und spätere ritterliche Besitzer erinnernd. Eng und unbequem zwischen den dicken Mauern alter Thürme und Castelle wohnend, verbrachten wir auch hier die Zeit mit Feldjagden, welche die berühmtesten in dieser Gegend waren. Der Prinz hing an heftiger Leibesübung, besonders wenn sie mit schneller Entschlossenheit wie mit Geistesblitzen verbunden werden mußte; das Beschwerlichste hierin war ihm während seines Landlebens auch das Liebste. So reiste er denn auch am liebsten zu Pferde, mit vorgesandtem, bereitstehendem Wechsel. Auf solchen oft unglaublich schnellen Ritten war ich sein beständiger Begleiter."

„Des Prinzen Vermögenszustand war durch die Erlangung der Pfründe eines Propstes des Domcapitels in Magdeburg (seit dem Tode des Prinzen Heinrich 1803) um eine jährliche Rente von mehr als 20,000 Thalern und durch den Verkauf des Rothenseer Busches bei jener Stadt um ein Capital von mehreren 100,000 Thalern vermehrt worden. Jedoch

der Ankauf der Güter Schrike und Wettin, Jagd, Pferde, ein Haus in Berlin und alte Schulden erschöpften bald diese Gelder. Der haushälterische Vater (der unermeßlich reich war) gab nur eine geringe Zulage und zog außerdem das Vermächtniß des Prinzen Heinrich an sich, obschon dieser den geliebten Neffen Louis zum alleinigen Erben eingesetzt hatte. Es hatte nämlich Louis, als er gesehen, daß der ihm bewiesene Vorzug den Vater kränke, diesem die Erbschaft zur lebenslänglichen Verwaltung überlassen, um später sich mit seinem Bruder August darüber zu vergleichen. Der Tod riß aber Louis hinweg und die Erbschaft verfiel ganz der Vermögensmasse seines Vaters, zum großen Nachtheil der Gläubiger des eigentlichen Erben."

„Die Schulden und die freie Lebensweise des Sohnes wurden dem Prinzen und der Prinzessin Ferdinand oft eine Veranlassung zur Unzufriedenheit; doch wenn Louis sich zeigte, besiegte seine glänzende Persönlichkeit allen Unmuth. Den Abwesenden vertrat häufig seine Schwester, die Fürstin Radziwill,*) die ihn zärtlich liebte und die eine Frau von vieler Umsicht war. Prinz August war der Gegensatz seines

*) Gemahlin des durch seine geniale Composition des Goethe'schen Faust bekannten Fürsten, eine große Freundin von Stein, der „ihren großen und edlen Charakter und kräftigen gebildeten Geist" im Abschiedsbriefe von Preußen an sie unterm 12. Jan. 1809 preist.

Bruders Louis; dieser letztere desultorisch und genial, jener consequent und gelehrt."

Wie bei seiner Familie, so imponirte die Persönlichkeit des Prinzen auch bei der Armee. „Durch eine glorreiche Waffenthat am Rhein — sagt Rostitz, der 1805 im Lager von Erfurt zum erstenmale Adjutantendienste that — und durch natürliches Uebergewicht ragte Prinz Louis über die Ersten des Heeres hervor; seine Milde jedoch, sein Scherz und seine kameradschaftliche Art begegnete dem Neid und beugte alle Häupter. Ohne schwerfällige Berührung schritt er über die meisten von ihnen, und die, bei denen er sich aufhielt, die mußten ihm Freunde sein, wenn er zu ihnen trat; denn seine Gegenwart übte eine siegende Gewalt, wo er sich nur zeigte. Blücher bewies dem Prinzen eine ungezwungene Ergebenheit, und Louis dutzte ihn, wie manche andere Generale, ohne daß es diese jedoch erwiederten. Der Prinz überwog Alle, die ihr Verdienst eine Stellung neben der seinigen einnehmen ließ, denn nichts kam seiner hochherzigen, frei erhabenen Weise gleich, die ihn zu dem Liebling des Heers machte, auf den sich aller Augen richteten."

Man hat viel von des Prinzen galanten Abenteuern erzählt und es war auch davon viel zu erzählen. In Paris machte man sich während des Kriegs 1793 einmal das Vergnügen, einen Brief der Mutter des Prinzen an seinen Gouverneur, der aufgefangen worden war, drucken zu lassen: es wurde darin auf die

umständlichste Weise empfohlen, über die Aufführung des Sohnes zu wachen, und mehrere im letzten Winter hinter dem Rücken der Mutter unternommene Escapaden angeführt. Unter den Flammen des Prinzen bereits von dem siebzehnten Jahre an nannte man ein Fräulein von Schlieben, die 1789 deshalb von Hofe mit 500 Thaler Pension entfernt worden sein sollte; Gräfin Minette Schulenburg, Tochter des Ministers Schulenburg-Kehnert, Schwester der Fürstin Hatzfeld; ferner eine Französin Madame Contades, geborne Bouilly, von der es hieß, der Prinz werde sie heirathen — die Liaison fiel in die Zeit, wo die Schwester des Prinzen die Mesalliance mit dem Fürsten Radziwill machte, ins Jahr 1796; später im Jahre 1802 florirte in größter Gunst des Prinzen eine andere Französin Madame Laroche Aymon, deren Gemahl, Generaladjutant, Kammerherr und Liebling des Prinzen Heinrich, nachdem er vergebens prätendirt, Prinz Louis solle die ihm entführte Frau durch eine Heirath zur linken Hand retabliren, mit einer ansehnlichen Geldsumme sich abfinden ließ, die Prinz Heinrich zahlte. Sehr oft und gern fand sich auch der Prinz im Hause der Gräfin Mariane Gurowska, Tochter des Ministers Bischofswerder, ein, die 1795 von ihrem Mann geschieden und mit 60,000 Thalern Jahresrente arrangirt worden war u. s. w.

Des Prinzen Hauptflamme — in Ehren — war die schöne Königin Luise und später in lodernder

Leidenschaft ihre reizende Schwester, Prinzessin Solms, früher Ludwig.

Ueber das Verhältniß des Prinzen Louis Ferdinand zur schönen Königin berichtet einmal der Malthesercommandeur und erste Kammerherr Friedrich Wilhelm's II. u. III., der schlesische Graf Joseph Wengersky, in seinen, in Briefen an seinen Bruder bestehenden Memoiren aus Potsdam unterm 28. März 1794 kurz nach der Vermählung der damaligen Kronprinzessin:

„Monseigneur le prince royal vient avec Madame la princesse, s'établir ici pour le temps d'exercice et logeront au château. La princesse doit quitter Berlin à regret et attend peu de plaisir du séjour ici, le monde dit qu'elle reçoit avec plaisir les hommages du prince Louis Ferdinand. En général tout n'est pas comme cela devroit être. Je crains tout de la vivacité du prince, s'il s'apperçoit de cette coquetterie, cela pouvoit donner des scènes fort désagréables. Jusqu'ici ce n'est qu'une inconséquence de jeunesse, mais qui peut conduire bien loin. Madame de Voss (die Oberhofmeisterin der Kronprinzessin) avec son expérience frémit, fait des remontrances, on ne l'écoute pas et s'en moque. Mademoiselle de Viereck (Hofdame der Kronprinzessin) est rudoyée toutes les fois qu'elle ose faire une observation. Mais ce qu'il y a de plus dangereux est la confiance que la princesse a en un monstre femme

Madame de Schlabrendorf.*) Une amie semblable avec un caractère dont on ne peut rien dire de bon, un esprit fort le plus decidé, n'accordant rien au prejugé, une morale entièrement philosophique, est un fléau pour une jeune princesse superbe, vive, qui vient de paraître sur la scène, où tout lui prodigue de l'encens, comme princesse, comme belle femme accomplie. Je fais des voeux pour sa tranquillité et son bonheur. Ces princesses sont d'ailleurs si bonnes, si aimables. La veille de mon départ de Berlin à un souper chez Bredow, je fus le voisin à table de la Comtesse de Schlabrendorf et notre conversation tomba sur la matière, dont je viens de vous entretenir. Elle fut fort vive mais sans hausser la voix, elle resta entre nous. Je prenois le parti des decorums et des préjugés dé'tiquette nécessaires à la cour, et indispensables même, surtout dans la crise actuelle, où l'on accusoit la légereté de la reine Marie Antoinette sur ce point, comme une de causes de

*) Die durch Rahel's Briefwechsel (I. 205 ff.) bekannte Caroline Schlabrendorf, Nichte des Feldmarschalls Grafen Kalkreuth und des Pariser Schlabrendorf, Gemahlin des Majors von Schlabrendorf, Adjutanten des Prinzen Louis, eines Vertrauten von Bischofswerder: sie ward von ihm 1795 geschieden, er starb früh 1797. Sie lebte später in Dresden und starb, zweiundsiebzig Jahre alt, 1833 auf ihrem Landsitze bei Siegersdorf, in Zyrus, dem Gute ihres Bruders, des Grafen Kalkreuth.

la révolution françoise. Elle trouva mes principes insensés et ridiculs pour un homme d'esprit, et soutint, que les générations futures devront leur bonheur à cette crise, contre laquelle je déclamais à ce bouleversement de ridiculs préjugés. Toutes ses réponses étoient sur ce ton, à tout ce que je lui soutenois; et parlant des actions et principes d'une ame noble, elle m'interrompit brusquement par ces mots: „„qu'est ce que c'est que votre âme noble? bien peu de chose sans le corps; définissez moi ou fixez la ligne qui sépare ou divise l'âme du corps."" Qu'elle amie pour une jeune femme de 18 ans! La nature s'est trompée en la faisant naître femme."

Als ein besonders famoses Abenteuer des Prinzen galt bei den Zeitgenossen das mit der schönen Holländerin Madame de Steen in Hamburg, wohin er ihr im Jahre 1802 aus seiner Garnison zu Magdeburg gefolgt war und von wo Massenbach ihn nur mit schwerer Mühe zurückbringen konnte.

„Auch hierin, sagt Nostitz, war der Prinz von den gewöhnlichen Söhnen der Erde verschieden und ein Titan. Er wahrte den Adel der Empfindung neben aller Frivolität in den Ausbrüchen des Temperaments."

„Er war nicht, wie man ihn nannte, ein verlorener Mensch, denn bei Weibern, beim Zechen und in allem wilden Wirbel der Jugend verlor er sich selbst nicht, blieb immer das, was er war, erhob sich bei der leisesten Anregung des edleren Stoffes, in dem Adel seiner Seele und in der Freiheit seines Geistes aus

jeder Tiefe im Adlerfluge und ließ das niedere Volk weit hinter sich im Schlamme. Leichtsinnig in der Liebe wie ein alt-französischer Mousquetaire, konnte er auch für ein reineres, höheres Verhältniß erglühen. Ueber seine Verbindungen gewöhnlicher Art rolle der Vorhang hinab, sie sind bekannt genug; aber Erwähnung verdient die zarte, altritterliche Liebe, die ihn an Emilie von Rau, ein geistreiches Mädchen in Berlin, kettete. Wären die Briefe vorhanden, die er ihr geschrieben, man würde die Rosenjahre der Liebe aus dem Mittelalter darin wiederfinden; leider wurden sie alle der armen Emilie, die bald nach dem Tode des Prinzen starb, auf die flehendste Bitte der Verscheidenden in das frühe Grab gelegt."

"Bei seinem Tode hinterließ er zwei Kinder, Louis und Blanche, die im Jahre 1810 von dem König unter dem Namen von Wildenbruch in den Adelstand erhoben wurden. Die Mutter derselben, eine Demoiselle Fromm, war ein schlankgezogenes und wohlerzogenes Mädchen, jedoch ohne Aufflug der Seele; darum mußte sie auch im letzten Jahre der Frau Wiesel weichen." *)

Ueber die sehr zarte Liaison zur Schwester der Königin Luise, der galanten, schönen Prinzessin Solms, giebt das Tagebuch ebenfalls Andeutung.

*) Sie war die Tochter eines Hutmachers. Die Kinder hatte der Prinz seinem Kammerdiener empfohlen, der nach seinem Tode für sie sorgte, bis des Prinzen Vater etwas für sie that.

Der Prinz traf mit ihr in Dresden, als er 1806 zur Armee ging, zusammen.

„Zu den Reisenden, die sich in Dresden aufhielten, gehörte auch die Fürstin Bagration, eine Polin, die gleich vieler ihrer Landsleute ihre Heimath im Reisewagen hatte. Diese Dame und der Prinz hätten schnell sich angezogen und noch später pflegte und hegte die Fürstin die Erinnerung an ihn mit einem romantischen Schwunge, wie an einen schönen, jugendlichen, im Kampfe gefallenen Paladin. Wäre dagegen der Prinz am Leben geblieben, so hätten wahrscheinlich die nächsten Monate die Flamme gelöscht.“

„Außer der Fürstin Bagration hatten die Ereignisse auch andere vornehme Damen nach Dresden geführt, unter ihnen die Prinzessin Solms, Schwester der Königin von Preußen.“

„Einst war ich bei ihr und fand sie in Thränen. Ich nahm sie nicht ad referendum, sondern ließ sie auf dem Rückweg in die Elbe fallen. Denn war ich gleich bereit, mit meinem fürstlichen Herrn jeden Schwung und jede That zu bestehen, so habe ich doch nie ein Privatgeheimniß mit ihm gehabt, indem ich die langweilige und gefährliche Vertrautenrolle vermied.“

„Der Prinz benutzte einen freien Tag, um die Prinzessin Solms und die Fürstin Bagration, so wie Gentz, Bose (der sogenannte dicke Bose, damals Rittmeister der Garde du Corps, ein Centrum der Dresdner Gesellschaft in dem einzigen Versammlungsort des Adels und der Diplomaten, in der Ressource) und einige andere Freunde bei einer wohlbestellten Tafel

im Badesalon zu Tharand zu vereinigen. Doch alle Freude war verbannt bei dem abgemessenen Benehmen der beiden Damen gegen einander."

Dem Prinzen ward auch seine Franzosenliebe und sogar, daß er seinen Hut à la morbleu trage, vorgeworfen. „Wer waren aber, sagt Nostitz, diese Franzosen, mit denen der Prinz verkehrte? Männer aus der guten Gesellschaft, von Esprit und Tournüre, vor denen der Prinz sich manchmal selbst unvorsichtig aufknöpfte, weil er sich ihnen überhaupt nicht ungern näherte. Er hatte seine Bildung an dem Hofe von Rheinsberg erhalten und stand zu den französischen Weisen nicht so fremdartig, als es gewöhnlich Preußen sind. Neben diesen Männern von Tournüre beschäftigten den Prinzen einige Zeit hindurch Französinnen von der leichten Art. Das war Temperament und Neugierde. Endlich bewies er Antheil einigen armen französischen Schluckern parasytischer Art, die er länger oder kürzer um sich litt, wie man wohl Singvögel füttert und um sich leiden mag."

„Abneigung gegen die Franzosen zeigte Prinz Louis, weil ihre Herrschsucht das deutsche Volk untergrub — die Doctrinen der Revolution pflegte er wohl abstract, wie es häufig geschah, zu entwickeln und Manches preisend darzustellen."

„Ein Vorwurf trifft den Prinzen mit Recht: er hatte kein Vorzimmer. Sein Leben war so gestaltet, daß es bei ihm auch nicht eine Stunde des Tags gab, wo er Fürst gewesen wäre. Immer mußte man ihn aufsuchen, denn er wohnte eigentlich nirgends, ob er

gleich ein Haus hatte. Das war Unrecht. Ein großer Herr muß eine Antichambre haben, wenn er tutti quanti abthut, die dahin gehören, um dann in penetralibus mit den Näherstehenden so leben zu können, wie sein Geist es ihm befiehlt. Prinz Louis that es nicht. Dazu hätte er mehr Alcibiades sein müssen. Er besaß Eigenschaften des Atheners, aber nicht dessen Verstecktheit. Seine Heldenseele kannte nur offenes Handeln."

Ein Brief von dem Prinzen an den durch seine Schriften und das Gefängniß, das er deshalb erleiden mußte, bekannten Oberst August Wilhelm von Massenbach, den Pertz im Leben Stein's giebt, möge diesen interessanten Charakter noch näher beleuchten.

Prinz Louis Ferdinand an Massenbach, wahrscheinlich vom Anfang Septbr. 1806.

„Ihr Brief, lieber Massenbach, hat mich auf eine sehr angenehme Art überrascht. Aber weniger auch erwartete ich nicht von Ihrem Kopfe und Herzen. Mit einem lebendigen Gefühle für alles Gute und Schöne ist man nur zu sehr geneigt, allen großen Begebenheiten große Motive, allen großen Handlungen große und edle Charaktere unterzulegen. Nichts aber leichter, als sich über Alles dasjenige, was in der Revolution vorgegangen, über deren Folgen und Diejenigen zu irren, die durch sie gehoben, und die der Drang der Umstände an die Spitze derselben gesetzt. Das Vergessen aller Grundsätze, die bisher das föderative System von Europa erhalten, die unselige Schwachheit

aller Fürsten, die dieses wirklich an großen Männern karge Zeitalter unter denen erzeugte, die das Schicksal zum Thron bestimmt; der Mangel an Regierungs-Formen, an großen Charakteren, eine traurige Folge der Erziehung und der auf Selbstsucht und Indifferenz hinwirkenden Philosophie, Alles dieses bereitete die Ketten, die Unser warten. Unsere Schwäche, unsere Kleinheit machten es Bonaparte leicht, Europa zu unterjochen, nachdem es einmal sich von den Grundsätzen entfernt hatte, die sonst seine Ruhe sicherten. Hierzu kamen alle kleinlichen Ansichten, die partielles Interesse und die stets wechselnden Formen der Revolution erzeugten. und daß wirklich Wenige noch bemerken, daß Bonaparte der Mann der Revolution ist, und daß auch sie ihn mit sich fortreißt und treibt, und daß er noch stets alle revolutionairen Mittel braucht, und daß, wenn er es auch wollte, er nicht zurückgehen könnte.

Wie ich über die Gefahren dachte, die uns droheten, als die Armeen noch versammelt waren, und leider auf eine eben so unpolitische als unbegreifliche Weise getrennt wurden, mag Ihnen beiliegender Brief sagen, den ich kurz nach der Bataille von Austerlitz meiner Schwester schrieb, zu einer Zeit, wo Berlin ein so seltsames Schauspiel von Unentschlossenheit, militairischen Anstalten und Frivolität darbot. Wenn ich Sie in Dresden sehe, erbitte ich mir diesen Brief zurück.

Sind unsere politische Meinungen zwar verschieden gewesen, so weiß ich dennoch, daß wir über einen

Gegenstand homogen gedacht haben. Der ganze Staat liegt an einem Uebel krank, welches ihm, werde es Krieg oder Frieden, gleich verderblich werden kann. Wir haben keine Regierungs-Form, kein Gouvernement. Friedrich II., der mit der Kraft einis allumfassenden Geistes durch sich selbst regierte, dem kein Zweig der Verfassung unbekannt war, der über jeden derselben sich mit seinen Ministern unterhielt, und bei dem seine Cabinetsräthe nur Werkzeuge seines Willens waren, hinterließ nicht seinen Nachfolgern jenen großen Geist, der alle Theile der Administration in einen gemeinsamen Brennpunkt vereinte, nur durch sich selbst wirkte, und dem Staat das innere Leben gab, welches er so bald nach seinem Tode verlor. Dieses stürzte Uns unter dem vorigen König in die Favoriten-Regierung und die seiner Umgebungen männlichen und weiblichen Geschlechts. Unter dem jetzigen König drang sich das Cabinet zwischen den König und die ersten Staatsbeamten und ließ letzteren nur den Schein einer Macht, die das Cabinet ohne Responsabilität ausübt, oder vielmehr mißbraucht. Die subjective Zusammensetzung dieses Cabinets hilft auf keine Weise den Fehler dieser Verfassung ab, und Preußens Schicksal ist in diesem Augenblick in den Händen eines Advocaten (Beyme), der übermüthig absprechend und ohne Kenntniß der inneren und äußeren Angelegenheiten des Staates ist, dem alle militairischen Ansichten gänzlich fehlen; in denen eines seichten, herzlosen, moralisch und physisch ...annten französischen Dichterlings (Lombard), ...ines Ministers (Haugwitz) welcher verworfen ist, das Werkzeug dieser Menschen zu sein,

dessen ganzes Leben eine stete Folge von Schwachheit und Niedrigkeit ist, und in dessen verpestetem Herzen Wahrheitsliebe so erloschen, daß seine Worte eine stete Folge von Lügen sind.

Die Art Idealismus, den Friedrich's Regierung erzeugte, hatte der höchsten Würde einen so großen Charakter gegeben, daß man ihn lange noch denselben glaubte, als er schon längst erloschen, (diese Art Idealismus) hat es wirklich diesem Cabinet erleichtert, seine Macht immer fester zu gründen, ohne daß man es gewagt hätte, gegen dasselbe aufzutreten, und so sind wir denn wirklich an den Rand des Abgrundes gekommen und voller Schrecken erwachen wir jetzt erst. Mit vieler Mühe vermochte man einige Wenige über diesen Gegenstand dem Könige mit Freimüthigkeit und Ehrfurcht zu schreiben — bis jetzt ohne Erfolg! Auch Sie haben, höre ich, von der Nothwendigkeit einer Veränderung geschrieben, die Adjutanten und Secretair-Regierung durch ein der Responsabilität unterworfenes Conseil zu ersetzen. Enger und fester muß man sich setzen, um diese Idee zu realisiren. Ihre militairische Ansicht enthält Vieles, dem ich gern beipflichte, indessen bei der Einseitigkeit aller Maaßregeln, bei dem wenigen Verein des Politischen mit dem Militairischen, bei dem Mangel an Entschluß hoffe ich wenig Gutes, so lange die Ursachen existiren, die von Innen Alles lähmen, und uns von Außen alles Zutrauen entziehen. Sehr glücklich bin ich, die Hoffnung zu haben, entweder die schlesische Armee zu commandiren oder unter dem Prinzen von Hohenlohe zu stehen. In beiden Fällen werde ich gewiß weder Ihre

Erwartungen noch die der Armee täuschen. Ich erwarte stets von Ihnen ein offnes, einfaches Darstellen der Wahrheit. Mein Herz und mein Verstand sind gemacht, selbige zu hören und zu schätzen und alle Pflichten zu fühlen, die die jetzigen Umstände einem Neffen Friedrich's auferlegen.

Bald sehen wir uns, so lange also leben Sie wohl und erhalten mir Ihre freundschaftliche Achtung.

Louis.

P. S. Den sechsten bin ich in Dresden.

Zwei merkwürdige Briefe Stein's an den Prinzen, worin er ihn auf der Lebenshöhe zu erhalten und nach dem Sinken wieder darauf zurückzuheben versuchte, theilt ebenfalls das Leben Stein's von Pertz mit. Sie sind aus der Zeit, wo des Prinzen Regiment, ehe es nach Magdeburg versetzt ward, in Westphalen, im Mindenschen stand.

Stein an den Prinzen Louis 1796, 17. Nov.

„Es ist gewiß, daß der philosophische Geist, welcher die Beziehungen verallgemeinert und die vereinzelten Gegenstände unter einem Grundsatz oder einem höhern Gesichtspunkt zusammenfaßt, diejenige Art des Geistes ist, welche den großen Mann bezeichnet; aber mit dieser Geistesart muß er die Kraft des Charakters verbinden, welche ihm in ruhigen Zeiten den Fleiß zur Arbeit, die Hartnäckigkeit Alles was auf seine Ausbildung einwirkt zu verfolgen, in den Zeiten der Thätigkeit die nöthige sittliche Kraft giebt, um die Anstrengungen des Geistes und des Körpers zu ertragen, welche der Drang der Umstände erheischt. Es war Mangel an Charakter, was in der Revolution die

tugendhaftesten und aufgeklärtesten Männer gestürzt hat, wie Mounier, Bergasse, Bailly, selbst unter den Girondisten Condorcet, Roland, was die einen in die Verbannung trieb, die andern unter dem Dolche der Parteimenschen fallen machte. Es war diese Charakterstärke, welche man Enthusiasmus nennt, die den Thron der Kalifen gegründet hat, die durch Streben nach Reichthümern, Liebe zum Ruhme, den Hang des Jahrhunderts nach Abentheuern, hervorgebracht, die spanischen Eroberer Amerika's und ihre Sieger die Bukaniere begeisterte.

Lebt der Mann, welcher sich durch die Natur zu einer großen und nützlichen Laufbahn berufen fühlt, inmitten der Weichlichkeit der Höfe oder unter kleinen kleinlichen Leuten, so kann er nur dann sich erhalten und diese Charakterstärke entfalten, wenn er sich mit den großen Männern der Geschichte umgiebt und sich durch ihre Vorbilder gegen die zerstörenden Eindrücke verderbter und kleiner Umgebungen schützt.

Die despotischen Regierungen vernichten den Charakter des Volkes, da sie es von den öffentlichen Geschäften entfernen und deren Verwaltung einem eingeübten ränkevollen Beamtenheer anvertrauen. Die kleinen verbündeten Freistaaten begünstigen am meisten die Entwicklung der Art, aber machen das Leben der Einzelnen stürmisch.

Die Bemerkungen, so E. Kön. H. über die Kennzeichen der Schwäche machen, sind sehr richtig; sie ist neidisch und strengt sich an, um herabzuziehen, nicht um zu übertreffen.

Ich bin sehr betrübt über das, was Sie mir von der geringen Wirkung schreiben, die Ihre Schritte in Berlin gehabt haben. Da E. Kön. H., wie man sagt, sich selbst dahin begeben wollen, so wird man, wie ich hoffe, billiger gegen Sie sein. Ich theile Ihre Schmerzen; ich fühle Ihre Lage; aber geruhen Sie sich zu erinnern, daß gleicherweise Friedrich der Große in Ihrem Alter von der Schulfuchserei und dem Geize erdrückt worden ist und keinen andern Trost fand, als in der Einsamkeit und der Liebe zur Wissenschaft und Künsten, welche ihn einem jeden Alter so reichlich darbieten.

Ich empfehle E. Kön. H. Plutarch, und werde, wenn Sie befehlen, Ihnen eine gute Ausgabe der Uebersetzung von Amyot zu verschaffen suchen."

1799, 23. Febr.

"Obwohl ich seit fast einem Jahre des Glücks beraubt bin, mich E. Kön. H. zu nähern, so ist doch meine Theilnahme an Ihrer Ruhe und an Ihrem Ruhme zu lebendig und zu aufrichtig, als daß ich mich nicht damit beschäftigt hätte und von Allem, was sich darauf beziehen kann, berührt worden wäre. Es hat mir eine große Genugthuung gewährt, zu hören, welche Sorge Sie der Erziehung der jungen Offiziere und Cadetten Ihres Regiments widmen, mit welchem Fleiße Sie die Wissenschaften studiren, die das Ganze der furchtbaren und erhabenen Kriegskunst bilden, und wie Sie Ihre Einsamkeit verwenden, um Ihre Seele mit großen, starken und nützlichen Ideen zu nähren. Aber während Sie Ihre Fähigkeiten entwickeln, während Sie arbeiten, Kenntnisse zu erwerben und zu verbreiten, warum

möchten Sie, gnädiger Herr, so viele andere sittliche Beziehungen verletzen, gegen so viele andere Grundsätze verstoßen, in deren Achtung eine gefühlvolle, für zärtliche Neigungen empfängliche Seele wie die Ihrige ihr Glück finden müßte? Ich gestehe es Ihnen, gnädiger Herr, daß es mich sehr betrübt hat, zu vernehmen, wie weit Sie sich von Ihren Eltern entfernen, wie sehr Sie vernachlässigen, dem Verlangen zu entsprechen, welches sie Ihnen bezeigen, sich Ihnen zu nähern . . . . . .

Und Sie, gnädiger Herr, der so empfindlich ist für fremdes Unglück, der ihm niemals Beistand verweigert, der dem einfachen Soldaten, dem Gefährten Ihrer Gefahren, die rührendste Sorge bewiesen hat (der Prinz hatte in der Rheincampagne einen blessirten preußischen Soldaten aus dem feindlichen Kugelregen getragen), Sie verschließen Ihr Herz gegen das gebieterische Gefühl der Natur, Sie scheiden sich von ihr und Sie glauben eines Tags einem so zerreißenden Gefühl entgehen zu können, wie das ist, die sorgenden Bemühungen eines Vaters am Rande des Grabes mit Härte zurückgestoßen zu haben.

Folgen Sie, gnädiger Herr, den Eindrücken einer ehrlichen fühlenden Seele, nähern Sie sich einem Vater, den Ihre Kälte tief verletzt hat, mit dem Verlangen Ihr Unrecht zu vergüten.

Zu diesen so natürlichen und gebieterischen Gründen treten andere Betrachtungen von der Redlichkeit eingegeben, weil jeder ehrliche Mann seine Verpflichtungen erfüllen muß . . . .

Sie haben ein Lebensalter erreicht, wo Alles sich vereinigt, um Ihnen zu rathen, eine Verbindung einzugehen, welche Ihnen den Genuß häuslichen Glücks sichere; Sie haben Gefühl dafür; Sie haben mir oft mit erweichtem Herzen von dem Bilde gesprochen, welches Ihnen die Familie einer von Ihnen angebeteten Schwester darbietet; ich bin gewiß, die Bemühungen einer jungen liebenswürdigen und ehrbaren Gattin, die rührenden Liebkosungen Ihrer Kinder würden Sie von dieser unglücklichen Leidenschaft des Spiels zurückrufen, welche von der Langeweile und einer unbestimmten Unruhe genährt wird, Sie aus den Armen Ihrer Freunde reißt, und Sie in Gesellschaften zieht, die durch die zügelloseste Habsucht vereinigt und durch die widerwärtigsten Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden."

"Sie haben Ihrer Frau Schwester K. H. Absichten in Beziehung auf diesen Zustand eröffnen lassen; sie erfordern eine reifliche weise Ueberlegung; und wer ist mehr dazu gemacht, um sie mit aller Sorgsamkeit der Freundschaft und dem Scharfblicke der Erfahrung zu unternehmen, als sie, welche die Verbindungen kennt, die Sie eingehen müssen, die Sie kennt und den unberechenbaren Einfluß vorhersieht, den solche Verbindungen auf Ihr Glück und auf Ihr ganzes sittliches Wesen haben werden."

"Pflichten, die Sie gegen Ihre Eltern zu erfüllen haben, die Anordnung Ihrer Geschäfte, die Nothwendigkeit mit der zärtlichen und umsichtigen Freundschaft zu sprechen und zu berathen über einen Zustand, von Ihr ganzes Glück abhängt, rufen Sie nach hin, erfordern, daß Sie Schritte thun, daß Sie

sich den nöthigen Formen unterziehen, um dazu Erlaubniß zu erhalten, und ich beschwöre Sie, gnädiger Herr, Sich ihnen nicht zu entziehen, Sich den dringenden Bitten eines Mannes zu ergeben, der aufrichtig an Ihnen hängt, der den Umfang Ihrer Talente kennt, und der sich betrübt, deren Entwicklung aufgehalten, deren Anwendung verhindert zu sehen, der Sie bittet, in der Sprache, die er zu Ihnen redet, nur die Ehrerbietung zu finden, welche er Ihren ausgezeichneten Eigenschaften und Ihrer Liebe für die Wahrheit zollet."

Eine andere Freundin des Prinzen glaubte die einzige zu sein, die ihm die Wahrheit sagen könne, Rahel. Ein merkwürdiger Brief steht in ihrer Briefsammlung unter den Briefen des Jahres 1811. Sie schrieb da an Fouqué: „Sie sollen die Briefe und Billets haben, die ich von Louis conservirt habe, weil Sie sie am meisten lieben werden. Er ist ein geschichtlicher Mann. Er war die feinste Seele: von beinah niemand gekannt, wenn auch viel geliebt; und viel verkannt. Es ist nicht Eitelkeit, daß ich mich so mit hinüber spielen möchte. Meine ehrenvollsten Briefe sind verbrannt, daß Feinde sie nicht lesen! Denn alles schrieb der Vielverworrene der vertrauten Freundin, oft auf einen Bogen, auf eine Blattseite. Mit wahrhaftem Vollgefühl sag' ich Ihnen aber: „„Schade, daß meine Briefe an ihn nicht da sind."" Gerne ließ ich der Welt das Exempel, wie wahrhaft man mit einem Königlichen Prinzen, der schon vom Ruhm geführt und hoch geliebt war, sein kann. Er hat alles, was er schriftlich besaß — wie ich — vor dem letzten Aus-

marsch in Schrike verbrannt, weiß ich von Major Möllendorf. Auch hat sich nichts gefunden. Sonst hätte man das Geklatsche schon gehört. Mißhandelt wurde Louis oft — zur Empörung — aber schmeicheln thaten sie ihm doch und die Wahrheit hab' ich ihm nicht sagen hören, wenn nicht Persönlichkeit dazu trieb; und großartig dies, nur von Einer; von Paulinen. Mir aber machte er es möglich, sie ihm jedesmal, wie ich sie einsah, zu zeigen. Halb, gewiß, gebührt diesem menschlichsten Menschen dieser Ruhm! Das Menschlichste im Herzen faßte er auf; zu diesem Punkte hin wußte sein Gemüth jede Handlung, jede Regung der Andern zurückzuführen. Der war sein Maaßstab, sein Probirstein, in allen Augenblicken des ganzen Lebens. Das ist das Schönste, was ich von ihm weiß. Nie sprach er darüber mit mir, nie ich mit ihm. Ich sah es aber ein, lebenslang. Er erröthete, wenn Menschen von andern zum Narren gehalten wurden: das sah ich, als man dies Einmal ziemlich gelinde mit einem verrückten Juden Schapse in seiner Gegenwart vornahm: er schenkte ihm Wein ein, und behandelte ihn geschwind als Gast."

„Mein Verhältniß zu ihm war sonderbar: beinah ganz unpersönlich. Obgleich er seine letzte Lebenszeit mit und bei mir zubrachte (mehr als die letzten drei Jahre). Von uns zu einander, war nicht die Rede. Doch mußt' er mir alles sagen: componirte er, sollt' ich bei ihm sitzen; spielte er — am Ende gezwungen — Karten, auch. Mein Gräul!" u. s. w. „Er hat mir erzählt: wie er sonst gar sich nicht hätte zu lieben verstanden, wenn es nicht eine berühmte Elegante

war; wie er war, wie französische Coterien und Familien sind u. s. w.“

Die beiden letzten Leidenschaften, die des Prinzen Herz erfüllten, gleichzeitig erfüllten, waren die zu Pauline Wiesel und Henriette Fromm. Aus Schrike schrieb er einmal darüber 1805 an Rahel: „Sie haben gesehen, wie heiß und heftig meine Liebe zu P. ist, mit welcher Innigkeit und Zärtlichkeit ich dabei zugleich an der himmlisch guten lieben H. hänge; dieses scheint räthselhaft, Menschen unbegreiflich, und doch haben es die so sehr sonderbaren Umstände, jenes so einzige Entstehen dieses Verhältnisses so gewollt, daß ich in dieser Verwicklung von Umständen nicht wollen konnte, und daß diese beiden Weiber, voller Liebreiz, voller Annehmlichkeiten verschiedener Art, doch beide nicht das wirklich Liebenswerthe, auch vielleicht nicht einmal das Liebenswürdige, in mir lieben, da mein Herz, meine Liebe, sie so ganz umfasset! — — Mir ziemt es, mich in das strengere Geschäftsleben zurückzuziehen, und nicht so, wie ich es gethan, Zeit und Kraft den Weibern zu vergeuden, die doch Ernst und kältere Vernunft mehr als Hingebung und stete Liebe beherrschen.“

Einer der letzten Briefe, die der Prinz geschrieben, ist aus Leipzig 11. Sept. 1806 an Rahel gerichtet und enthält das Schwanenlied seiner Liebe zu Paulinen und die Widmung für den Krieg auf Leben und Tod. „Wie es mit meiner Liebe zu Paulinen eigentlich ist, schreibt er, wäre schwer, Ihnen zu schreiben; ich weiß nur, daß ich sie unaussprechlich liebe, und alle meine Gefühle erlangen in Einsamkeit und Entfernung

H. G. Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck.

Sie haben ein Lebensalter erreicht, wo Alles sich vereinigt, um Ihnen zu rathen, eine Verbindung einzugehen, welche Ihnen den Genuß häuslichen Glücks sichere; Sie haben Gefühl dafür; Sie haben mir oft mit erweichtem Herzen von dem Bilde gesprochen, welches Ihnen die Familie einer von Ihnen angebeteten Schwester darbietet; ich bin gewiß, die Bemühungen einer jungen liebenswürdigen und ehrbaren Gattin, die rührenden Liebkosungen Ihrer Kinder würden Sie von dieser unglücklichen Leidenschaft des Spiels zurückrufen, welche von der Langeweile und einer unbestimmten Unruhe genährt wird, Sie aus den Armen Ihrer Freunde reißt, und Sie in Gesellschaften zieht, die durch die zügelloseste Habsucht vereinigt und durch die widerwärtigsten Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden."

"Sie haben Ihrer Frau Schwester K. H. Absichten in Beziehung auf diesen Zustand eröffnen lassen; sie erfordern eine reifliche weise Ueberlegung; und wer ist mehr dazu gemacht, um sie mit aller Sorgsamkeit der Freundschaft und dem Scharfblicke der Erfahrung zu unternehmen, als sie, welche die Verbindungen kennt, die Sie eingehen müssen, die Sie kennt und den unberechenbaren Einfluß vorhersieht, den solche Verbindungen auf Ihr Glück und auf Ihr ganzes sittliches Wesen haben werden."

"Pflichten, die Sie gegen Ihre Eltern zu erfüllen haben, die Anordnung Ihrer Geschäfte, die Nothwendigkeit mit der zärtlichen und umsichtigen Freund-
zu sprechen und zu berathen über einen Zustand,
Ihr ganzes Glück abhängt, rufen Sie nach
erfordern, daß Sie Schritte thun, daß Sie

sich den nöthigen Formen unterziehen, um dazu Erlaubniß zu erhalten, und ich beschwöre Sie, gnädiger Herr, Sich ihnen nicht zu entziehen, Sich den dringenden Bitten eines Mannes zu ergeben, der aufrichtig an Ihnen hängt, der den Umfang Ihrer Talente kennt, und der sich betrübt, deren Entwicklung aufgehalten, deren Anwendung verhindert zu sehen, der Sie bittet, in der Sprache, die er zu Ihnen redet, nur die Ehrerbietung zu finden, welche er Ihren ausgezeichneten Eigenschaften und Ihrer Liebe für die Wahrheit zollet."

Eine andere Freundin des Prinzen glaubte die einzige zu sein, die ihm die Wahrheit sagen könne, Rahel. Ein merkwürdiger Brief steht in ihrer Briefsammlung unter den Briefen des Jahres 1811. Sie schrieb da an Fouqué: „Sie sollen die Briefe und Billets haben, die ich von Louis conservirt habe, weil Sie sie am meisten lieben werden. Er ist ein geschichtlicher Mann. Er war die feinste Seele: von beinah niemand gekannt, wenn auch viel geliebt; und viel verkannt. Es ist nicht Eitelkeit, daß ich mich so mit hinüber spielen möchte. Meine ehrenvollsten Briefe sind verbrannt, daß Feinde sie nicht lesen! Denn alles schrieb der Vielverworrene der vertrauten Freundin, oft auf einen Bogen, auf eine Blattseite. Mit wahrhaftem Vollgefühl sag' ich Ihnen aber: „„Schade, daß meine Briefe an ihn nicht da sind."" Gerne ließ ich der Welt das Exempel, wie wahrhaft man mit einem Königlichen Prinzen, der schon vom Ruhm geführt und hoch geliebt war, sein kann. Er hat alles, was er schriftlich besaß — wie ich — vor dem letzten Aus-

marsch in Schrike verbrannt, weiß ich von Major Möllendorf. Auch hat sich nichts gefunden. Sonst hätte man das Geklatsche schon gehört. Mißhandelt wurde Louis oft — zur Empörung — aber schmeicheln thaten sie ihm doch und die Wahrheit hab' ich ihm nicht sagen hören, wenn nicht Persönlichkeit dazu trieb; und grossartig dies, nur von Einer; von Paulinen. Mir aber machte er es möglich, sie ihm jedesmal, wie ich sie einsah, zu zeigen. Halb, gewiß, gebührt diesem menschlichsten Menschen dieser Ruhm! Das Menschlichste im Herzen faßte er auf; zu diesem Punkte hin wußte sein Gemüth jede Handlung, jede Regung der Andern zurückzuführen. Der war sein Maaßstab, sein Probirstein, in allen Augenblicken des ganzen Lebens. Das ist das Schönste, was ich von ihm weiß. Nie sprach er darüber mit mir, nie ich mit ihm. Ich sah es aber ein, lebenslang. Er erröthete, wenn Menschen von andern zum Narren gehalten wurden: das sah ich, als man dies Einmal ziemlich gelinde mit einem verrückten Juden Schapse in seiner Gegenwart vornahm: er schenkte ihm Wein ein, und behandelte ihn geschwind als Gast."

„Mein Verhältniß zu ihm war sonderbar: beinah ganz unpersönlich. Obgleich er seine letzte Lebenszeit mit und bei mir zubrachte (mehr als die letzten drei Jahre). Von uns zu einander, war nicht die Rede. Doch mußt' er mir alles sagen: componirte er, sollt' ich bei ihm sitzen; spielte er — am Ende gezwungen — Karten, auch. Mein Gräul!" u. s. w. „Er hat mir erzählt: wie er sonst gar sich nicht hätte zu lieben unterstanden, wenn es nicht eine berühmte Elegante

war; wie er war, wie französische Coterien und Familien sind u. s. w."

Die beiden letzten Leidenschaften, die des Prinzen Herz erfüllten, gleichzeitig erfüllten, waren die zu Pauline Wiesel und Henriette Fromm. Aus Schrike schrieb er einmal darüber 1805 an Rahel: „Sie haben gesehen, wie heiß und heftig meine Liebe zu P. ist, mit welcher Innigkeit und Zärtlichkeit ich dabei zugleich an der himmlisch guten lieben H. hänge; dieses scheint räthselhaft, Menschen unbegreiflich, und doch haben es die so sehr sonderbaren Umstände, jenes so einzige Entstehen dieses Verhältnisses so gewollt, daß ich in dieser Verwicklung von Umständen nicht wollen konnte, und daß diese beiden Weiber, voller Liebreiz, voller Annehmlichkeiten verschiedener Art, doch beide nicht das wirklich Liebenswerthe, auch vielleicht nicht einmal das Liebenswürdige, in mir lieben, da mein Herz, meine Liebe, sie so ganz umfasset! — — Mir ziemt es, mich in das strengere Geschäftsleben zurückzuziehen, und nicht so, wie ich es gethan, Zeit und Kraft den Weibern zu vergeuden, die doch Ernst und kältere Vernunft mehr als Hingebung und stete Liebe beherrschen."

Einer der letzten Briefe, die der Prinz geschrieben, ist aus Leipzig 11. Sept. 1806 an Rahel gerichtet und enthält das Schwanenlied seiner Liebe zu Paulinen und die Widmung für den Krieg auf Leben und Tod. „Wie es mit meiner Liebe zu Paulinen eigentlich ist, schreibt er, wäre schwer, Ihnen zu schreiben; ich weiß nur, daß ich sie unaussprechlich liebe, und alle meine Gefühle erlangen in Einsamkeit und Entfernung

mehr Kraft. Oftmals ist mir, als liebte ich sie ewig — lange schon hatte ich sie im Herzen und im Kopfe. — Ich sah sie wieder! allein da war es, als wäre eine Mauer zwischen uns, ich suchte und doch fürchtete ich sie — alsdann lernten wir uns kennen. Pauline mißgriff meinen Charakter, ich sah in ihr nur die Fehler, die Exuberanzen, die Auswüchse dieser reichhaltigen Natur, ohne sie eigentlich zu lieben, oder ohne diese Liebe in mir laut werden zu lassen; bis endlich wie Sie wissen, es aufloderte, ich sie, trotz der Menschen, trotz mir, ja ihrer selbst liebte, jeden Tag mehr opferte, jedes Opfer mich mehr an sie band und festkettete; rechnen Sie noch dazu den ans magische grenzenden Liebreiz, den sie für mich hatte — den Stolz meines Charakters! Wie oft sahen Sie mich nicht kalt und resignirt, meiner Liebe bewußt, dasitzen, kalt und gleichgültig, wenn Andere, Paulinen herabwürdigend, mich und meine Liebe vielleicht verspotteten. Noch etwas Schönes lag in meinem Herzen, ich habe zuweilen gehofft, die Reliquien von Paulinens schöner Natur zu retten — meine heftige, zärtliche Liebe sollte ihr Herz erwärmen — die Ideen des Guten und Schönen beleben — sie sollte wieder an sich selbst glauben; ich dachte, sie sollte das Edle, Gute in mir lieben und erkennen, mein Leben durch Genüsse aller Art verschönern — überdem ist bei ihr die Härte nichts weiter, als die Reaction der tiefsten Gebeugtheit, der Zerrüttung ihres Innern — sie hat nicht den Muth, zu zeigen, daß sie gut ist, nicht den Muth, Gefühle an den Tag zu legen — ich habe sie erröthen sehen, wenn sie etwas Gutes und Gefühlvolles sagte, als

wenn ein Anderer eine Sottise sagt — blos weil sie fühlt, daß sie das Recht, es zu sagen, verloren hat. Einen Brief von ihr, aus Schrike mir geschrieben, fand ich hier — er war gut und liebend und wahr. So war es, liebe Kleine, und so ist es noch nach dem schmerzlichen Stoße, den der unglückliche Brief in mir erzeugte, und von welchem mein Herz blutet."

„ꝛc. ꝛc. Heute haben wir hier ein Rendezvous der drei verschiedenen Avantgarden-Chefs gehabt, des General Blücher, des General Rüchel und mir, der die des linken Armeecorps commandirt; morgen geht jeder zu seiner Bestimmung und am 20. bin ich am Fuße des böhmischen Gebirgs, mit meiner aus Preußen und Sachsen zusammengesetzen Avantgarde. Ein Wort gaben wir uns Alle, ein feierliches männliches Wort — und gewiß soll es gehalten werden — bestimmt das Leben daran zu setzen, und dieser Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet oder politische Freiheit und liberale Ideen auf lange erstickt und zernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben! — Es soll so gewiß sein! Der Geist der Armee ist trefflich und würde es noch mehr sein, wenn mehr Bestimmtheit und erregende Kraft in der Politik wäre, und mehr fester Wille die schwachen und schwankenden Menschen bestimmte! Was ist dieses erbärmliche Leben, nichts, auch gar nichts! — Alles Schöne und Gute verschwindet, erhaben ist das Schlechte und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle schönen Hoffnungen von unserm Herzen! so muß es in diesem Zeitalter sein, denn so erstarben auch später alle schöne, menschenbeglückende Ideen. Nur das Erbärmliche blieb, nur

dieses siegt — warum also sich beklagen, wenn im Kleinen geschieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet!

Wenn ich mich so oft ins weibliche Herz hineindachte, so glaubte ich, nichts heiliger müßte einem Weibe sein, als den Geliebten im Kriege zu wissen; ihn zu betrüben, ja vielleicht noch mehr zu thun, wäre in meinen Augen schlimmer als ein Mord!" — —

Louis.

„Drei Menschen, schrieb Rahel aus Wien 14. April 1815 an Moritz Robert, drei Menschen von meinen Bekannten sind an einer sich selbst eingetrichterten Meinung gestorben. Finkenstein aus Aerger über die Franzosen, aus denen er sich gar nichts machte. Prinz Louis im Kriege, aus dem er sich auch nichts machte, wie ihm der Haß gegen Napoleon unnatürlich war. Marwitz, der auch gar nicht acharnirt war und mir es sagte. Das wird die Nachwelt nicht glauben, auch sehe ich Geschichte nicht dahin ins Gesichte, wo es die meisten setzen, da hat sie's nicht."

Den Oestreichern war der Prinz sehr zugethan. Seine Vorliebe für sie hatte er von einer Reise nach Wien und Oestreich im Jahre 1804 mitgebracht. Der erste preußische Prinz, der als Freund die östreichischen Grenzen übertrat, war er mit einer Art von Enthusiasmus aufgenommen worden, in dem sich der Wunsch einer aufrichtigen Verbindung mit Preußen und zugleich die Verehrung aussprachen, welche man für den hohen Reisenden mit der edeln und treuherzigen Wahrheit des östreichischen Charakters hegte. Er wurde, als er nach Berlin zurückkam, der Oestreicher lauter Lobredner.

Berichtigung zu Seite 24. Note.

Die Identität des Grafen Schmettau mit dem Offizier, den Friedrich der Große in die Vertrauensstellung zur Kronprinzessin bestimmte, steht nicht fest. Schmettau, dessen Personalien nach den Memoiren des schlesischen Grafen Joseph Wengersky, Malthesercomthurs und Kammerherrn Friedrich Wilhelms II. und III. aufgeführt worden sind, war in einer engen Liaison mit der Prinzessin Ferdinand, Gemahlin des jüngsten Bruders Friedrich's des Großen, gebornen Markgräfin von Schwedt und Mutter des berühmten Louis Ferdinand, der 1772 geboren wurde (S. Band IV. S. 220 u. 221.) Der junge dänische Diplomat, der Berlin in den Jahren 1772 und 1773 sah, berichtet: „Prinz Ferdinand zeichnet sich weder durch sein Aeußeres noch durch seinen Geist aus; er ist Großmeister des Johanniter-Ordens und sammelt Schätze für die Kinder, mit welchen seine Gemahlin ihn beschenkt und denen Friedrich der Große den Ehrennamen der „abscheulichen Race Schmettow's“ beilegt. *)

*) Sonntagsblatt zur Weser-Zeitung vom 23. März 1851. Der Diplomat war Hennings. Der letzte Bericht im Sonntagsblatt vom 13. April nannte erst den Namen. Es wäre sehr zu wünschen, daß die sämmtlichen Papiere, Briefe, Memoiren u. s. w. gedruckt würden. Wir sind noch so sehr arm an Mittheilungen von Personen, die den Personen und den Geschäften nahe standen. Tausende der interessantesten Gesandtschaftsberichte über deutsche Hofzustände sind noch in den Archiven begraben. In England druckt man solche wirklich werthvolle Sachen — in Deutschland, wo so unendlich Vieles und Werthloses gedruckt wird, sollte man endlich dem Beispiel Englands folgen, im wohlverstandenen Interesse der besten Politik folgen — der der Ehrlichkeit und Oeffentlichkeit. Es ist ein großes Wort, was Mirabeau gesagt hat: „Donnez moi une bête brute et j'en ferai une bête féroce.“

H. G. Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck.

Geschichte

der

deutschen Höfe

seit der

Reformation.

Von

Dr. Eduard Vehse.

6r Band.

Erste Abtheilung:

Preußen.

Sechster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Geschichte

des

preußischen Hofs und Adels

und

der preußischen Diplomatie.

Von

Dr. Eduard Vehse.

Sechster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Inhalt.

Seite

VII. Friedrich Wilhelm III. 1797—1840.

(Fortsetzung.)

Der Hof

Friedrich Wilhelm's III.

1797—1840.

Fortsetzung.

Friedrich Wilhelm III.

1797—1840.

6. Der Feldzug von 1806 nach dem Tagebuch von Gentz. — Die Schlacht bei Jena. — Capitulation der preußischen Festungen durch die Kleiste, Ingersleben, Knobelsdorf u. s. w. — Capitulation Hohenlohe's bei Prenzlau. — Der Friede von Tilsit. — Drei Jahre in Königsberg in bitterm Unglück.

Leider wollten die damaligen Machthaber in Preußen nichts von einer Verbindung von Preußen und Oestreich wissen. Leider schauten diese Machthaber — der ganze Schweif militairischer und civilistischer Philister — nur rückwärts und hatten mit ihren veralteten Ansichten keinen freien Blick zur Seite und vorwärts. Der König fürchtete und verabscheute den Krieg. Man begnügte sich mit dem Zuschauen und die Dinge gehen zu lassen. Und leider war die Lage des Staats so, daß diese Personen ihr System, sich mit Nichtsthun durchzuschleppen, für das beste halten mußten.

Ein drittes schlimmes Erbtheil aus der vorhergehenden Regierung Friedrich Wilhelm's II. war nämlich die Leerheit und Verschuldung des Schatzes.

Die zweiundsiebzig Millionen Thaler, die Friedrich der Große im Schatze hinterlassen, waren im ersten französischen Feldzuge daraufgegangen: der einzige Champagnefeldzug im Herbste 1792 hatte sie verschlungen. Ebenso hatte Friedrich Wilhelm II. das laufende Einkommen des Staats verschwendet und, wie erwähnt, bei seinem Hintritt noch achtundzwanzig, ja nach Andern gar neunundvierzig Millionen Schulden hinterlassen. Der ehrliche Friedrich Wilhelm III. sah es für eine Ehrenpflicht an, sie zu tilgen, so schnell als möglich. Bei diesem Plane konnte sich, obgleich der neue Hof verhältnißmäßig sehr einfach war, nur sehr langsam wieder ein neuer Schatz bilden. Zuletzt mußte Papiergeld gemacht werden: die preußischen Tresorscheine wurden kurz vor dem französischen Kriege 1. Juni 1806 emittirt. Es war das erstemal, daß Papiergeld in Preußen ausgegeben wurde. Es erschien denn auch in Berlin eine Karrikatur, in welcher der Minister Schulenburg-Kehnert einen kranken Adler mit Papier nudelte, dieses Papier ging ihm wieder ab als Tresorscheine, welche der Minister Stein sorgfältigst zu sammeln beflissen war. Von Stein war die Idee der Tresorscheine ausgegangen. Stein schrieb noch 1810 an Schön (29. August): „Habt ihr andere Mittel bei Krebs und Brand, als Schnitt, Schierling und Höllenstein, sagt sie! Wollt ihr sie mit Froschlaichpflaster heilen?“ Er bezog sich auf die Ephraimiten Friedrich's — als Mittel zur Selbsterhaltung. Die Finanzklemme ein Hauptschlüssel zu dem Gange, den die preußische nahm, ein Hauptschlüssel zu dem so oft bitter n Schritte des früheren Basler Friedens und

zu allem späteren Temporisiren des preußischen Cabinets. Das große Heer konnte nicht mehr auf den Kriegsstand erhalten werden, es ward schwer genug, es auf den Friedensstand zu erhalten, trotz der engsten Sparsamkeit, zu der man gedrängt war. Es hatte jemand einmal berechnet, daß man einige hunderttausend Ellen Leinwand ersparen würde, wenn die Westen der Soldaten ohne Rückentheil an die Uniformen genäht würden und diese seltsame Ersparung ward sofort bei der gesammten preußischen Armee zur Ausführung gebracht.

Am 3. Nov. kam, wie schon erwähnt worden ist, zwischen Preußen, Oestreich und Rußland der Tractat zu Potsdam zu Stande, in der Absicht, die Macht Napoleon's einzuschränken. Die preußische Armee setzte sich von der Weichsel her in Marsch, um ihm den Rückzug abzuschneiden, aber nach der Schlacht bei Austerlitz folgte eine rückgängige Bewegung. Oestreich entband Preußen seiner Verbindlichkeiten, Napoleon aber drückte nur ein Auge zu, um desto furchtbarer Rache zu nehmen. Graf Haugwitz erhielt den Befehl, zu Napoleon ins französische Hauptquartier zu reisen. Beim Abschied, berichtet Nostitz in seinen Memoiren, fragte er Prinz Louis hämisch triumphirend: „Haben Ew. Kgl. Hoheit keine Befehle für mich nach Wien?“ Mit Würde antwortete der Prinz: „Herr Graf, hätte ich Befehle zu geben, Sie würden sie nicht überbringen.“

„Die Beschränktheit des Schatzes, sagt Merkel in seiner Lebensbeschreibung, galt bei Männern, die genau unterrichtet sein konnten, für die Hauptursache, aus der Preußen bis 1805 Oestreich seine Kämpfe allein gegen Frankreich bestehen ließ und als es in diesem Jahre

Die zweiundsiebzig Millionen Thaler, die Friedrich der Große im Schatze hinterlassen, waren im ersten französischen Feldzuge daraufgegangen: der einzige Champagnefeldzug im Herbste 1792 hatte sie verschlungen. Ebenso hatte Friedrich Wilhelm II. das laufende Einkommen des Staats verschwendet und, wie erwähnt, bei seinem Hintritt noch achtundzwanzig, ja nach Andern gar neunundvierzig Millionen Schulden hinterlassen. Der ehrliche Friedrich Wilhelm III. sah es für eine Ehrenpflicht an, sie zu tilgen, so schnell als möglich. Bei diesem Plane konnte sich, obgleich der neue Hof verhältnißmäßig sehr einfach war, nur sehr langsam wieder ein neuer Schatz bilden. Zuletzt mußte Papiergeld gemacht werden: die preußischen Tresorscheine wurden kurz vor dem französischen Kriege 1. Juni 1806 emittirt. Es war das erstemal, daß Papiergeld in Preußen ausgegeben wurde. Es erschien denn auch in Berlin eine Karrikatur, in welcher der Minister Schulenburg-Kehnert einen kranken Adler mit Papier nudelte, dieses Papier ging ihm wieder ab als Tresorscheine, welche der Minister Stein sorgfältigst zu sammeln beflissen war. Von Stein war die Idee der Tresorscheine ausgegangen. Stein schrieb noch 1810 an Schön (29. August): „Habt ihr andere Mittel bei Krebs und Brand, als Schnitt, Schierling und Höllenstein, sagt sie! Wollt ihr sie mit Froschlaichpflaster heilen?“ Er bezog sich auf die Ephraimiten Friedrich's — als Mittel zur Selbsterhaltung. Die Finanzklemme war ein Hauptschlüssel zu dem Gange, den die preußische Politik nahm, ein Hauptschlüssel zu dem so oft bitter getadelten Schritte des früheren Basler Friedens und

zu allem späteren Temporisiren des preußischen Cabinets. Das große Heer konnte nicht mehr auf den Kriegsstand erhalten werden, es ward schwer genug, es auf den Friedensstand zu erhalten, trotz der engsten Sparsamkeit, zu der man gedrängt war. Es hatte jemand einmal berechnet, daß man einige hunderttausend Ellen Leinwand ersparen würde, wenn die Westen der Soldaten ohne Rückentheil an die Uniformen genäht würden und diese seltsame Ersparung ward sofort bei der gesammten preußischen Armee zur Ausführung gebracht.

Am 3. Nov. kam, wie schon erwähnt worden ist, zwischen Preußen, Oestreich und Rußland der Tractat zu Potsdam zu Stande, in der Absicht, die Macht Napoleon's einzuschränken. Die preußische Armee setzte sich von der Weichsel her in Marsch, um ihm den Rückzug abzuschneiden, aber nach der Schlacht bei Austerlitz folgte eine rückgängige Bewegung. Oestreich entband Preußen seiner Verbindlichkeiten, Napoleon aber drückte nur ein Auge zu, um desto furchtbarer Rache zu nehmen. Graf Haugwitz erhielt den Befehl, zu Napoleon ins französische Hauptquartier zu reisen. Beim Abschied, berichtet Nostitz in seinen Memoiren, fragte er Prinz Louis hämisch triumphirend: „Haben Ew. Kgl. Hoheit keine Befehle für mich nach Wien?“ Mit Würde antwortete der Prinz: „Herr Graf, hätte ich Befehle zu geben, Sie würden sie nicht überbringen.“

„Die Beschränktheit des Schatzes, sagt Merkel in seiner Lebensbeschreibung, galt bei Männern, die genau unterrichtet sein konnten, für die Hauptursache, aus der Preußen bis 1805 Oestreich seine Kämpfe allein gegen Frankreich bestehen ließ und als es in diesem Jahre

eine vergebliche Anstrengung gemacht hatte, veranlaßte wiederum die Ebbe in den Geldgewölben die schnelle Rückkehr zum Friedensfuße im Heer, indeß der Frieden doch nur durch einen Tractat gesichert schien, dessen Arglist man durchschaute und den man für herabsetzend erkannte. Englische Subsidien hätten zum Theil aushelfen können, aber das gerechte Selbstgefühl verbot dem Könige, sich von dergleichen abhängig zu machen, so lange es sich vermeiden ließ und im Jahre 1806 hatte Napoleon's Arglist Preußen mit England in Krieg verwickelt. Der Tractat, den Haugwitz mit Napoleon zu Wien am 15. December 1805 geschlossen hatte, erregte den höchsten Unwillen des Königs, er ließ sich aber den Umständen nach, nicht mehr umstoßen, da der Frieden zu Preßburg mit Oestreich inzwischen zu Stande gekommen war. „Am Tage der Unterzeichnung sagte der König, wie Gentz an Müller schreibt, zu dem Grafen Hoym, dem Minister Schlesiens: „Ich habe unterzeichnet, lieber Graf Hoym, aber mein Gemüth ist in der äußersten Unruhe, und ich zittere vor den Folgen.“ Entschlossener war die Königin, die Hoym fragte: „que pensez Vous de nos nouvelles?“ Er: „Madame, je désire que tout s'arrange au gré de Vos voeux, mais je vois le Roi dans des inquiétudes.“ Sie: „Inquiétudes? Ecoutez mon cher Hoym, il n'y a qu'une chose à faire; il faut battre le monstre, il faut l'abattre, et après cela parlez moi d'inquiétudes.“ Hoym versicherte Gentz, es sei seit der Ankunft des Kaisers von Rußland in Potsdam 3. November eine vollständige Revolution in ihr vorgegangen — „er soll ihr,

setzt er hinzu, wirklich sehr gefallen haben. „Aber ihre Kriegswünsche erstickte der Vertrag vom 15. Dec. Die Armee erhielt sofort Gegenordre. Das Heer, das an den Grenzen Preußens gestanden hatte, das den Befehl erwartete, in Mähren einzurücken, und welches schon in das dem mit Frankreich verbundenen Baiern gehörige würzburgische Gebiet eingerückt war, kehrte unmuthig zurück; es zeigte sogar Spuren von Indisciplin bei dem unverdienten Spott des Volkes über seine erzwungene Unthätigkeit. „Als Rüchel, erzählt sein Beurtheiler in der Galerie preußischer Charaktere, genöthigt war, unverrichteter Heldenthat nach Potsdam zurückzukehren, erschien er, begleitet von seinem Adjutanten im Palaste des Königs. „Wo ist der König?“ fragte er mit gebietender Stimme. Mit freundlicher Miene ging ihm der General von Köckeritz entgegen, nannte ihn Herr Bruder! und fragte höflich, was er zu melden habe. „Wo ist der König?“ fragte Rüchel von Neuem mit steigendem Ernste; die Brüderschaft steht der Wohlfahrt des Staats nach.“ Der König befand sich im nächsten Zimmer, der Lärm zog ihn herbei. Kaum war er eingetreten, als Rüchel ihn mit starkem Pathos in folgenden Worten anredete: „ich komme Ew. Maj. den Schmerz auszudrücken, welchen Ihre Armee über den verfehlten Feldzug empfindet.“ Beleidigt durch diese Anrede, fragte Friedrich Wilhelm „seit wann die Armee es übernommen habe, die Entschlüsse seines Cabinets zu leiten?“ Er fügte einen Verweis für den General-Lieutenant hinzu, und entfernte sich darauf, ohne das

Weitere anzuhören. Köckeritz bemühte sich, den aufgebrachten Rüchel zu besänftigen und den König mit ihm, ihn selbst aber mit dem Grafen Haugwitz auszusöhnen, den er durch Zuwendung des Rückens öffentlich beleidigt hatte. Vielleicht wäre dies nicht erreicht worden, wenn die Partei der Königin Rücheln nicht zu Hülfe gekommen wäre." Der Prinz Louis konnte auch kaum seiner Unzufriedenheit Herr werden. Als er, nach Berlin zurückgekehrt, das Museum besuchte, fand er in einem Saale die Marmorbüste des Mars neben der des Königs. Er fragte den Aufseher, wen diese Büste vorstelle. Dieser, ein geborner Schwabe, erwiederte: „Den Kriegsgott Marsch." „Ha, rief der Prinz lachend aus, indem er auf die Büste des Königs mit dem Finger wieß, und das ist der Gott Halt!" „Es schien, fährt Merkel fort, als thue das Cabinet Alles, um nicht nur Preußen nach Außen hin zu isoliren, sondern auch im Innern Erbitterung und Verachtung hervorzurufen. Die Kaufleute von Stettin hatten bei Haugwitz angefragt, ob sie ihre Schiffe ohne Gefahr aussenden dürften. Haugwitz hatte keinen Schritt zur Verständigung mit England gethan nach der Wegnahme von Hannover. Dennoch antwortete er, es sei durchaus nichts für die Schiffe zu befürchten. Sie liefen aus und wurden von den Engländern sämmtlich als Prise aufgebracht. „Die öffentliche Meinung, schließt Merkel, hielt es für ausgemacht, daß Hochverrath im Cabinete selbst thätig war."

Der Vertrag, der das Verhältniß Preußens mit Frankreich in ein förmliches Bündniß verwandelt hatte, der Vertrag, den einst Massenbach unmittelbar nach dem Basler Frieden 1795 dringend angerathen hatte, war nun abgeschlossen — zehn Jahre später, 15. December 1805, aber unter welchen Verhältnissen! Was damals im Sinne der öffentlichen Meinung geschehen wäre, geschah jetzt entschieden gegen die öffentliche Meinung. Vor zehn Jahren war die Stimmung in Preußen allgemein gegen Oestreich, die Abneigung war damals so stark, daß die Preußen sich freuten, wenn die Oestreicher von den Franzosen geschlagen wurden. Immermann theilt in seinen Memoiren mit, daß er oft habe in Magdeburg sagen hören: „es wäre ein Unglück, wenn die Oestreicher siegen sollten." Noch beim Gesandtenmord in Rastatt 28. April 1799 war ein gutes Einverständniß zwischen dem preußischen und französischen Cabinete vorhanden. Die Papiere, die der östreichische Gesandte Graf Lehrbach den französischen Gesandten zu Rastatt durch die Husaren abnehmen lassen wollte, waren aus Vertrauen beim preußischen Gesandten, Grafen Görtz deponirt worden. Ein preußischer Gesandtschafts-Secretair Jordan, ein Pommer, später bairischer General, war es gewesen, durch dessen energische Hülfe der einzige dem Morde entkommene französische Gesandte Jean de Bry, den man für todt in einem Graben liegen gelassen, seine Rettung gefunden hatte. Diese Anhänglichkeit an Frankreich war Preußen beim Reichsdeputationsanschluß denn auch sehr zu Gute

gekommen, es hatte damals 1803 für das abgetretene Geldern, Cleve und Mörs, am Meisten von den reichen Tischen der säcularisirten Bisthümer, Klöster und Reichsstädte erhalten, statt 42 Q. Meilen 241, und statt 172,000 Einwohner 600,000, und statt 300,000 Thlr. Einkünfte fast 1½ Million. Es hatte namentlich die drei großen Bisthümer Hildesheim, Paderborn und Münster erhalten und dazu sechs große Abteien und die drei Reichs-Städte in Westphalen und Thüringen Mühlhausen, Nordhausen und Goslar, endlich das äußerst wichtige mainzische Erfurt, den Hauptplatz in Mitteldeutschland mit dem Eichsfeld.

Alle Verhältnisse hatten sich aber jetzt, 1805, himmelweit verändert. Die Volksstimmung war jetzt gegen Frankreich in Preußen, Napoleon, als Kaiser zuerst mit von Preußen anerkannt, hatte durch die Ermordung Palm's viele Herzen, die ihm sonst entgegengeschlagen hatten, sich entfremdet; im Volke war das dunkle, aber starke Gefühl erwacht, daß die Nationalehre von ihm aufs Schmählichste gekränkt sei. Napoleon hatte den Rheinbund erklärt, Preußen ihn anerkannt, Oestreich die deutsche Krone niedergelegt. Napoleon blickte mit kaltem Hohne auf Preußen, dessen damalige Machthaber er insgesammt tief verachtete; er behandelte schon in Schönbrunn Haugwitz mit der Haltung eines hochfahrenden Gebieters. „Haugwitzen's isolirte Stellung in Wien," berichtet Gentz in Folge einer Unterredung mit dem Marquis Lucchesini in Erfurt, kurz vor der Jena'schen Schlacht, „seine Unkenntniß der militairischen Operationen, sein Mangel an

Muth und endlich seine nicht sehr große Fassungskraft waren Schuld daran, daß er über jedwede Lüge heftig erschrak. Alles conspirirte dahin, ihm durch die erste seiner Maaßregeln eine Schlinge zu legen. Sie machten ihn glauben, die Franzosen würden unmittelbar in Schlesien einrücken, eine Revolution in Polen veranlassen und die preußische Monarchie von der schwächsten Seite angreifen, einmal hieß es bei Neisse, dann wieder bei Breslau. Die erste Woche nach der Schlacht von Austerlitz ward er mit großer Kälte behandelt; auf einmal schickt Napoleon zu ihm und ruft ihm beim Hereintreten entgegen: „Obgleich, wie Sie wohl wissen, ein Tag dem andern folgt, so sind sie doch in dem nicht alle gleich, was sie bringen; vorher wollte ich Krieg mit Euch — jetzt biete ich Hannover!“ Seit diesem Augenblick begünstigte Napoleon Haugwitz auf jede mögliche Weise. Die unglückliche Sicherheit, welche diese Worte einflößten, dauerte auch während dessen Anwesenheit in Paris fort. „Es war ein großes Elend, sagt der Marquis, daß Graf Haugwitz sich so weit täuschte, um wähnen zu können, er habe diesen Mann in der Tasche!“ Als Haugwitz Ende Februar 1806 nach Paris kam, bemerkte er gegen Lucchesini, dem schon damals die zweideutige Stellung, in der sie sich befanden, bedenklich erschien: „Seien Sie nur ganz ruhig, sobald ich ihn gesehen habe, ist alles abgemacht, denn ich weiß ja, was er in Wien zu mir gesagt hat.“ Allein wie war Haugwitz in Verzweiflung, als er nach fünftägiger Anwesenheit in Paris auch nicht eine einzige Audienz erlangt hatte.

Endlich erhielt er eine und zwar eine schreckliche. Napoleon brauchte die strengsten Ausdrücke gegen ihn. Haugwitz wagte es endlich, ihn an die Versprechungen in Wien zu erinnern. Darauf erwiederte Napoleon: „Sie sind ein ehrlicher Mann, Graf Haugwitz, aber Sie haben keinen Credit mehr in Berlin. Hardenberg und noch viele andere treiben ihr Spiel mit Ihnen, ein paar hirnkranke Narren nöthigen Ihren König zum Krieg, während ihm der Friede Noth thut.“ Napoleon kam allen Anträgen Preußens durch die kategorische Erklärung zuvor, daß Haugwitz innerhalb einiger Stunden wählen solle, ob er Krieg oder Allianz mit Frankreich haben wolle? Er sei zu dieser Forderung nach den feindlichen Gesinnungen, die Preußen gegen Frankreich zu erkennen gegeben habe, genöthigt. Haugwitz ward an Talleyrand gewiesen. Im Geheimen brannte nun Napoleon darauf, seinen ehrgeizigen Franzosen den Ruhm zu verschaffen, sich zu rächen wegen der Schande von Roßbach. Das preußische Manifest vom 25. Juli 1792 war unvergessen. Den höchsten Beweis der Verachtung gegen Preußen gab Napoleon dadurch, daß er England die Rückgabe des so eben erst an Preußen gegebenen Hannovers versprach, sofern es mit ihm Frieden schließen wolle! Zur tiefsten Beschämung des schmählich getäuschten Königs von Preußen schickte das Cabinet von St. James die Beweise dieses Versprechens zugleich mit der Kriegserklärung nach Berlin.

Nach dieser starken Entdeckung konnte allerdings am Berliner Hofe kein Zweifel mehr übrig bleiben,

wie schlimm Napoleon es mit Preußen meine. Diese starke Entdeckung öffnete endlich die Augen, daß Napoleon sich Preußen aufgespart habe, zu einem rechten Triumphe. Hannover wurde, wie Berenhorst sich ausdrückte, „der Brocken, an dem der preußische Adler erstickte." Früher war es noch möglich gewesen, sich aus der Schlinge zu ziehen, wenn, wie Gentz an Joh. Müller, Dresden 4. Mai 1806 schreibt, der König, nachdem durch den Abzug der Russen und den Preßburger Frieden das große Project ohne Rettung verloren war, erklärt hätte: „Ich ziehe mich zurück; ich widerstrebe dem nicht, was Ihr durch Glück und Uebermacht erzwungen habt; ich hülle mich in meine vorige Neutralität; aber ich behaupte im nördlichen Deutschland den Status quo des gegenwärtigen Augenblicks; keine Fußbreite meiner Provinzen trete ich ab, keine Fußbreite fremder nehme ich an; ich besetze Hannover militairisch, behaupte es bis zum dereinstigen Frieden, stelle es dann demjenigen zu, dem der Friedensschluß es beilegen wird; begünstige die Engländer in nichts, lasse mich aber so wenig gegen sie, als gegen eine andere Macht, in irgend eine feindselige Maßregel ein; und wenn diese rechtliche und billige Erklärung Euch nicht gefällt, so rufe ich mein Volk und mein Heer zum rechtmäßigen Widerstande auf und vertheidige meine Ehre und mein Recht bis auf den letzten Blutstropfen meiner Existenz." Aber Preußen verließ sich auf Rußland. Graf Haugwitz ließ sich darüber am 5. October 1806 in Erfurt so gegen Gentz aus: „Frankreich hat nie eine

Ahnung von unserm eigentlichen Verhältnisse zum Kaiser von Rußland gehabt. Es ist aber ein solches, daß, wenn wir uns heute am Rande des Verderbens befänden und der Kaiser gestern erst einen Vertrag mit Frankreich unterzeichnet hätte, von welcher Art er auch immer sein möchte, er uns doch mit seinen Hülfsquellen zur Hand sein würde." Und den Hauptaufschluß giebt Gentz' aus Lucchesini's Munde: „Unter den preußischen Ministern waren mehrere, welche, obgleich sie die Mittel mißbilligten, durch welche man von Hannover Besitz ergriffen, doch viel Gewicht auf dessen Acquisition legten." Selbst ein Mann, wie Stein, hatte im Juli sich gegen Gentz in Dresden dahin geäußert, daß der Besitz Hannovers für Preußen durchaus nothwendig sei. Und Lucchesini weihte Gentz in „das letzte der preußischen Geheimnisse" ein, daß man für Hannover einen Theil von Holland erwarte, das man mit England erobern wolle. Noch immer befand man sich größtentheils in den höheren Kreisen Berlins und im Heere in der alten Täuschung und Ueberschätzung. Solche Männer waren selten, wie der Oberst Massenbach und der Lieutenant Dietrich (nicht Heinrich), Baron Bülow, der Autor „des Geists des neuern Kriegssystems;" Männer, die, wenn auch enthusiastisch fühlend und rücksichtslos sich äußernd — Bülow war in Amerika gewesen — doch Gefühl für das Großartige in Napoleon's Erscheinung besaßen und die die rechten Mittel zur Rettung angaben. Man mißhandelte

diese Männer später und die Camarilla brachte sie ins Gefängniß, wo Bülow 1807 starb, Massenbach kam frei und endigte zwanzig Jahre später auf seinem Gut in Posen. Wir erfahren aus den hinterlassenen Schriften Rahel's, der Gattin Varnhagen's, daß sie wiederholt von den Gardelieutenants in Berlin und Potsdam die leichtsinnige und befangene Ansicht habe aussprechen hören: „Mit den Oestreichern kann Napoleon schon fertig werden, aber mit uns Preußen soll er nur anbinden, da wird er schön ankommen.“ Es war der Hochmuth vor dem Falle.

Ueber die damalige Militairverwaltung in Preußen berichtet Droysen in seiner Biographie des Feldmarschalls York:

„Vielleicht noch zusammenhangsloser und dem Zweck widersprechender, als die Civilverwaltung war der Organismus der militairischen; zwischen dem Militaircabinet, dem Kriegsdepartement und dem Regimentsquartiermeisterstab waren weder die Ressortverhältnisse klar geschieden, noch ihre Gemeinsamkeiten geordnet, weder Einfachheit, noch Einheit in den Geschäften.“

„In der Nähe mit anzusehen, wie sie betrieben wurden, mochte denen doppelt lehrreich sein, welche aus der Entfernung ihrer Garnisonen her die Dinge nur mit jenem erhabenen Schein zu sehen bekamen, den man in den obern Regionen geschickt genug war zu bewahren. Was in den Provinzen als letzte, höchste apodictische Entscheidung unbedenklich verehrt wurde, aus wie kleinlichen Motiven, Rücksichten, Convenienzen sah man es hier in seiner Quelle zusammenfließen.

Am wenigsten jene feste energische, wie York sie zu nennen pflegte, jene „herrische" Art war hier im Schwunge, die allein einem Militairstaat wohl ansteht. Der in Uebertreibungen und Aeußerlichkeiten gesuchte Schein derselben zeigte nur, daß man das einst Zeit- und Sachgemäße als Manier beibehalte; selbst eine so bedeutende Natur, wie die des feurigen Generals Rüchel gefiel sich darin, in den Uebertreibungen dessen, was dem alten Preußenthum als Form angemessen war, das Wesentliche zu suchen. Man hatte wohl noch einige wenige renommirte Namen früherer Zeit, aber die Braunschweig, Möllendorf, Kalkreuth waren alt und abgelebt und die Feldzüge von 1792 bis 1795 hatten eben nicht Gelegenheit gegeben, neue Helden zu erwecken; es durfte zweifelhaft erscheinen, ob die Armee noch einen General habe, der auch nur ein Armeecorps zu führen vermochte; am wenigsten die Herbstmanöver waren dazu angethan, diesen Zweifel zu beseitigen. Desto eifriger war man, sich gegenseitig zu loben und zu bewundern, wenigstens offenbar, denn in der Stille wußte jeder an jedem desto mehr Bedenkliches zu bezeichnen."

Bei dem Herbstmanöver 1803 hatte York, damals Oberst der leichten Infanterie, mit seinem Jägercorps Furore gemacht. „Er manövrirte so trefflich, benutzte das Terrain so gut, daß der König, der sich auf der Gegenseite befand, fast völlig umgangen war."

„Von allen Seiten empfing er Glückwünsche. General Rüchel, der gern noch genialer erschien als er war, schrieb ihm auf einem großen Bogen:

„Gratuliere eliminanter
cum signo
als
Ihr
Freund
Rüchel.“

„Auf der Kehrseite entwarf York die Antwort, die ihn als Menschenkenner charakterisirt: „Auf Ew. Excellenz gnädige Theilnahme vom 28. d. M. kann ich nur mit jenem Römer antworten:

Die Gottheiten theilten dem Genie des Cäsar die Kraft mit, durch zwei Worte die Menschen glücklich zu machen.

Mit der größten Eherbietung verharre ich“ ꝛc.

„Ohne alle Frage befand sich die Armee in einem Zustande taktischer Vollkommenheit, der selbst die Dressur des alten Dessauers überbot; wahrscheinlich ist nie correcter marschirt, peinlicher die Gleichheit der Zöpfe und der Fußspitzen beobachtet worden, als in den tonangebenden Regimentern von Berlin und Potsdam. Man machte, wie es ausgedrückt worden, die Bataillone zu Linealen, die auf dem Terrain hin und her geschoben wurden; einige Generalinspecteurs, wie Massenbach wenigstens erzählt, ließen um des senkrechten Aufmarsches desto gewisser zu sein an die Kurzgewehre der Unteroffiziere bei der Fahne eine Art Astrolabium schmieden und was derartige Künsteleien mehr waren.“

„Aber in Mitte dieser Ueberreife untergeordneter Vortrefflichkeiten, in diesem Großsein in kleinen Dingen,

begann man mit einer gewissen Unruhe inne zu werden, daß man in eben den Richtungen, denen Bonaparte seine wachsende Glorie verdankte, im hohen Maß unreif sei, daß man weder die Ideen noch die Charaktere, noch die Leidenschaften besaß, welche Größe bedingen. Man beeiferte sich, den praktischen Mängeln auf theoretischem Wege beizukommen, mit Heftigkeit warf man sich auf strategische Studien; und während die Einen mit hochfahrendem Sibyllenton Alles hinwegwarfen, was nicht in den genialen Kreis höchststrategischer Erleuchtungen hinanreichte, suchten Andere mit eben so viel Spiritualität wie Dünkel Einrichtungen zu schaffen, in denen sie ihre strategisch-politischen Combinationen zum Mittelpunkt des Staatswesens machen wollten."

„Solche Genialitäten der Bülow, Massenbach, Phul standen in desto crasserem Gegensatz mit dem schwerfälligen und zähen Gange des übrigen Wesens, mit der Vorliebe für alles Halbe und Mittelmäßige, welche die Entschlußlosigkeit sich so gern als Tugend anrechnen läßt, mit der Zuversicht, welche frühere Leistungen der Armee, die jetzt ja in mehreren Punkten besser und vollkommener war, als zu Friedrich's II. Zeiten, gewährten. Man sagte sich gern, daß man mit voller Sicherheit sich auf sich selbst stützen könne. Und der auf Eroberung, Arrondirung, französische Allianz drängende Eifer der Genialen steigerte in demselben Maße, als die Leitung der preußischen Politik systemloser und unberechenbarer wurde, die Gereiztheit der Stimmungen und die Bitterkeit der Gegensätze."

„York gefiel sich darin, sich den „gelehrten“ Offiziere gegenüber als den blossen Practiker und Autodidakten, als Soldaten nach dem natürlichen gesunden Menschenverstand zu bezeichnen. Er ergoß sich in Spott über die aesthetischen Offiziere, die sich an den Prinzen Louis Ferdinand drängten, über ihren Umgang mit Schauspielern und Juden. Man hatte ihn zum Mitglied jener militairisch-wissenschaftlichen Gesellschaft ernannt, die von Scharnhorst angeregt, die tiefe Umgestaltung in der Bildung der Offiziere einleitete, die später die Kriegsschule im größeren Maßstabe ausgeführt hat. Ihm sei, erzählte er, ganz unheimlich geworden, als er zum erstenmale dieser Gesellschaft beigewohnt; auf gepolstertem Stuhle gebannt, in schwüler Gelehrtenluft, im allgemeinen, gespannten Zuhören, habe er die langweiligsten Reden und Betrachtungen anhören müssen über Dinge, die sich in der Regel von selbst verstanden hätten. Und dann zum Beweise, wie sich die unglückliche Wissenschaft in Alles zu mengen beginne, erzählte er, wie ein Beisitzer der Schießgewehrcommission, auch ein Mitglied dieser militairisch-wissenschaftlichen Gesellschaft, und übrigens ein alter verständiger Zeughauptmann, in jener Commission einen Vortrag gehalten habe; er habe sich verpflichtet gehalten, wissenschaftlich von den Griechen und Römern anzufangen und zu beweisen, daß sie keine Büchsen gehabt, weil sie das Pulver nicht erfunden hätten, sei dann durch das Mittelalter hinabgestiegen und endlich herzlich froh gewesen, mit dem wissenschaftlichen Eingange fertig zu sein, wobei er, sich zu

seinem Nachbar wendend, die halblaute Bemerkung gemacht habe: „man müsse doch auch ein wenig platonisiren."

Noch war der Krieg nicht erklärt, aber die Leute des Berliner Cabinets, die so lange geglaubt hatten, durch Nichtsthun, Zuschauen und Diplomatisiren etwas ausrichten zu können, waren jetzt selbst kriegerisch gestimmt. Haugwitz, den Napoleon persönlich schlecht behandelt hatte, und Lombard schürten." Beide haben, sagte Lucchesini zu Gentz, stets geglaubt, sie hätten Napoleon in der Tasche — sie wurden gedemüthigt und getäuscht und das werden sie nie vergessen." Es schürte auch Lucchesini selbst, den Napoleon besonders schlecht behandelt hatte, er hatte zuletzt ausdrücklich verlangt, daß er aus Paris abberufen werde. Es schürten alle Berliner Enthusiasten, Prinz Louis an der Spitze und namentlich die Frauen, die die Königin mit ihrer Begeisterung angesteckt hatte. Haugwitz wurden, als er von Paris wiederkehrte, die Fenster eingeworfen. Am stärksten schürten die Offiziere, die Beförderung durch den Krieg wünschten. Sie wetzten auf den Stufen des Hôtels des französischen Gesandten ihre Säbel. Man fühlte ohngefähr in der Art, wie die Galerie preußischer Charaktere, Germanien 1808, es von Rüchel berichtet: „Inwiefern der Krieg dem Staate heilsam sei oder nicht, darüber stellte er keine Untersuchungen an. Ueberall betrachtete er die Welt mit den Augen eines Edelmanns, der, außer der Ehre keinen Gegenstand des Interesse kennt und

um die Mittel, Ehre zu erwerben, sehr unbekümmert bleibt, weil er voraussetzt, daß sie in seiner Bravour enthalten sind."

In dem vierten Theil der Briefe an Müller (Schaffhäuser Sammlung) befindet sich der Entwurf eines Schreibens aus dem August 1805 von Müller an Gentz, den er, aus Aengstlichkeit wahrscheinlich, nicht abgehen ließ, der aber eine merkwürdige Darlegung der politischen Habsucht auf der einen Seite und der politischen Schlaftrunkenheit auf der andern giebt, in welcher das damalige preußische Cabinet sich befand. Der russische General Wintzingerode behielt sich damals in Berlin auf, um die dritte Coalition zu betreiben. „Ganz Unrecht, schreibt Müller, hatte Wintzingerode nicht. Es ist zu wahr, daß man den Stand der Sache nicht fassen will. Man meint, es handle sich etwas zu erwerben (und das könne auf Frankreichs Kosten nicht geschehen). Existenz, Sicherheit, das meint man sei noch nicht in Gefahr; wenn der Feind an das wollte, würde man ihn zu schlagen wissen. Eitler Wahn! ꝛc. Ich bleibe dabei, nur auf Bonaparte zu zählen; er wird es ihnen so nahe zu Hause bringen, daß die Gewalt der Umstände endlich aufschrecken wird. Aber dann werden die Leute wie schlaftrunken sein."

Der König, so sehr er gegen den Krieg war, mußte endlich nachgeben — gegen seinen Willen nachgeben — da das Geschrei und der Lärm in Berlin zu groß ward und ihm sein Cabinet nicht länger Stand

halten konnte. General Friedrich Wilhelm von Knobelsdorf, zeither Gesandter in Constantinopel, ging, um Lucchesini abzulösen, nach Paris, zu Ende August. Knobelsdorf war bekannt als einer von Napoleon's eifrigsten Anhängern, sowie als ein Vertheidiger des Friedenssystems. „Er ward ausdrücklich gewählt, sagt Gentz, um die Franzosen hinter das Licht zu führen.“ „Das Merkwürdigste aber, fährt er fort, war bei dieser letzten Maßregel (es war dies eins der Stratageme des Grafen Haugwitz), daß Herr von Knobelsdorf selbst dupirt wurde. Er bildete sich im völligen Ernste ein, man habe ihn nach Paris gesandt, um durch seinen persönlichen Credit das gute Einverständniß wieder herzustellen. Nichts ahnend, kam er dort an, mit der festen Ueberzeugung, in wenigen Tagen jede Schwierigkeit aus dem Wege geräumt zu haben, und war sogar so thöricht zu wähnen, seine Instructionen seien dem Marquis Lucchesini, in dem er nur einen in Ungnade gefallenen Minister sah, unbekannt. Deshalb verhehlte er sie auch sorgsam vor ihm, und wenn letzterer, vollkommene Unkenntniß erheuchelnd, ihm erzählte, daß er glaubte, seine Instructionen gingen dahin, den Rückzug der französischen Truppen zu verlangen, stimmte der andere bei, hinzufügend, er halte es für nicht schwer, des Kaisers Zustimmung hierzu zu erlangen. Gleich in der ersten Audienz wandte sich Napoleon mit folgenden Worten an Herrn von Knobelsdorf: „Ich bin sehr erfreut, Sie hier zu sehen; ich liebe schlichte, gerade Männer, wie

Sie; allein mit Ihrem Hofe bin ich sehr unzufrieden. Was bedeutet das Einmischen in die Angelegenheiten der nördlichen Conföderation; weshalb bekümmert man sich um das längere Verweilen meiner Truppen in Deutschland?“

„Herr von Knobelsdorf wünschte begreiflich zu machen, daß es auch nicht im entferntesten des Königs Absicht sei, den Kaiser zu beleidigen; daß es ihm aber doch wünschenswerth erscheine, wenn dem Verweilen der französischen Truppen in Deutschland irgend eine Grenze gesetzt werde. Darauf äußerte Napoleon sehr aufgebracht und leidenschaftlich: „Was? Wissen Sie denn nicht, daß ich Cattaro (im ehemaligen Venetianischen Dalmatien) nöthig habe und es auch haben will? Auch nicht ein Mann soll über den Rhein, ehe dieser mein Wille vollführt ist. Was die armseligen 7—8000 Mann anbetrifft, die an der Grenze von Westphalen stehen, so werde ich Mittel haben, über sie zu verfügen; aber vor Allem ist nothwendig, daß Ihr König entwaffnet und vollständig entwaffnet, und alle Ihre Truppen auf Friedensfuß gestellt werden.“ Knobelsdorf war nicht wenig bestürzt, als er diese Worte vernahm; da er jedoch am nächsten Morgen ein Geschenk von vier Pferden mit einem Wagen erhielt, ein Umstand, dessen sich bisher noch Niemand, außer dem türkischen Gesandten, zu erfreuen gehabt, glaubte er wieder auf dem Gipfel der Gunst zu stehen. Er schrieb an seine Frau, sie möge nur ganz unbesorgt sein, an Krieg sei gar nicht zu denken; und als Napolon zur Armee abging, fragte er sogar bei seinem

Hofe an, ob er ihn nicht auf seiner Reise begleiten solle?"

Als Knobelsdorf am 1. October sein Ultimatum übergab, war Napoleon schon drei Tage zuvor in Deutschland erschienen, 28. September 1806. Er ließ seine Truppen über Würzburg und Bamberg zum raschesten Angriff vorrücken.

Auch im preußischen Hauptquartiere zu Erfurt war allerdings ebenfalls von einem Angriffe, von einem Marsche nach dem Main hin die Rede. Im Generalstabe empfahl ihn vor allen Andern der Oberst von Massenbach, der als Generalquartiermeister bei dem Unterfeldherrn Fürsten Hohenlohe stand. Aber der Oberfeldherr, der neunundsiebzigjährige Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig war für die Defensive. Der König und die Königin, die sich persönlich bei dem Heere befanden, ließen ihn gewähren. Der König mußte sich alle Bedingungen gefallen lassen, die der Herzog stellte, weil man diesem trotz seiner erheuchelten Abneigung das Commando, das der König erst selbst hatte führen wollen, übertragen hatte. Der König war nichts als ein Freiwilliger in seinem Heere und hielt Braunschweig für ein Orakel. Phul äußerte einmal, dem König sei gar nicht zu rathen, denn man müßte ja, um ihn vom Verderben zu retten, damit anfangen, ihm des Herzogs Unfähigkeit vorzustellen und da würde der König glauben, man sei toll. Die Armee hatte kein Vertrauen zu dem Herzog, er galt für mittelmäßig, unentschlossen, treulos, scheinheilig, eitel und übertrieben eifersüchtig. Gentz

erzählt, daß der Herzog eine Zeit lang gehofft habe, Cleve, das damals frei war und das später Murat erhielt, von Napoleon zu erhalten — „ein Umstand", setzt Gentz zu, „der wohl keinen geringen Einfluß auf sein Benehmen hatte." Im Kriegsrath befand sich außer dem König und dem Herzog nur der alte Feldmarschall Möllendorf und des Königs erster Adjutant Oberst Kleist und die Diplomaten Haugwitz und Lucchesini. Haugwitz wußte kaum den Osten auf der Landkarte zu finden. Keinen andern General ließ Braunschweig in den Kriegsrath. Die energischste Person im Hauptquartier war die Königin Luise. Gentz hatte mit ihr eine dreiviertelstündige Unterredung zu Erfurt. Sie sagte ihm: „Gott weiß, daß ich nie über öffentliche Angelegenheiten zu Rathe gezogen worden bin und auch nie darnach gestrebt habe. Wäre ich je darum befragt worden, so hätte ich — ich bekenne es offen — für den Krieg gestimmt, da ich glaube, daß er nothwendig war. Ich war aber fest überzeugt, daß die großen Rettungsmittel nur allein in der engsten Vereinigung aller derer zu finden seien, die sich des deutschen Namens rühmen, Rußlands Beihülfe sah ich immer nur als letzte Beihülfe an." Die Königin berathschlagte mit Präcision, Selbstständigkeit und Energie, zu gleicher Zeit eine Klugheit offenbarend, die ich selbst bei einem Manne bewunderungswürdig gefunden hätte; und doch zeigte sie sich bei Allem, was sie sagte, so voll tiefen Gefühls, daß man keinen Augenblick vergessen konnte, es sei ein weibliches Gemüth, dem man hier Bewunderung zolle. Eine Com-

bination von Würde, Wohlwollen und Eleganz, wie ich mich etwas Aehnlichen nie zuvor entsinne." Das Orakel des Orakels, der unglückselige von Braunschweig, besonders begünstigte Lucchesini, erklärte mit Bestimmtheit, er kenne Napoleon und dieser werde gewiß, den bösen Schein des Angreifers vermeidend, den Krieg nicht eröffnen.

Gerade wie das Jahr zuvor auch im Herbst Mack bei Ulm auf Napoleon gewartet hatte, so wartete nun wieder Braunschweig auf ihn im Thüringer Walde in einer Stellung, die eben so gefährlich als unbequem war. Der preußische Feldzug von 1806 verdiente allerdings den Ausspruch Napoleon's: „Les Prussiens sont encore plus stupides que les Autrichiens." Denn die Preußen wurden geradezu mit dem Krieg überrumpelt. Auf den Beistand Oestreichs, das man eben im Stiche gelassen hatte, war nicht zu rechnen, Rußland, die einzige Macht, auf die man zählen konnte, war fern. Der Krieg fiel den Preußen zu, wie aus den Wolken. Sie erwarteten Napoleon von Erfurt her und er kam aus Franken. Sie hatten keine Spione, Napoleon erfuhr Alles was im Kriegsrath zu Weimar vorging. Die Preußen standen mit ihrer Hauptarmee von 110,000 Mann in der Gegend der Preußen und Jena am Randabhang des Thüringer Walds, also die Berge, die einen möglichen Rückzug hemmten, im Rücken und vor ihrer Fronte lagen ihre Magazine zu Hof und Naumburg, die der tapfere General Tauentzien, Haugwitzens Schwiegervater, nur mit einem kleinen, vorgeschobenen Corps deckte. Während

man im preußischen Hauptquartiere noch immer auf Napoleon's Antwort wartete, die am 8. October anlangte, ward Tauentzien mit seinen 6000 Mann bei Hof schon am 7. October angegriffen und von Soult zum verlustvollen Rückzug nach Schleiz genöthigt, das Magazin zu Hof ging verloren. Drei Tage später, am 10. October, ward ein zweites vorgeschobenes Corps von 6000 Mann bei Saalfeld im engen Saalthale von 30,000 Mann unter Lannes und Augereau umzingelt und niedergehauen. Es war das Corps, das der leidenschaftliche Prinz Louis commandirte, der seinen ungestümen Enthusiasmus in Berlin mit Einwerfen der Fenster des Ministers Haugwitz, als dieser von Paris zurückkam, selbst mit bethätigt und, auf dem Markte von Jena auf- und abgehend, seine Ungeduld, sich mit dem verhaßten Feinde zu messen, laut genug ausgesprochen hatte. Der Prinz focht tapfer, aber ganz vergeblich, ein französischer Wachtmeister Guindey vom zehnten Husarenregiment hieb ihn nieder. Es war unweit des Eingangs von Wöhlsdorf, wo des Prinzen Pferd beim Uebersetzen über einen Zaun hängen blieb. Er wollte einen Hohlweg passiren, um nach Rudolstadt zu entkommen; Guindey, ihn an den schimmernden Orden und an den rechts und links ertheilten Befehlen als den Anführer erkennend, sprengte zu ihm heran und rief ihn, Pardon zu nehmen, auf. Prinz Louis antwortete mit einem Säbelhiebe und einer Schmähung. Darauf versetzte ihm, der schon eine Wunde am Hinterkopf erhalten hatte, der Wachtmeister noch einen Stich

in die Brust, mußte aber flüchten, weil des Prinzen Gefolge jetzt herzueilte. Der Prinz sank bewußtlos in seines Adjutanten Rostitz Arme, der noch sein Taschenbuch rettete. Es versuchte einer von des Prinzen Leuten, ihn, den Sterbenden, aus dem Getümmel zu retten. Er führte ihn etwa sechzig Schritte auf eine Wiese, mußte ihn aber verlassen, weil die Feinde von Neuem herzudrangen. Am Ufer eines klaren Baches sank Prinz Louis zusammen und verschied. Die französischen Husaren beraubten ihn der Kleider, der zurückkehrende Guindey nahm ihm den Degen. Der Leichnam ward von den Franzosen nach Saalfeld gebracht und in der Stadtkirche begraben. Im Jahre 1811 erst wurde er nach der Domkirche zu Berlin abgeholt. Schon jetzt war die preußische Armee in ihrer linken Flanke umgangen. Bei Jena stand der Fürst Hohenlohe; bei der sogenannten Schnecke, durch die die Chaussee nach Weimar geht, die mit Preußen vereinigten Sachsen; der Herzog von Braunschweig stand mit dem Hauptheere bei Auerstädt, 2½ Meile von Weimar; General Rüchel bei Weimar; der Herzog von Weimar bei Arnstadt; der Prinz Eugen von Würtemberg mit der Reserve bei Halle. Der Herzog von Weimar hatte ausdrücklich gebeten, daß man ihm sein neues Schloß schützen möge, deshalb war der Herzog von Braunschweig, wie Massenbach berichtet, so gefällig, sich in der Nähe von Weimar zum Schutze des Schlosses aufzustellen. Er kam von Erfurt her, die Armee marschirte nach der Saale, um der französischen die Invasion in

Sachsen zu wehren. Kaum war die Nachricht vom Tod des Prinzen Louis angekommen, so schob der Herzog den ferneren Marsch der Truppen auf und schlug sein Lager in Weimar auf. „Er hatte, sagt Gentz, dabei keinen anderen Zweck, als für sich selbst eine kleine Spanne Zeit zu gewinnen, sich von seinem ersten panischen Schrecken zu erholen und Rath zu suchen (nicht bei seinen Generalen, denn er hatte keine ernannt), sondern bei seiner eignen individuellen Ungewißheit und Furcht. Das Trostloseste von allem war, daß alles in Hinsicht auf des Feindes Bewegungen in tiefer Unwissenheit schwebte. Man glaubte die Franzosen in vollem Marsch auf Dresden, alles übrige war in tiefes Geheimniß gehüllt. Eine Deputation von Offizieren beschwor noch in Weimar General Kalkreuth, das Commando zu übernehmen, sie erklärte: der Herzog wisse weder, was er thue, noch was er wolle, weder wo er sei, noch wo er hingehen werde! Kalkreuth konnte ihre Bitte nicht gewähren, er erklärte aber Gentz, die Franzosen würden nach Leipzig marschiren; wenn sie die Kösener Brücke besetzten, so sei ganz Sachsen verloren und was sich dann ereignen werde, werde man bald genug sehen; der Plan des Herzogs, die Armee bei Weimar zu concentriren, sei eine noch größere militairische Unwissenheit, als die des Generals Mack, als er bei Ulm sich verschanzte. Denn alle preußischen Magazine lägen an der Saale und er verdamme sich so freiwillig zum Hungertode binnen wenigen Tagen. Er fürchte sehr, die Truppen würden am nicht mehr fernen Tage der

Schlacht nur indifferent ihre Schuldigkeit thun.“ Alle einzelne Corps der preußischen Armee, die gerade so — vereinzelt — bloßgestellt wurden, wie Mack es bei Ulm gethan hatte, wurden denn wirklich auch so von den Franzosen geschlagen. Braunschweig und Hohenlohe standen vier Stunden von einander und wußten von einander so wenig, daß der König von Preußen, der bei Braunschweig war, erst auf dem Rückzug in Sömmerda das Schicksal der bei Jena geschlagenen Armee Hohenlohe's erfuhr.

Napoleon's Hauptquartier war am 12. October in Gera, der rechte Flügel der Franzosen stand in Naumburg, wo das zweite Magazin der Preußen genommen wurde. Die Preußen hatten den Paß von Kösen unbesetzt gelassen, dadurch wurden sie denn wirklich nicht nur von ihren Magazinen, sondern auch von ihrer Reserve in Halle und sogar von ihrem eignen Lande abgeschnitten. Als Napoleon von Gefangenen erfahren hatte, daß die Befehlshaber der Preußen ihn von der Fronte, von Erfurt her erwarteten, während er an der linken Flanke sie schon bis Naumburg hinaus umflügelt hatte und nun dem Einfall in Sachsen nichts mehr im Weg stand, rief er aus: „certainement ils se tromperont furieusement ces perruques.“ Er rüstete sich nun zur entscheidenden Schlacht und nahm seine Hauptstellung auf den Höhen von Jena. Auch diese Höhen waren von den Preußen unbesetzt gelassen worden, Tauentzien hatte es bei seinem Rückzug aus dem Saalthal unterlassen. Am 13. October brach Napoleon aus Gera auf, zwei

Uhr Nachmittags war er in Jena. Nach einer Recognoscirung von den Höhen ließ er Artillerie auf die nächsten Berggipfel vor der Stadt nach Weimar zu bringen und bivouaquirte selbst die Nacht vor der Schlacht auf einer derselben, dem Landgrafenberge. Er hatte den Briefträger von Jena als Ortskundigen bei sich, er wachte, umgeben von seiner Fußgarde, vor sich das Corps von Lannes, das bis in die Straßen Jena's hinein ebenfalls bei Wachtfeuern bivouaquirte. Rechts und links um ihn her war die Armee bei dunkler Nacht in vollem Marsche. Nachts drei Uhr brach er auf, um fünf Uhr begann der Angriff. Hohenlohe schlief ruhig in Capellendorf, einem Dorfe im tiefen Thale hinter Jena. Er ward am 14. October, dem Jahrestag von Hochkirch, durch den Donner der französischen Kanonen geweckt. Ruhig ließ er sich frisiren und ankleiden. Noch neun Uhr saß er ruhig mit dem Prinzen Bernhard von Weimar — dessen silbernes Dejeuner die Franzosen erbeuteten — und seinem Adjutanten beim Frühstück. Während dem ward Tauentzien, der zu schwach war, trotz tapferster Vertheidigung, vom Dornberge, der den von Napoleon besetzten Landgrafenberg noch beherrschte, herabgeworfen. Nun war Napoleon im vollsten Vortheil seiner Stellung. Er frühstückte erst, als die Preußen aus ihrer ersten Position geworfen waren, hinter der Fronte, aus freier Hand, während die Kartätschenkugeln über ihn hinpfiffen. Von fünf bis ein Uhr kämpften Hohenlohe's Truppen mit großer Tapferkeit, aber während er vergeblich das Einrücken

der Generale Rüchel und Holzendorf von den beiden Flanken von Weimar und Dornburg her erwartete, ward er selbst von zwei französischen Colonnen vom Corps des Marschall Ney in der linken Flanke und im Rücken angegriffen, der Rückzug war nun unvermeidlich. Er ging nach Weimar zu, auf dem Wege dahin begegnete man den Flüchtlingen der Hauptarmee, die unterdessen von Davoust bei Auerstädt geschlagen worden war. Rüchel, der von Weimar kam, sollte auf Hohenlohe's Ordre die Retirade decken, er commandirte Marsch, griff den Feind an, warf ihn und vielleicht hätte dies kühne Manoeuvre der Erfolg gekrönt, wenn Rüchel nicht verwundet worden wäre. Als er fiel, floh auch die ganze Cavalerie.

Die Hauptarmee unter Braunschweig, bei der der König sich befand, hatte die Absicht, die Operationslinien an der Elbe zu gewinnen, da die an der Saale bereits verloren gegangen waren; sie hatte namentlich die Absicht, die von Auerstädt eine Stunde entfernten unangreifbaren Defileen von Kösen zu besetzen. Aber als die preußischen Vorposten am 14. Oct. Morgens dort erschienen, trafen sie schon auf die Franzosen unter Davoust. Der Marsch nach Naumburg sollte nun forcirt werden, man wollte sich durch die Franzosen durchschlagen. Diese Absicht mißglückte, auch hier war das französische Artilleriefeuer vom Kösener Berge das Hauptmittel zum Siege für die Franzosen. Es war früh neun Uhr, als der Herzog von Braunschweig mit den Schützen eines Grenadierbataillons vorging, um zu sehen, wie einer feindlichen

Batterie in Hassenhausen beizukommen sein möchte; da traf ihn eine Tirailleurkugel, die unter dem linken Auge eindrang und das rechte aus seiner Höhlung trieb. Er stürzte besinnungslos vom Pferde, ward aber wieder aufgerichtet und in diesem Zustande, das bluttriefende Gesicht mit einem Tuche verhängt, zu Pferde vor den nachrückenden Truppen vorübergeführt. Mit des Herzogs Fall war das Heer ohne Anführer, niemand, selbst der König nicht, kannte genau seinen entworfenen Operationsplan. Jeder Regimentschef operirte nun nach eignem Gutdünken. Die Unordnung ward allgemein, kurz nach Mittag ergab es sich, daß der linke Flügel der Preußen durch ein französisches Corps um Eckartshausen herum völlig umgangen sei. Der König befahl den Rückzug. Er sollte nach Weimar gehen, aber schon auf der Wickenstädter Höhe sah die preußische Avantgarde das bei Apolda stehende, über Dornburg hergekommene Corps des Marschalls Bernadotte. Man war also von Weimar bereits abgeschnitten und der Rückzug mußte nun über den Harz genommen werden. Man ging mitten durch die Feinde durch, die in den Cantonnirungen ringsherum standen, dem König selbst wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen, er rettete sich durch ein halbes Wunder. So ward Sömmerda bei Erfurt in der Nacht zum 15. October erreicht, wo die Nachricht von der verlornen Schlacht bei Jena an den König gelangte. Die Generale Köckeritz, Zastrow und Blücher waren bei ihm.

Zugleich mit den Depeschen über diese verloren Schlacht schickte Hohenlohe einen Brief des Kaisers Napoleon ein, datirt von Gera 12. October, geschrieben also zwei Tage vor der Schlacht, und Hohenlohe am 13. Nachmittags überbracht. In diesem Briefe hieß es unter andern: „Es ist also Krieg zwischen uns; das Bündniß ist gebrochen für immer? Aber warum unsre Unterthanen morden? Ich fürchte die Schlachten nicht. Aber Sire! E. Maj. werden besiegt, die Ruhe Ihrer Tage, die Existenz Ihrer Unterthanen werden Sie preis geben, ohne den Schatten eines Vorwands. Noch ist Alles unangetastet; noch können Sie auf eine Ihrem Range angemessene Art mit mir unterhandeln, nach einem Monat werden Sie es in einer anderen Lage. Endigen Sie den kaum begonnenen Krieg!“

In der Predigerwohnung zu Sömmerda schrieb Friedrich Wilhelm III. am Morgen des 15. October die Antwort auf dieses Schreiben Napoleon's und schlug ihm einen Waffenstillstand vor. Der Sieger aber war dazu nicht mehr zu bewegen, er verlangte bestimmte Abtretungen als Grundlage zum Friedensschlusse. Wiederum war es zum Unglück Lucchesini, der vom König ins französische Hauptquartier nach Wittenberg geschickt ward. Napoleon wollte nicht persönlich mit ihm unterhandeln, er übertrug es Duroc. Der Abschluß erfolgte auf die Bedingungen, daß Preußen alle seine Länder zwischen Rhein und Elbe
[illegible] solle, jedoch mit Ausnahme Magdeburgs und
[illegible]. Der König von Preußen war noch am

15. October von Sömmerda über Sondershausen und den Harz an die Elbe nach Magdeburg und von hier an die Oder nach Cüstrin gegangen: hinter der Oder sollte das flüchtige Heer sich wieder sammeln. In Cüstrin nahm der König die ihm von Lucchesini überschickten Duroc'schen Friedensbedingungen an und schickte mit einem Schreiben den General von Zastrow ins französische Hauptquartier nach Berlin, Zastrow überreichte das Schreiben am 27. October. Mehrere Tage erfolgte keine Antwort, dann eine ausweichende, daß Preußen mit eben derselben Mäßigung behandelt werden solle, die England bei Rückgabe seiner Eroberungen in den Colonien beweisen werde, endlich ward zur höchsten Verwunderung wieder ein bloßer Waffenstillstand angeboten. Der Grund zu dem seltsamen Benehmen Napoleon's lag in den noch seltsameren Ereignissen, die sich unmittelbar nach der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt bei der preußischen Armee und bei den preußischen Festungen zutrugen. Jetzt erst nach dem Unglück zeigte sich die Fäulniß des preußischen Staats, über die Mirabeau zwanzig Jahre vorher schon Kunde gegeben hatte, im vollen Umfang. Der Tag von Jena war das völlige Widerspiel des Tags von Roßbach. Die Franzosen erbeuteten eine ungeheure Menge von preußischen Offiziersequipagen mit Damen, Toilettengegenständen und Leckereien, ganze Wagen mit Hühnern und Weinfässern, die zum Bedarf des Offiziercorps der Armee nachgeführt wurden. Auf die Niederlage folgte Unfall auf Unfall. Schon am ersten Tage nach der Schlacht,

am 15. October, übergab das wichtige Erfurt Herr von Pruschenk: er ward später ohne Abschied entlassen. Der alte Möllendorf, der hier stand, ward mit 6000 Mann gefangen. Die Sachsen, deren halbe Armee nach der Schlacht gefangen genommen worden war, trennten sich nun von den Preußen. Am 17. Oct. ward die preußische Reserve unter Prinz Eugen von Würtemberg bei Halle durch Bernadotte geschlagen. Am 18. October rückte Davoust in Leipzig, am 20. in Wittenberg, am 24. u. 25. in Berlin ein. An diesem letzten Tage übergab Herr von Benkendorf, ohne einen Schuß zu thun, Spandau, die Citadelle von Berlin: er ward später ohne Abschied entlassen. Zwei Tage darauf, am 27. October, rückte Napoleon in Berlin ein. Am 28. capitulirte Hohenlohe, der vom König den Oberbefehl über die Reste der geschlagenen Armee erhalten hatte, mit 16,000 Mann Infanterie zu Prenzlau, ehe er seine Absicht, die Oder bei Stettin zu erlangen, hatte erreichen können. Das wichtige Stettin selbst capitulirte am Tage darauf, der General Freiherr von Romberg und der General Herr von Knobelsdorf übergaben es: beide wurden cassirt. Zwei Tage später, am 1. November, capitulirte Cüstrin, auf dessen Wällen wenige Tage zuvor der König mit seiner Gemahlin gewandelt und den altadeligen Gouverneur Oberst Herrn von Ingersleben zu tapferer Gegenwehr angefeuert hatte. Kaum war der König fort und die ersten französischen Husaren, 2—300 Mann, sprengten vor die Festung, so ging Ingersleben, ohne nur einmal

eine Aufforderung abzuwarten, hinaus, um ihnen Cüstrin mit 3—4000 Mann Besatzung zu übergeben: er ward „zum Arquebusiren condemnirt", erlebte aber noch das Jahr 1814. „Ingersleben und Knobelsdorf waren Menschen, sagen die vertrauten Briefe, denen alles fehlte, bis auf den Magen." Am 7. November capitulirte der nachher so berühmte Blücher, der Hohenlohe's Befehl, mit der Cavalerie zu ihm zu stoßen, nicht respectirt und sich nach Lübeck geworfen hatte. Darauf kam der furchtbarste Schlag, die Capitulation Magdeburgs am 8. November. Herr Franz Casimir von Kleist, Sohn des 1757 an den bei Lowositz erhaltenen Wunden zu Dresden gestorbenen Generals, General der Infanterie und Ritter des schwarzen Adlerordens, des höchsten Ehrenzeichens der Monarchie, übergab zur höchsten Schande und Schmach diese stärkste Festung der Monarchie, die, so lange sie in preußischen Besitz gekommen, nicht wieder erobert worden war, mit 22,000 Mann, 19 zusammen 1300 Jahre zählenden Generalen, über 800 Offizieren und 800 Kanonen an Ney, der bloß mit 10,000 Mann und einigen leichten Feldkanonen vor die Stadt gerückt war. Kleist kam durch mit Entlassung ohne Abschied und starb 1810 in Berlin. Eben so leichtsinnig und ehrlos capitulirten noch später während des Winters die schlesischen Festungen. Am 2. December übergab General Joachim von Reinhardt, Ritter des Verdienstordens, Glogau, die nach Magdeburg wichtigste Festung der Monarchie, am 5. Januar 1807 Herr von Thiele Breslau, am 6. Febr. Herr von Haake

Schweidnitz. Rühmlich hielten sich nur Colberg in Pommern durch seine Bürgerschaft unter dem kreuzbraven, sechsundsiebzigjährigen alten Seemann Nettelbeck und dem berühmten Gneisenau, Graudenz in Preußen durch den alten vierundsiebzigjährigen Franzosen Baron Wilhelm Renée Courbière, gestorben 1811, der, als die Franzosen ihm sagen ließen, es existire kein König von Preußen mehr, erwiederte: „Nun, so bin ich König in Graudenz" — ferner Pillau in Preußen unter dem ebenfalls vierundsiebzigjährigen Oberst Johann Friedrich Herrmann, gestorben 1818, und von den schlesischen Festungen Cosel unter dem 1779 geadelten David von Neumann, der während der Belagerung starb, und Glatz unter Graf Götze. Die Commandanten dieser rühmlich vertheidigten Festungen, fand man, waren zumeist aus dem Bürgerstand heraufgekommene Offiziere, aber Hoch- und Alt-Adelige zumeist waren die Commandanten der so schändlich preisgegebenen Festungen.

Nicht minder seltsam war Napoleon's Empfang in der Hauptstadt der preußischen Monarchie. Am 17. October hatte Herr von Dorville die Nachricht von der verlornen Schlacht nach Berlin gebracht und damit nicht geringes Schrecken verbreitet. Man that Alles, um den Kaiser günstig zu stimmen. Schon in Potsdam kam ihm eine Deputation der Berliner Bürgerschaft entgegen. Napoleon empfing sie mit den Worten: „Ihr habt sehnlich den Krieg verlangt. Er ist euch geworden." Am 27. October Nachmittags

vier Uhr hielt er seinen Einzug bei mildem und freundlichen Wetter unter dem Donner der Kanonen. Er kam durch das Brandenburger Thor, das die Siegesgöttin noch schmückte, voran zog eine Schaar Mamelucken, dann eine Abtheilung der Garde, er selbst ritt von seinen Marschällen umgeben; die in langen Reihen in den Straßen aufgestellten Soldaten und das Volk empfing ihn mit tausendstimmigem Jubelruf. Ein ganz leises Lächeln über das Vive l'empereur aus dem Volkshaufen spielte auf dem Marmorgesicht des Kaisers, der seine ruhig kalten Blicke nach allen Seiten umher schweifen ließ. Langsam stolz bewegte sich der Zug durch die breite Lindenstraße hinauf nach dem königlichen Schlosse. Ihm gegenüber im Lustgarten lagerte die Nacht durch unter freiem Himmel die Garde bei hellodernden Feuern. Die Stadt war erleuchtet. Napoleon blieb einen ganzen Monat in Berlin bis zum 24. November. Der Gouverneur Graf Schulenburg, der Minister, hatte die Bürgerschaft durch rothe Maueranschläge ermahnt, des Inhalts, der nachher sprichwörtlich geworden ist: „Der König hat eine Bataille verloren, jetzt ist Ruhe Bürgerpflicht; ich bitte darum. Schulenburg.“ Aber die Bürgerschaft dachte gar nicht an die Unruhe einer Schilderhebung. In Wien war im vorigen Jahre Napoleon mit stummer Wuth empfangen worden und hatte deshalb nicht in der östreichischen Hauptstadt, sondern in dem Lustschloß Schönbrunn residirt; in Berlin ward er mit lautem Jubel aufgenommen. Der königliche Schatz und die Cassen waren nach Königsberg

und Riga gerettet worden. Auch die Vornehmen und die Reichen, der Hof, die hohen Officianten, der Adel, die Capitalisten waren nach Stettin, nach Cüstrin geflüchtet. Selbst der Gouverneur von Berlin, Graf Schulenburg-Kehnert, flüchtete, er brachte seine theure Person in Sicherheit, er dankte ab: sein Schwiegersohn, der später wegen seiner verrätherischen Correspondenz auf Bitten seiner Gemahlin von Napoleon pardonnirte Fürst Franz Ludwig von Hatzfeld*) ward an seiner Stelle Gouverneur. Schulenburg hatte dem ihm bei seiner Flucht aus seinem Hause in der Behrenstraße mit etwas bedenklichen Mienen begleitenden Volke sehr gemüthlich die letzte Aufmunterung hinterlassen: „Beruhigt Euch, ich lasse Euch meine Kinder hier!“ Der Servilismus und die Verrätherei ging und zwar in allen Ständen so weit, daß man alle etwa noch versteckten öffentlichen Gelder und Vorräthe bereitwilligst den Franzosen anzeigte. Unter andern wollte auch ein Bürger von Berlin dem französischen Commandanten Hulin einen großen Holzvorrath verrathen. Hulin sagte zu ihm: „Laßt das

*) Wegen der beispiellosen Ueberlieferung der Gewehre im October 1806 ward ihm 1810 der Proceß gemacht, aber niedergeschlagen, als Napoleon das für Beleidigung erklärte. Hatzfeld starb 1827 als preußischer Gesandter in Wien. Er war früher kurmainzischer General, dann der Erbe von Trachenberg in Schlesien und ward 1803 gefürstet. Stein zählte ihn in einem Briefe an Prinzeß Luise Radziwill zu den „Ränkeschmieden“, wie Minister Voß (im Jahre 1809).

Holz liegen, damit Euer König übrig behalte, um Schurken, wie Ihr seid, daran aufzuhängen." Beim Einzug der Franzosen hatten angesehene Leute in Berlin so gewaltige Furcht, daß sie hinter dem Volke standen und diesem fortwährend zuriefen: „Um Gottes willen schreit nur recht laut: Vive l'empereur, sonst sind wir verloren." Hulin ließ den Magistrat mit großer Artigkeit um geräuschlose Entwaffnung der Bürgergarde bitten. Sofort ließ dieser aus eignem Antriebe bekannt machen: „bei Todesstrafe" solle jeder Bürger seine Waffen abliefern. Napoleon selbst war so erstaunt über Alles, was er in Berlin sah und hörte, daß er erklärte: „er wisse nicht, ob er sich freuen oder schämen solle."

Aber Napoleon wußte jetzt, daß Preußen sein unbedingtes Opfer geworden sei und diese Wissenschaft war es, die auf den Gang der Unterhandlungen so gewaltigen Einfluß hatte. Die Bedingungen des Waffenstillstands, den er anbot und den Lucchesini am 16. November zu Charlottenburg unterzeichnete, waren von der Art, daß Friedrich Wilhelm sie verwarf. Lucchesini nahm hierauf seinen Abschied, begab sich in seine Vaterstadt Lucca zurück, ward hier Kammerherr bei der Fürstin Bacchiochi, Napoleon's Schwester, begleitete diese zur Vermählung Napoleon's mit Marie Luise nach Paris und starb 1825, dreiundsiebzig Jahre alt, im Privatstand zu Florenz. Im December nahm auch Haugwitz, der dem König nach Preußen gefolgt war, seine Entlassung, und zog sich

auf seine väterlichen Güter in Schlesien und die ihm von Friedrich Wilhelm II. geschenkten in Südpreußen zurück. 1820 ging auch er nach Italien und lebte theils auf einer Villa bei Este am Fuß der Euganeischen Gebirge, theils im Winter in Venedig. Hier starb er 1832, achtzig Jahre alt.

Friedrich Wilhelm hatte, nachdem er die Oder nicht halten konnte, schon am 26. October seinen Unglücksweg von Cüstrin bis nach Memel in die östlichste Grenzstadt des Königreichs nehmen müssen; die Königin, Köckeritz und Beyme begleiteten ihn dahin. Luise hatte bis zum Tage vor der Schlacht von Jena sowohl im Hauptquartier zu Erfurt, als bei dem Aufenthalt in Weimar sich an der Seite des Königs befunden. Sie fuhr mit ihm in einem verschlossenen Wagen, dem zwanzig andere folgten, inmitten der Truppen, Kanonen und Geschützwagen. Weimar verließ sie in Begleitung ihrer Hofdame, der Tochter des Generals von Tauentzien, am 13. October Nachmittags drei Uhr, dem Heere folgend. Aber das Gerücht, die Franzosen hätten bereits die Höhen hinter Kösen besetzt, zwang sie nach Weimar zurückzugehen. Hier erbat sie sich den Rath des General Rüchel, der herbeikam und ihr rieth, sich durch den Harz über Heiligenstadt, Göttingen und Braunschweig in die Altmark zu retten. Sie trat diese Reise am 14., dem Schlachttage von Jena, an, eine Zeit lang begleitet von dem Donner des Geschützes. Rüchel hatte seine eigenen Pferde an ihren Wagen gelegt und ihr eine Bedeckung von funfzig Mann zugegeben. In Berlin

fand sie bereits die königlichen Kinder geflüchtet, erst in Stettin erfuhr sie den ganzen Umfang des Unglücks. Sie warf sich sofort wieder in den Wagen, um ihren Gemahl in Cüstrin aufzusuchen. 40,000 Mann alte und neu geworbene Truppen waren alles, was Friedrich Wilhelm den Russen zuführen konnte. Am 28. November erließen diese ihr Kriegsmanifest gegen Frankreich. Aber Bennigsen's Plan, sich mit Danzig in Verbindung zu setzen, mißglückte. Nach der Schlacht bei Eilau, in der Nähe von Königsberg am 8. Febr. 1807, zog er sich auf Königsberg zurück und es trat nun eine Waffenruhe von mehreren Monaten ein. Unterdessen kam der Kaiser Alexander zu Friedrich Wilhelm nach Memel. Napoleon ließ aus seinem Hauptquartier Finkenstein den General Bertrand nach Memel abgehen, um Friedrich Wilhelm zu einem Separatfrieden aufzufordern. Friedrich Wilhelm ging darauf nicht ein, man unterhandelte mit Oestreich, das den General Stutterheim mit der Vollmacht zum Abschluß eines Vertheidigungsbunds in das Hauptquartier der beiden Monarchen geschickt hatte. Aber ehe dieser Vertheidigungsbund zu Stande kam, hatten die Feindseligkeiten von Neuem begonnen.

Schon der Anfang des neuen Kriegs war verhängnißvoll, am 24. Mai capitulirte Feldmarschall Graf Kalkreuth in Danzig an Lefebvre. Am 14. Juni erfocht Napoleon am Jahrestage von Marengo den Hauptsieg bei Friedland in der Nähe Königsbergs. Zwei Tage darauf capitulirte General von Rüchel in Königsberg an Soult. Der Rückzug

ging hinter den Niemen, den Grenzfluß zwischen Preußen und Rußland. Am 21. Juni ward der Waffenstillstand Seiten Rußlands, der am 25. Juni erst Seiten Preußens mit Napoleon abgeschlossen. An demselben Tage, 25. Juni, kamen Napoleon und Alexander in der Mitte des Flusses Niemen auf einem Floße unter einem Zeltdache zusammen; einer zweiten Zusammenkunft am darauf folgenden Tage wohnte auch der König von Preußen bei, er gewährte hier die Entlassung Hardenberg's und Rüchel's, die Napoleon ihm auferlegte. Dieser war in hohem Grade aufgebracht, als Friedrich Wilhelm statt Huts im Tschacko und kleinen Schnurrbart erschien und übrigens seine Stimmung nicht verhehlte. Die Stadt Tilsit am Niemen war für neutral erklärt worden, von Abtheilungen preußischer, russischer und französischer Garde besetzt, die drei Herrscher nahmen hier ihren Wohnsitz, um die Friedenshandlung zu Stande zu bringen. Die merkwürdigste Erscheinung in Tilsit war die Königin Luise. Sie langte hier am 5. Juli an, um wo möglich das Schicksal Preußens noch zu mildern. Talleyrand hatte ihr Erscheinen gefürchtet und bei Napoleon lange zu hintertreiben gesucht. Wirklich ward auch Napoleon von der Holdseligkeit der Königin betroffen, er suchte die über sie früher ausgesprochenen rücksichtslosen Urtheile jetzt durch die aufmerksamsten Ehrerweisungen wieder gut zu machen. Dennoch konnte er es nicht über sich gewinnen, ihr die harte Frage zu ersparen, wie Preußen sich ihm habe entgegenstellen können? Die hochherzige Königin

erwiederte gelassen: „Es war uns erlaubt, durch den Ruhm Friedrich's über unser Machtmittel uns zu täuschen, angenommen, daß wir uns getäuscht haben.“ Um durch die Achtung, die Luise ihm abzwang, nicht wider Willen etwa zu einer in seinen Augen unpolitischen Nachgiebigkeit gedrungen zu werden, beschleunigte Napoleon den Abschluß des Friedens. Er kam am 7. Juli mit Rußland, am 9. mit Preußen zu Stande: Feldmarschall Kalkreuth zeichnete für Preußen am 12. die schreckliche Convention wegen der Contributionen. Preußen verlor nicht nur alle Besitzungen zwischen Rhein und Elbe mit der Altmark und mit Magdeburg, sondern es verlor auch den größten Theil von Polen. Aus den Besitzungen zwischen Rhein und Elbe bildete Napoleon das neue Königreich Westphalen für seinen Bruder Jerôme, aus den polnischen das Großherzogthum Warschau für den König von Sachsen. Dazu wurden dem Friedensinstrument ausdrücklich die Worte beigefügt, daß die Rückgabe der übrigen eroberten Länder, namentlich der Marken diesseits der Elbe, Schlesiens, Pommerns, Altostpreußens und eines Stücks von Westpreußen „nur aus Achtung für S. Maj. den Kaiser von Rußland“ geschehe. Alexander selbst erhielt aus der Beute seines Bundesgenossen das Departement Bialystok, ein Land von hundert Quadrat-Meilen. „Dieser Alexander, schrieb Gneisenau 3. März 1809 an Stein, ist zu Preußens Unglück geboren. Im Jahre 1805 läutet er die Sturmglocke, bevor Alles zum Kriege vorbereitet ist. Mit Ueber-

muth wird der Krieg angekündigt, mit Uebermuth geht er, nach Oestreichs Unfällen, in Mähren vor — mit Kleinmuth zurück, nachdem er sich seine Lection geholt hatte. Sodann läßt er seine Truppen aus einander gehen, den nahe ausbrechenden neuen Krieg nicht ahnend. Seine Hülfe ist späterhin dem Lande, das er schützen will, eben so verderblich als des Feindes Angriff, und er endigt damit, daß er seinen Bundesgenossen plündern hilft. Ich frage, ob dieser Alexander, wenn er Preußens bitterster Feind wäre, sich sinnreicher hätte benehmen können, um unsern Untergang zu befördern, als er gethan hat, indem er sich unsern Freund nannte." Danzig ward freie Stadt, unter preußischem und sächsischem Schutze, in Wahrheit unter französischer Herrschaft, denn ein französischer Generalgouverneur nahm hier seinen Sitz, Danzig ward ein Hauptwaffenplatz für die französische Herrschaft an der Ostsee, wie Magdeburg es ward an der Elbe und wie Erfurt es ward am Herzen von Deutschland und wie Mainz es längst am Rheine schon war. Wie Rom einst Carthago, so legte Napoleon jetzt Preußen auf, künftig nur eine Armee von 42,000 Mann halten zu dürfen.

Nach dem Tilsiter Frieden erließ Friedrich Wilhelm einen Abschied an alle seine Unterthanen in den abgetretenen Ländern. Er erklärte: „wie er, der harten Nothwendigkeit weichend, sie von ihren Pflichten gegen sein Haus entbinde, wie er von ihnen scheide, ein Vater von seinen Kindern, wie ihr Andenken ihm ewig theuer sein und der Wunsch für ihr Wohl sie zu ihrem neuen Landesherrn begleiten werde." Von allen Seiten

erhielt er liebreiche Antwort, die treuherzigste aber in plattdeutscher Sprache von den niedersächsischen Westphalen folgenden Inhalts:

„Das Herz, schrieben sie ihm, wollte uns brechen, als wir Deinen Abschied von uns lasen, und wir konnten uns nicht überreden, daß wir aufhören sollten, Deine treuen Unterthanen zu sein, wir, die wir Dich immer so lieb hatten. So wahr wir leben, es ist nicht Deine Schuld, daß Deine Generale und Minister nach der Schlacht bei Jena zu angedonnert und verdutzt waren, um die zerstreuten Haufen uns zuzuführen, und mit unsern Landsknechten vereint zum neuen Kampf aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt, und das Vaterland sicher gerettet: denn Du mußt wissen, in unsern Adern fließt noch feurig der alten Cherusker-Blut und unsere Landsknechte haben Mark in den Knochen und ihre Seelen sind noch nicht angefressen. Unsere Weiber säugen selbst ihre Kinder, unsere Töchter sind keine Modeaffen, und der Zeitgeist hat über uns seine Pestluft noch nicht ausgegossen. Indeß können wir dem Eigenwillen des Schicksals nicht entgehen. Lebe denn wohl, alter guter König! Gott gebe, daß der Ueberrest Deines Landes Dich treuere Generale und klügere Minister finden lasse, als die waren, die Dich betrübten. Ihrem Rath mußtest Du zuweilen wohl folgen: denn Du bist nicht allwissend, wie der große Geist der Welten. Können wir aufstehen gegen den eisernen Arm des Schicksals? Wir müssen all das mit männlichem Muthe dulden, was nicht in unserm Vermögen ist zu

ändern. Gott steh uns bei! Wir hoffen, daß unser neuer Herr auch unser Landesvater sein und unsere Sprache, unsere Sitten, unsern Glauben und unsern Bürgerstand eben so erhalten und achten werde, als Du, guter lieber König, es gethan hast. Gott gebe Dir Frieden, Gesundheit und Freude!"

Durch den Tilsiter Frieden verlor Preußen fünf Millionen Menschen und dritthalbtausend Quadrat-Meilen, die Hälfte seines Besitzthums. Es war nun wieder zu einer Macht des zweiten Ranges herabgesunken. Es war eingetroffen, was Massenbach nach dem Basler Frieden warnend vorausgesagt hatte: Preußen, nicht sichergestellt durch die Allianz mit Frankreich, war von seinem eignen Bundesgenossen, Rußland, preis gegeben worden. Die Lage, in die der König durch den Tilsiter Frieden gekommen war, war schrecklich, schrecklicher noch sollten die Folgen dieses Friedens werden. Frankreich machte, ehe es sich zur Räumung der preußischen Staaten entschloß, eine Forderung von 146 Millionen Francs an Kriegssteuern an Preußen. Der französische Proconsul Daru in Berlin, „das Ungeheuer," wie Stein ihn nennt, Pierre Daru, „Stein gegen Stein," wie die Berliner aufstachen, legte unterdessen Beschlag auf alle Landeseinnahmen. Der Staatsbankerott war nahe, man schlug dem König vor, ihn zu erklären, er erwiederte: „Ich kann unglücklich sein, aber Gott wird mich behüten, unedel zu werden." Er übernahm die Hälfte der Summe auf die Domainen. Die Königin schrieb

in jener Unglückszeit einmal an Stein: „Wenn Sie nicht zu viel zu thun haben, wenn die bösen Nachrichten von Berlin nicht Conferentzen erfordern oder zu fassende Entschlüsse Ihnen abhalten; so wünschte ich sehr und außerordentlich den Trost zu haben, Sie um fünf Uhr zu sprechen. Mittheilung des Schmerzes, das Urtheil eines klugen, gefühlvollen Mannes ist von unendlichem Werth. Gott, wo sind wir, wohin ist es gekommen! Unser Todesurtheil ist gesprochen! Luise."

Die Unterhandlungen über die Räumung Preußens mit den Franzosen dauerten über ein Jahr; erst nach dem Congreß im October 1808 zu Erfurt, wieder, wie Napoleon erklärte, nur aus Rücksicht für den Kaiser Alexander, räumten, im December 1808 die französischen Truppen, die bis dahin auf Kosten des Landes hatten erhalten werden müssen, Preußen bis auf die Oderfestungen Stettin, Cüstrin und Glogau, die mit 10,000 Mann besetzt blieben. Am 3. December zogen die Franzosen aus Berlin, um nach Spanien zu marschiren; am 10. rückten die ersten preußischen Truppen wieder ein. Erst am 23. Decbr. 1809, nach einem Besuche in Petersburg, wo „Feste, Shawls und Pelze" das Elend der Zeit hatten vergessen lassen, und Alexander alles that, um seinen gebeugten Gästen den höchsten Begriff von seiner Hoheit und Macht zu geben, nahm Friedrich Wilhelm seine Residenz, von der er drei Jahre abwesend gewesen war, wieder in Berlin, er hatte zeither mit seiner Familie in Memel und Königsberg residirt. Noch

in Erfurt hatte Luise einen Versuch gemacht, Magdeburg wenigstens von Napoleon zurückzuerbitten. Sie erschien in Erfurt, wie sie sagte, vor Napoleon, bittend, nicht als Königin, sondern als Mutter ihres Volkes. Napoleon schickte ihr als abschlägliche Anwort die Karte von Schlesien, umschlungen von einer goldnen Kette am goldnen Herzen. Es war eine schwere Zeit, die Zeit, die der König in Memel und seit 16. Jan. 1808 in Königsberg verlebte, er gerieth selbst in Geldnoth, das goldne Tafelservice Friedrich's des Großen mußte in die Münze geschickt werden. Um nur bürgerlich leben zu können, sah der König sich genöthigt, Gelder zu borgen und Geschenke von Mennoniten anzunehmen. In dieser schwersten Zeit seines Lebens, wo Friedrich Wilhelm in Königsberg, das von Schaaren von Bettlern wimmelte, und Almosen für brotlos gewordene Beamten und Offiziere gesammelt ward, wie ein Fremder in seinem eignen Lande leben mußte, kamen ihm, wie er selbst an einen seiner Lieblinge, den Bischof Roß in Berlin gestanden hat, schwere Zweifel an über die Weisheit und Güte der Vorsehung Gottes. Er wollte abdanken, weil ihn das Unglück verfolge. Der Bischof Borowsky, der Geistliche, den er nachher unter allen Geistlichen am Höchsten geliebt und geehrt hat — er ernannte ihn zum Erzbischof — tröstete ihn, den Schwerangefochtenen. „Er wies, sagte der König selbst zu Roß, aus der heiligen Schrift und der Weltgeschichte mir nach, daß Gottes Wege zwar oft räthselhaft und dunkel, aber stets heilig und heilsam wären, so daß endlich alles Unrecht in sich untergehe, dagegen

alles Recht zuletzt dennoch siege. Ganze Staaten und ihre Regenten bedürften oft der Läuterungen, damit die Schlacken wieder wegbrennten, die das Glück angesetzt hätte. Wer durch Trübsale nicht gebessert würde, wäre nicht zu bessern. Man müsse im Unglücke nur gläubig, geduldig und standhaft sein. Man müsse nur warten und Gott nicht Zeit, Maaß und Ziel vorschreiben; er werde schon kommen und helfen, wenn wir seiner Hülfe würdig, bewährt erfunden wären." Um den König waren seine Familie, die Höflinge und wenige getreue Diener des Civils und Militairs. Seine Umgebungen bildeten vornehmlich der Generaladjutant Köckeritz und sein Nachfolger Hermann von Boyen, der 1810 den Militairvortrag erhielt — Beyme, der Cabinetsrath, und als diesen Stein entfernte, Albrecht — demnächst der intriguante Nagler, der nachherige Postchef, der bei der Königin in hoher Gunst stand und auch mit nach Petersburg fuhr. Unter den Königsbergern stand in Gunst der Kriegsrath Scheffner der den König manches sagen durfte, der aber einmal 16. März 1809 an Stein schrieb: „Die Königin erkundigt sich zwar immer höchst gnädig nach mir, wir sehen uns aber nicht, da ich keine Geburts-Thees 2c. besuche. Sie weiß zum voraus, was ich ihr sagen würde." Die Höflinge fahren fort zu glauben: „Sic itur ad astra."

„Vor Allen der Königin, berichtet Droysen im Leben York's, trat es aber doch in diesen ernsten Tagen nahe, anders als bisher für die Erziehung des Kronprinzen sorgen zu müssen. Sein bisheriger Führer Delbrück

besaß weder Charakter noch Geist genug für einen so reich begabten Zögling. Es liegen nicht ausdrückliche Beweise vor, daß es die Königin war, die York zum Erzieher des Thronerben wünschte; war es ihr, war es des Königs Gedanke, man konnte an York nur darum gedacht haben, weil man in furchtbarsten Erlebnissen erkannt und erprobt hatte, was einem König am wenigsten fehlen dürfe. So ward General Köckeritz beauftragt, York vorläufig im tiefsten Vertrauen des Königs Absicht mitzutheilen."

„Uns liegt ein Concept der Antwort vor, die York an Köckeritz am 8. August 1807 richtete; es ist mit sicherer Hand fast ohne Correctur niedergeschrieben; es ist das erste Document seiner Hand, in dem der ganze Mann uns entgegentritt. Es lautet:

„Das Zutrauen, welches Ew. Hochwohlgeboren mir durch die vorläufige Aeußerung von der Allerhöchsten Intention des Königs in Bezug auf meine künftige Bestimmung zu erzeigen die Güte hatten, verdient meinen größten Dank, und ich bitte sich gütigst zu überzeugen, daß die in Rede stehende Sache nach dem Schluß dieses Schreibens als nie gedacht von mir betrachtet werden soll. Da aber einerseits die Sache von der größten Wichtigkeit ist, andererseits meinen Principien nach ein Unterthan nur mit Behutsamkeit und mit Bezug auf wahre Grundsätze sich der von seinem Könige über ihn verhängten Bestimmung entziehen darf, so erlauben Ew. Hochwohlgeboren, daß ich Ihnen hier den Gesichtspunkt, aus welchem ich die Sache selbst betrachte, darstelle und den Grund an-

führe, auf dem mein Entschluß der Ablehnung der in Rede stehenden Bestimmung beruht. Verzeihen Sie, wenn ich bei einer so wichtigen Sache weitläuftig bin."

„Der Gedanke, daß mein König bei der Wahl eines Mannes, dem er die wichtige Bestimmung geben will, um die Person des Thronerben zu sein, auch nur meiner gedacht hat, macht mich unendlich glücklich; ich fühle diese große Gnade des Zutrauens in seiner ganzen Größe. Wären unbegrenzte Liebe für den König und sein Haus, wäre unerschütterliche Treue und Patriotismus, wären Aufopferungen von jeder Art von meiner Seite die einzigen Erfordernisse zur Erreichung des vorliegenden Zweckes, so würde mich mein stolzes, ich kann sagen gerechtes Selbstgefühl unbedingt zu einem Entschluß führen, der für mich so ehrenvoll als glänzend sein würde."

„Diese Erfordernisse sind aber nach meiner Ansicht der Sache nicht hinreichend. Der Mann, der um einen Fürsten ist, muß, wenn er auch im strengen Verstande nicht Erzieher sein soll, doch vorsichtiger Führer sein, er muß mit Behutsamkeit und unendlich mannichfaltigen Rücksichten auf den Charakter des Prinzen wirken. Dieser Mann muß die Kraft besitzen, Gefühle zu wecken, Leidenschaften zu leiten und in dem jugendlichen Herzen die Keime zu pflanzen und zu pflegen, die auf die künftige Bestimmung, einen kraftvollen, selbstständigen, nicht eigensinnigen, aber festen und entschlossenen Charakter einen so wesentlichen Einfluß haben müßten. Dieser Mann muß die ganze Kunst verstehen, der Natur nicht entgegenwirken zu

besaß weder Charakter noch Geist genug für einen so reich begabten Zögling. Es liegen nicht ausdrückliche Beweise vor, daß es die Königin war, die York zum Erzieher des Thronerben wünschte; war es ihr, war es des Königs Gedanke, man konnte an York nur darum gedacht haben, weil man in furchtbarsten Erlebnissen erkannt und erprobt hatte, was einem König am wenigsten fehlen dürfe. So ward General Köckeritz beauftragt, York vorläufig im tiefsten Vertrauen des Königs Absicht mitzutheilen."

„Uns liegt ein Concept der Antwort vor, die York an Köckeritz am 8. August 1807 richtete; es ist mit sicherer Hand fast ohne Correctur niedergeschrieben; es ist das erste Document seiner Hand, in dem der ganze Mann uns entgegentritt. Es lautet:

„Das Zutrauen, welches Ew. Hochwohlgeboren mir durch die vorläufige Aeußerung von der Allerhöchsten Intention des Königs in Bezug auf meine künftige Bestimmung zu erzeigen die Güte hatten, verdient meinen größten Dank, und ich bitte sich gütigst zu überzeugen, daß die in Rede stehende Sache nach dem Schluß dieses Schreibens als nie gedacht von mir betrachtet werden soll. Da aber einerseits die Sache von der größten Wichtigkeit ist, andererseits meinen Principien nach ein Unterthan nur mit Behutsamkeit und mit Bezug auf wahre Grundsätze sich der von seinem Könige über ihn verhängten Bestimmung entziehen darf, so erlauben Ew. Hochwohlgeboren, daß ich Ihnen hier den Gesichtspunkt, aus welchem ich die Sache selbst betrachte, darstelle und den Grund an-

führe, auf dem mein Entschluß der Ablehnung der in Rede stehenden Bestimmung beruht. Verzeihen Sie, wenn ich bei einer so wichtigen Sache weitläuftig bin."

„Der Gedanke, daß mein König bei der Wahl eines Mannes, dem er die wichtige Bestimmung geben will, um die Person des Thronerben zu sein, auch nur meiner gedacht hat, macht mich unendlich glücklich; ich fühle diese große Gnade des Zutrauens in seiner ganzen Größe. Wären unbegrenzte Liebe für den König und sein Haus, wäre unerschütterliche Treue und Patriotismus, wären Aufopferungen von jeder Art von meiner Seite die einzigen Erfordernisse zur Erreichung des vorliegenden Zweckes, so würde mich mein stolzes, ich kann sagen gerechtes Selbstgefühl unbedingt zu einem Entschluß führen, der für mich so ehrenvoll als glänzend sein würde."

„Diese Erfordernisse sind aber nach meiner Ansicht der Sache nicht hinreichend. Der Mann, der um einen Fürsten ist, muß, wenn er auch im strengen Verstande nicht Erzieher sein soll, doch vorsichtiger Führer sein, er muß mit Behutsamkeit und unendlich mannichfaltigen Rücksichten auf den Charakter des Prinzen wirken. Dieser Mann muß die Kraft besitzen, Gefühle zu wecken, Leidenschaften zu leiten und in dem jugendlichen Herzen die Keime zu pflanzen und zu pflegen, die auf die künftige Bestimmung, einen kraftvollen, selbstständigen, nicht eigensinnigen, aber festen und entschlossenen Charakter einen so wesentlichen Einfluß haben müßten. Dieser Mann muß die ganze Kunst verstehen, der Natur nicht entgegenwirken zu

wollen, sondern sie nur unvermerkt zum großen Zweck zu führen. Er muß ferner in die Jahre der Kraft sich zurückstimmen können, um die Zuneigung seines jugendlichen Freundes sich zu gewinnen, ohne einen gewissen Abstand zu verlieren, der ihn in Würde, ich möchte sagen, in Ehrfurcht erhält. Verfehlt er das erstere, so wird er ein Pedant; im andern Falle verliert er den erforderlichen Charakter. Der Mann an der Seite eines jungen, zum Throne bestimmten Fürsten muß, wenn auch nicht ein erfahrner Staatsmann sein, so doch eine Uebersicht von der Kraft, der Form und dem Zweck der Regierung und des Landes haben; er muß die nicht leichte Kunst besitzen, den Prinzen immer nach Ansicht des Ganzen zu führen, das Individuelle nur als einpassend und Folge zu zeigen. Ein König ist eine irdische Gottheit; wie die Gottheit das Unglück zum Zwecke des allgemeinen Glückes geschehen läßt, so muß der Fürst auch nur den Zweck des Ganzen im Auge haben. — Hieraus folgen denn auch die Grundsätze der Moral für einen Fürsten. Sie ist anders die Moral eines Fürsten, als die des Privatmannes. Zu viel Gefühl für einzelnes Unglück macht zu weich und bringt das Ganze aus der Wage; zu große Gleichgültigkeit gegen das Unglück macht gefühllos; der Zweck, zur Kraft zu führen, würde Tyrannei schaffen. Ein Schatz von Menschenkenntniß ist dem Mann nothwendig, der einem jungen Fürsten bei so häufigen Veranlassungen über die Menschen sprechen muß. Schon im gemeinen

Leben muß man gegen die Menschen vorsichtig sein, ein Fürst muß gegen sie mißtrauisch sein. Wird die Grenzlinie dieses Mißtrauens aber nicht mit vieler Behutsamkeit gezogen, so entsteht sehr leicht Verachtung gegen die Menschen daraus; dieses könnte zu eben so schlimmen Folgen führen, als ein zu großes Vertrauen des Fürsten gegen die Menschen thun würde."

„Meines Erachtens giebt es nur zwei Hebel, die Kräfte des Menschen vortheilhaft zum Zweck des allgemeinen Guten in Bewegung zu setzen. Diese Hebel sind Hoffnung und Furcht. Aber es ist keine gemeine Kenntniß, beide Hebel gehörig in Wirkung zu bringen. Die Wege anzuzeigen, diese Kenntniß zu erlangen, ist wieder kein gemeines Wissen. Bei der unumgänglichen Nothwendigkeit, daß ein Fürst über Alles unterrichtet sein muß, dieser Unterricht auch viel schneller vollendet sein muß, als bei einem Privatmann der Fall sein darf, ist es unmöglich, daß er durch Bücher und eigenes Aufsuchen der einzelnen Theile diesen Unterricht schöpfen kann; der Mann, der um einen jungen Prinzen ist, muß also wenigstens encyclopädische Kenntnisse haben, um keine Frage unbefriedigt zu lassen, weil er sonst leicht den Verdacht des völligen Nichtwissens auf sich ziehen könnte; und dann ist sein Zweck verfehlt. Endlich muß der Mann an der Seite eines jungen Prinzen die feinen Hoffitten haben, er muß einen leichten und geschmeidigen Vortrag der Unterhaltung haben, gleich entfernt von Steifheit oder Fatuité. Er muß die

Kunst besitzen, nicht abzuschrecken und doch stets würdevoll zu bleiben. Er muß die allgemeine Stimme für sich haben."

„So, mein Herr General, ist das Bild im Allgemeinen, welches ich mir von den Eigenschaften mache, die ein Mann nothwendig besitzen muß, der es unternimmt, an der Seite eines Fürsten zu leben, welcher die Bestimmung zum Throne hat. Nach dieser Skizze habe ich meine Selbstprüfung vorgenommen. Eine gemäßigte Eigenliebe hebt den Menschen, eine verblendete kann ihn wider Willen zum Verräther machen oder doch wenigstens mit Schande vom Schauplatz zurückbringen. Es ist meinen Ansichten nach weniger nachtheilig, seine Schwäche zu gestehen, als sie durch Beschönigung schädlich anzuwenden. Aus diesem Grunde kann und darf ich nie den Vorschlag annehmen, der mir eine Bestimmung geben würde, der ich nicht entsprechen kann."

„Sollte es also der Fall sein, daß des Königs Majestät sich meiner zu einer Anstellung bei dem Kronprinzen wieder erinnern sollte, so bitte ich, haben Sie die Güte, dem Könige zu versichern, daß ich zu diesem Posten nicht passe und ihn unter keinen Umständen annehmen darf, ohne mich des Verraths gegen sein Zutrauen schuldig zu machen."

„Ich bin sehr arm, ich habe ein Weib und vier Kinder, die ich unaussprechlich liebe; ihr Wohl macht das Glück meines Lebens; mein ganzes Streben geht dahin, für ihre Zukunft zu sorgen. Dennoch werden aber die Pflichten gegen meine Familie stets und unter

allen Umständen jederzeit meinen Pflichten gegen König und Vaterland untergeordnet bleiben."

„Welches auch die Folgen meiner Grundsätze sein mögen, so werden sie, wie sie es immer waren, der Leitfaden aller meiner Handlungen bleiben."

„Ich habe die Ehre u. s. w."

„Es liegt nichts vor, um zu beurtheilen, ob York's Motivirung dem königlichen Paar es leichter oder schwerer hat erscheinen lassen, ihren Wunsch aufzugeben. In welcher Weise auch des Königs Adjutant Oberst von Kleist in das Geheimniß gezogen worden, ist nicht mehr erkennbar. York theilte ihm sein Schreiben an den General Köckeritz mit und Kleist antwortete unterm d. Memel den 17. August 1807: „Mit dem verbindlichsten Danke remittire ich Ihnen, mein werthgeschätzter Herr General, den mir communicirten Aufsatz; Kopf und Herz leuchtet daraus hervor und habe ich ihn mit wahrem Interesse und demjenigen Vergnügen gelesen, welches gleiche Meinungen erzeugen. Uebrigens wünsche ich von Herzen, daß des Königs Majestät diesen Aufsatz lesen mögen; es ist für ihn so wie für den alten Köckeritz so manches avis au lecteur darin enthalten — allein es hilft alles nichts. — Ihr treu ergebener ꝛc."

Stein brachte später Ancillon an Delbrück's Stelle.

7. Regeneration Preußens. — Personalien Stein's und Hardenberg's.

Das herbe Unglück, das Preußen traf, ward die Brücke zu einer glorreichen Erhebung. Die königliche Familie, von den harten Schicksalsschlägen niedergeschmettert, lernte mit eignen Augen sehen. Sie gewann durch die bittern Erfahrungen die Ueberzeugung, daß die Fundamente, auf denen bisher der preußische Staat sich gehalten hatte, durch und durch verfault und eine gründliche Erneuerung derselben unumgänglich nöthig sei. Das Heer Friedrich's des Großen, so erkannte man, war eine Maschine ohne Geist, es ward deutlich, daß man unterlassen habe, tüchtige Offiziere zu bilden. Die Bevorzugung des Adels, die noch Friedrich der Große geduldet hatte, mußte aufhören, nachdem dieser Adel seine gänzliche Demoralisirung in der Handhabung der Kriegs- und Friedensgeschäfte, vor allen in der Festungen-Uebergabe verrathen hatte. Das Armee-Publicandum d. d. Ortelsburg 1. December 1806, das die Herren von Ingersleben und Consorten zum Arquebusiren und Cassiren condemmirte, enthielt denn auch schon die Worte: „So lange der Krieg dauert, wird der Unteroffizier und der Gemeine, wenn er sich durch Gewandtheit und Geistesgegenwart besonders auszeichnet, so gut Offizier, wie der Fürst.“ Sodann mußte ein ganz neues politisches System ergriffen werden. Die alte Eifer-

sucht gegen Oestreich mußte fallen gelassen, ein patriotischer, ein deutscher Standpunkt mußte gefaßt werden, um sich gegen die fremden Mächte und namentlich gegen Frankreich zu einer unabhängigen und selbstständigen Stellung wieder heraufzuarbeiten. Vor allem aber mußte eine tiefe innere, sittliche und religiöse Erneuerung in dem Volksgeiste stattfinden. Von Innen heraus mußte die Kraft geschöpft werden, um das äußere Unglück zu überwinden. Am lebhaftesten durchdrungen von dem Bedürfniß dieser religiösen Erneuerung ward die lange vom Hoftrouble, den von Scheffner bezeichneten „Geburts-Thees u.s.w.“ absorbirte Königin.

Die Königin Luise schrieb noch von Königsberg aus ihrem Vater: „Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrich's des Großen, der, der Herr eines neuen Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das siehet Niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit Ihm darüber eine lange Unterredung und Er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: „„das muß auch bei uns anders werden.““ Auch das Beste und Ueberlegteste mißlingt und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer, wie die

Löwen gefochten haben, müssen wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen und der Feind bleibt im Vortheil. Von ihm können wir Vieles lernen und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein mehr hat, daß aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben. Gewiß wird es besser werden, das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinen jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist politisch, das heißt klug und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meinet nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung und wer nicht Maaß halten kann verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott und also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen

wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle bessern Menschen und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist Alles, was geschehen ist und was geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Wegs zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen, und darüber hinsterben. Wie Gott will! Hier, lieber Vater, haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß so gut ich, als eine Frau, es formen und zusammensetzen kann."

Für ihre Person hatte die Königin richtig gefühlt. Sie starb hin, ohne den Morgen der Freiheit gesehen zu haben. Auf einem Besuche bei ihrem Vater in Strelitz plötzlich von einer Krankheit ergriffen, verschied sie auf dem Schlosse zu Hohenzieritz schon am 19. Juli 1810, früh neun Uhr, nur fünfunddreißig Jahr alt, in den Armen ihrer Schwester, der Prinzessin von Solms und des Königs, der wenige Stunden vor ihrem Abscheiden eingetroffen war. Dr. Heim fand in ihrem Herzen einen Polypen, der Schmerz um das Vaterland hatte sie getödtet; sie hatte beim Verluste Magdeburgs geäußert, wenn man ihr Herz öffnen könnte, würde man mit blutigen Zügen den Namen dieser Stadt darin finden. Die Leiche war zur Bestattung im Berliner Dome abgeführt, und dann nach Charlottenburg gebracht, 23. December, am sechzehnten Jahrestag ihres Einzugs in Berlin. Auch diesen schwersten

Kelch des Leidens mußte der unglückliche König hinnehmen. Er schien wie vom Schmerze zermalmt. Er hatte zu Luisen's Mutter geäußert: „Ach, wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben, aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß." Aber auch dieser Todesfall ging Preußen zum Heil aus, unglaublich ward dadurch die Abneigung gegen Napoleon, „das böse Princip," wie die Königin ihn genannt hatte und gegen die Franzosen-Herrschaft gesteigert, das Volk hielt es fest, daß der Königin der Gram darüber das Herz gebrochen habe, man wallfahrte zu ihrem Grabe im Schloßgarten zu Charlottenburg unter einsamen Fichten wie zum Grabe einer Heiligen. Frau von Berg, ihre Vertraute, geb. Gräfin Häseler, später Oberhofmeisterin der Schwester der Königin, als sie Königin von Hannover ward, veröffentlichte im folgenden Jahre in der „authentischen Mittheilung" die Begebnisse der letzten Lebenstage der Frühverklärten.

Unmittelbar nach dem Tilsiter Frieden waren in Königsberg bis 1809 die inneren Reformen berathen und angegriffen und seit 1809 von Charlottenburg und Potsdam aus vollends ausgeführt worden.

Zwei große Männer traten jetzt an die Spitze der Verwaltung des Staats, sie waren — und dies ist für die preußische Adelsgeschichte wohl zu betonen — Ausländer: Scharnhorst und Stein; jener übernahm die Umbildung des Heers, dieser die der Staatsorganisation.

Gerhard David Scharnhorst war ein armer Bauerssohn, wie einst Derfflinger unter dem großen

Kurfürsten: in der Hütte zu Hämelsee im zellischen Antheil Hannovers ward er 1756 im ersten Jahre des siebenjährigen Kriegs geboren. Seine Jugend war rauh und von bitterm Druck und Entbehrungen umgeben. Seine Bildung erhielt er in der Kriegsschule, die der berühmte Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe-Bückeburg angelegt hatte und die selbst von ihm geleitet wurde. Seit 1777 war Scharnhorst in hannöverische und seit 1801 in preußische Dienste getreten: 1802 ward er geadelt. Er befand sich im Stabe, war seit 1804 Oberst, wohnte als Generaladjutant des Herzogs von Braunschweig der Schlacht bei Auerstädt bei, ward bei Lübeck mit gefangen, wie Blücher, aber schnell wieder ausgewechselt und stieg dann seit 1807, wo er bei Eylau mit gewesen, zum Generalmajor.

Scharnhorst gehörte zu den unterrichtetsten Männern des Militairstandes in Preußen und er war zugleich einer der praktisch tüchtigsten Offiziere. Mit dieser militairischen Tüchtigkeit verbanden sich beim ihm die schönsten Tugenden des Menschen: er war im höchsten Grade anspruchslos und uneigennützig. Seine größte Eigenschaft aber war die so seltene: Selbstverläugnung. Sein schlichtes, oft vernachlässigtes Aeußere, sein fast schläfriges bequemes Wesen, seine gedehnte Aussprache, sein nachlässiger oft unbehülflicher Ausdruck, alle diese gar nicht für ihn einnehmenden Eigenschaften ließen den großen Geist, der in diesem Manne lebte, gar nicht ahnen. Aber je näher man ihn kennen lernte, je mehr erregte er Bewunderung: so geschah es mit dem König,

der sogar im Anfang einen Widerwillen gegen seine hannöverische Geburt und Aussprache und gegen seine ganze Persönlichkeit hatte. Dieser unscheinbare große Charakter glühte im Innersten über die größten Pläne und bildete sie mit nachhaltigster Energie aus: er war eben so fest, als geistreich, eben so hoch entschlossen, als tief verschlossen, ein schweres Leben hatte ihn die Kunst gelehrt die Vorurtheile und den Eigenwillen der Vorgesetzten nicht nur zu ertragen, sondern ihnen beizukommen und sie dadurch zum Bessern umzustimmen. Er selbst war über alle die kleinlichen Vorurtheile erhaben: er war ein durch und durch genial großartig die Weltverhältnisse auffassender Mann. Seinem nicht nur reichen, sondern auch geduldig ausharrenden Geiste boten sich nicht nur immer unerschöpflich Hülfsmittel dar, sondern er wußte auch bei Andern die Abneigung, diese Mittel zu gebrauchen, nach und nach zu überwinden: das war namentlich bei dem Könige nicht leicht, dessen Kälte und Ruhe allen durchgreifenden Reformen, allem „Eclat" — wie das Wort in der Hofsprache hieß — sehr zuwider ward. „Ich bin nicht dazu gemacht, mir Anhang und Zutrauen durch persönliche Bearbeitung zu verschaffen. Ohne, daß ich es vorher wußte, avancirte mich der König und ist mir sehr gnädig. Gefühle der Liebe und Dankbarkeit, eine unbeschreibliche Anhänglichkeit an das Schicksal des Staats und der Nation, hält mich hier fest —" so schrieb Scharnhorst 27. Novbr. 1807 an Carls Brühl's Schwiegersohn Clausewitz, den berühmten Militairschriftsteller.

Scharnhorst ward der Chef der Reorganisationscommission der Armee. Anderweite Mitglieder dieser

Commission waren: der schon genannte seit 1810 mit dem Militairvertrag betraute neue Generaladjutant des Königs, der martialische Hermann von Boyen, aus einer niederländischen, von da nach Ostpreußen gekommenen Familie stammend, eine gewaltige Militairgestalt, hinter deren buschigen Brauen die Qualitäten des Löwen und des Fuchses hervorblitzten, derselbe, der später Kriegsminister unter Friedrich Wilhelm III. und noch wieder unter Friedrich Wilhelm IV. wurde — ferner Carl Wilhelm Georg Grolmann, ein Sohn des Obertribunalpräsidenten, „ein äußerst unterrichteter, arbeitsamer, unternehmender und fester Mann,“ wie ihn Stein in einem Briefe an Gentz einmal rühmt — und endlich der sanfte, freundliche aber ganz besonders gescheite August von Gneisenau — der „Apotheker“ des „Doctors“ Blücher später.

Gneisenau war auch ein Ausländer, ein geborner Oestreicher, wie Derfflinger und wenn auch nicht in so niedern, doch in eben so rauhen und harten Verhältnissen wie dieser und Scharnhorst aufgewachsen, er war der Sohn eines östreichischen Hauptmanns und ward im siebenjährigen Kriege in den Winterquartieren zu Schilda bei Torgau geboren. Seiner Erziehung nahm sich sein mütterlicher Großvater an, der Commandant von Würzburg, Artillerieoberst von Müller, er beförderte ihn zur Universität Erfurt, wo er als armer Schüler im Chor vor den Häusern sang. Von da trat er in anspachische Dienste und befand sich 1780 unter den Leuten, die der letzte Markgraf von

Anspach, der das Land an Preußen verkaufte, wie Schlachtthiere geknebelt, überwacht von ihm mit gespannter Büchse und in die Wildschur gehüllt, auf dem Mainschiffe bis zur Abfahrt einschiffen ließ um, über den Rhein nach England transportirt zu werden — es waren die zur Abfahrt nach Amerika bestimmten, von dem fürstlichen Seelenverkäufer an die Engländer verhandelten Truppen, die mit gegen die junge Freiheit Amerikas fechten sollten. Hier sah Gneisenau das Land zum erstenmale, von dem er bei einer späteren zweiten Reise 1811 an Stein schrieb, „daß da zum Nothwendigsten des Bettlers gehöre, was Schwelgerei der preußischen Staatsbeamten sein würde. Fleisch, wie es nie in Preußen gekostet wird, starkes Bier" u. s. w. Von sich selbst hatte Gneisenau, als er einmal auf den Gütern des Grafen Giech einquartiert lag, geäußert: „ich habe stets ein Stück Schwarzbrot, aber nicht immer Sohlen auf meinen Schuhen gehabt."

Zurückgekehrt, wieder über England aus Amerika, wo das Regiment gar nicht zum Fechten kam, da der Krieg schon aus war, war Gneisenau als Oberlieutenant in der Suite Friedrich's des Großen, dem er sich vorgestellt und gefallen hatte, 1785 aufgenommen worden, hatte 1795 und 1797 die Feldzüge in Polen mitgemacht, dann im französischen Kriege das Treffen bei Saalfeld und war nach der Schlacht bei Jena dem König nach Preußen gefolgt, wo er die Sendung nach Colberg erhielt; in Königsberg war er durch Scharnhorst bis zum Major avancirt; fast zwanzig Jahre

lang war er Hauptmann gewesen, man hatte ihn schon den Hauptmann von Capernaum genannt: neun Jahre darauf war er General.

Wie Scharnhorst die Reform der Armee, ward Stein die Reform der Civilverwaltung vertraut. Auch er war ein Ausländer, ein Nassauer, Scharnhorst und Stein, beide von gewöhnlichen, preußisch und deutsch-beschränkten Adelsvorurtheilen frei, bewegten sich im Sinn und Geiste englischer Whigs, sie waren für den Fortschritt.

Beide waren mit dem König, der der letzten Ermahnung Friedrich's des Großen wohl eingedenk war, davon durchdrungen, daß das wahre Fundament des Staats „das Volk sei in seiner Einheit" und daß dieses daher in dem neuen liberalen Geiste, wie er seit der französischen Revolution in dem Bewußtsein der Gebildeten und Besten des Volks klar geworden war, angesprochen und behandelt werden, daß das Gefühl der Selbstständigkeit und der Selbstachtung in der Nation gepflegt werden müsse, um Andern Achtung einzuflößen. Das Scharnhorst'sche System bei der neuen Heerbildung ging von der allgemeinen Waffenpflicht aller Bürger des Staats zur Vertheidigung des Vaterlandes aus, das Privilegium des Adels auf die Offizierstellen hörte auf, der Soldat konnte zum General avanciren, im Kriege durch Bravour und Ueberblick, im Frieden nach Kenntnissen und Bildung. Der Stock ward abgeschafft, Gneisenau schrieb seine classische Abhandlung von der „Freiheit der Rücken" vom 9. Juli 1808; der Zopf ward abgeschnitten, der Gamaschencultus hörte auf. Die Beschränkung des

Tilsiter Friedens, daß Preußen nur 42,000 M. Truppen halten dürfe, umging Scharnhorst ganz unbemerkt dadurch, daß jährlich neue Aushebungen statt fanden, die bereits Einexercirten traten zurück und bildeten einen Truppenkern. Die Ideen der Landwehr und des Landsturms, die später so überraschend glückliche Erfolge hatten, wurden damals durch Scharnhorst zu entwickeln angefangen.

Die Umbildung der innern Staatsverwaltung ging von dem Freiherrn von Stein aus. Carl, Reichsfreiherr von Stein war im Jahre 1757 zu Nassau an der Lahn aus einem altadeligen, reichsunmittelbaren Geschlechte geboren, das angeblich bis zum Jahre 1000 mit seinen Familienurkunden hinaufreicht. Seine ältesten Vorfahren sollen saracenischen Ursprungs gewesen sein. Er studirte in Göttingen und trat schon frühzeitig, schon 1780, noch unter Friedrich in preußische Dienste, unter dem Minister von Heynitz, der sich seiner besonders annahm, im Bergfach als Oberbergrath zu Wetter in der Grafschaft Mark. 1785 ward er außerordentlicher preußischer Gesandter in Aschaffenburg, um den Kurfürsten von Mainz zum Beitritt zum Fürstenbunde zu vermögen. Hier in Mainz lebte er in innigster Freundschaft mit Johannes Müller. 1786 machte er eine Reise nach England, wo er den genialen Sonderling, Grafen Gustav Schlabrendorf, den Sohn des preußischen Ministers in Schlesien unter Friedrich dem Großen eine Zeit lang zum Begleiter hatte, der sechs Jahre in England reiste, dann vor der Revolution nach Paris

ging, hier alle Schrecknisse derselben mit durchmachte und endlich als Diogenes von Paris in seinem Zimmer im zweiten Stock des Hôtel des Deux Siciles in der Rue Richelieu 1824 starb. Stein kehrte schon 1786 zurück, ward 1788 erster Kammerdirector zu Cleve und 1793 Präsident daselbst. Er verheirathete sich in diesem Jahre mit der reichen einundzwanzigjährigen hannöverischen Gräfin Wilhelmine Wallmoden-Gimborn, eine Tochter des Generals Wallmoden, natürlicher Sohn Georg's II. von der Lady Yarmouth, der früher Gesandter in Wien war, wo die Gräfin geboren wurde. Er erwarb sich, Oberpräsident aller westphälischen Kammern 1796 geworden, um Westphalen große Verdienste durch Umschaffung der unfahrbaren Landstraßen in gute Chausseen; durch Vertheilung dessen, was noch von Domainenpachten übrig war, unter die Bauern; durch die Ordnung, die er in die Forstwirthschaft brachte; durch Belebung des Handels und Fabrikwesens. Er organisirte später die durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 neu erworbenen westphälischen Provinzen. Er ward dann an Struensee's Stelle 1804 Minister des Accise-, Zoll- und Fabrikdepartements. Als solcher führte er zwei große Maßregeln durch: die Aufhebung sämmtlicher Binnenzölle und die Einführung des Papiergelds, aber er verfeindete sich mit des Königs Günstling, dem Cabinetsrath Beyme, der ihn dem König empfohlen hatte, dessen Einmischung Stein's Stolz aber nicht ertragen mochte.

Dieser großartige Charakter hatte eine großartige Licht- und Schattenseite. Da jene wohlbekannt ist, lasse ich zuerst diese hervortreten.

Stein war abstoßend in seinem Aeußern, heftig, hart und rauh gegen seine Subalternen. Einem Kanzleidiener, der eine von ihm unterschriebene Schrift aus Versehen statt der Streusandbüchse mit dem Dintenfasse übergoß, rieb er dieselbe gewaltsam ins Gesicht; als er nach acht Tagen wieder zum Vorschein kam, gab er ihm ein Papier mit einem Doppellouisd'or. Niebuhr wirft ihm sehr vor, daß er auf ganz unbegreifliche Weise an unwürdige Menschen sein Wohlwollen im Dienste verschenkt habe. Niebuhr schrieb aus Berlin unterm 15. April 1813 an Arndt: „Wenn Sie wissen, in welchem Verhältnisse ich einst zu Herrn von Stein stand, so muß es Ihnen unnatürlich vorkommen, wenn ich Sie nicht bitte, mich ihm zu empfehlen. Er hat mir weher gethan als irgend ein anderer Mensch: denn er hat die treuste Liebe mit Füßen getreten und ihre Vertraulichkeit dem blinden Vorutheil für den elendsten Menschen — für Hardenberg aufgeopfert: einen Brief preisgegeben. (Stein erzählte selbst an Arndt, daß dies ein Aufsatz über Domainenverwaltung gewesen sei, den er arglos, um Hardenberg auf gute Gedanken zu bringen, ihm mitgetheilt habe.) Gott verzeihe ihm! und ist mein Zeuge, daß ich ihm darum nicht weniger Heil wünsche, daß er so gesündigt hat. Ich wünsche ihm nur die Strafe, daß er den, für den er es that, tief verachte, und daß sein Gewissen ihn oft erinnere, während sein Stolz es ihm nicht erlauben wird, dem leicht und gern Verzeihenden die Hand mit Gefühl wieder zu bieten. Es ist doch nie eine Freundschaft mit einem hochgebornen Herrn.“ Dazu

setzte Niebuhr in einem Briefe aus Dresden, 24. April 1813, acht Tage vor der Schlacht bei Lützen: „Ich sehe hier die Elendigkeit, wie Kabinetskünste und Volkswille einander befehden, aus der ersten Hand und ärgere mich oft darüber bitter ꝛc. Sie können ungefähr wissen, wie ich hier sitze, nämlich an und nicht in der Sache und eigentlich sitzen auch nur die so, welche darin zu sitzen glauben. O, wenn wir einen hätten, der recht darin säße? Stein thut es nicht, weil er bei redlicher Gesinnung immer nur Sprünge macht, zuweilen auch Stöße, im Allgemeinen kühner als die Kühnsten, im Einzelnen oft peinlich. Gott muß es machen und das Volk, oder sonst gehen wir noch einmal recht tief unter, bis es von unten auf gährt. Mein Verhältniß zu Stein hat sich so gefunden und ich benutze es blos als Firma, einige Ideen auszubreiten. Er ist fast immer gütig gegen mich, nie oder selten zutraulich, was er überhaupt wenig sein kann; dazu gehört doch die Geburt. Er könnte viel mehr, wenn er militairische Ansichten hätte und wenn seine Hitze überhaupt ein Ganzes in Uebersicht begreifen und festhalten könnte. Das kann er aber nicht und hat er nicht. Herb kann er sein und achtet nicht genug die stillen Kräfte und Tugenden.“

Höchst merkwürdig waren die Auslassungen der Männer des specifisch-militairischen Preußenthums, der Vertreter der Standesehre, über den fatalen Civilisten, den Ausländer, den Neuerer Stein. Eine der merkwürdigsten gab der nachherige Feldmarschall York, ein preußischer, leider nach seinem eigenen Geständniß

„sehr armer“ Hochtory, der alle Kraft Preußens nur in seinen „militairischen Familien“ fand, die dafür, daß sie König und Vaterland „mit Gut und Blut“ dienten, es als Recht in Anspruch nahmen, die laut der Offizierpatente „dieser Charge anklebenden Praerogativen und Gerechtsame“ ausschließlich zu besitzen, der immer darauf hindrängte, vorstellig zu machen, daß „mit dem Rechte Aller die Pflicht des Adels zu dienen ein Ende habe“, diese Pflicht natürlich aber den dienen Müssenden, dem gemeinen Bürger und Bauer, den nicht Recht habenden, nach wie vor „ohne Praerogativen zu genießen“ anmuthete, dabei gar nicht umhin konnte, einmal in einem Gefechtbericht in der russischen Campagne vom 3. Octbr. 1812 „den unbeschreiblichen Muth“ der gemeinen Soldaten dem König zu rühmen, und der so weit ging, dem Prinzen Wilhelm einmal zu äußern: „Wenn E. K. Hoheit mir und meinen Kindern ihr Recht nehmen, worauf beruhen denn die Ihrigen?“ York, ein Mann, der so vorurtheilsfrei war, daß er ganze Stellen aus dem Wallenstein und sogar aus dem Don Carlos „in der Pracht ihrer schönen Diction“ recitirte und der in der Revolutionszeit 1792 eine „gar nicht geborne“ Frau, eine arme Kaufmannstochter aus Namslau bei Breslau, seiner ehemaligen Garnisonstadt, die für Schiller schwärmte, Johanna Seidel, geheirathet hatte — York, ein Mann, der, wie die Leute sagten, 1806, als der französische Krieg drohte, sich wenig um Frau und Kinder kümmerte, nur seinen Kanarienvogel liebte, der jeden Morgen sein Stück Zucker von ihm erhielt, und der,

als er lange diesen Zucker nicht erhalten hatte, bei York's Rückkehr aus der Campagne 1807 vor Freuden starb. — York, der 1811 mit seinen zwölf- und sechsjährigen Söhnen Heinrich und Louis, als sie die Geschichte von Mucius Scävola gehört hatten, sie mit ihnen versuchte, indem sich jeder von ihnen dreien ein zusammengeballtes Blatt Papier auf der flachen Hand niederbrennen ließ — York, der in Holland, aber nicht in England gewesen war, äußerte im Jahre 1808 über Stein:

„Der Mann ist zu unserm Unglück in England gewesen und hat von dort seine Staatsweisheit hergeholt; und nun sollen die in Jahrhunderten begründeten Institutionen des auf Seemacht, Handel und Fabrikwesen beruhenden reichen Großbritanniens unserm armen ackerbauenden Preußen angewöhnt werden."

„Wie hat er geeilt, mit seinen Ansichten zum Vorschein zu kommen! Gleich bei seiner Ankunft in Memel das bewirkte Edict, daß Jeder ohne Unterschied ein Rittergut kaufen, der Adel dagegen jedes bürgerliche Gewerbe treiben dürfe. Eine eigentliche Abschaffung, man möchte sagen, Verhöhnung des Adels ist dem Geist unsers Monarchen und unsres Volkes durchaus zuwider. Wird der Gewürzkrämer oder der Schneider, der das Gut erwirbt, oder der Speculant, der auf seinen Profit gedacht hat und schon auf Wiederveräußerung sinnt, wird er auch im Unglück seinem Monarchen „zu Dienst sein mit Gut und Blut?" Wird der neue Herr seine Bauern, die ihn

wohl mit Ziegengemecker an der Ehrenpforte empfangen, mit sich in der Treue festhalten, wie der alte Erbbesitzer that, der in seinem Dorf über die Gemüther mit Liebe und Anhänglichkeit herrschte? Daß die sogenannte Sclaverei der Bauern u. s. w. nur philantropisches Geschwätz ist, wissen wir alle."

„Doch läuft es eigentlich darauf hinaus, daß ein Grundbesitz sein soll, wie ein Thaler Geld, der durch die Circulation sich vervielfältigt, wobei noch durch die Stempelgebühren etwas für den Staat abfällt. Keine landesväterliche Idee nach dem Sinne des Königs. So etwas kann nur in der Kanzlei eines Banquiers oder von einem Professor, der einen schlecht verdauten Adam Smith vom Katheder docirt, ausgeheckt werden. Leider hat sich dergleichen Geschmeiß des genialen Ministers bemächtigt. Man sieht ja, wie es von allen Seiten herbeiströmt und was sie in ihrer Cotterie schon zu Tage bringen 2c."

„Ein andres Steckenpferd, das der Minister reitet, ist die Population. Aus der Familie jedes ehrsamen Bürgers und Handwerkermeisters, der eine Anzahl Gesellen beschäftigt, ernährt und zur sittlichen Ordnung anhält, soll eine Anzahl kleiner Familien hervorgehen, indem jeder Gesell seine Dirne heirathet und der Stifter eines neuen Geschlechts von Hungerleidern wird. Eben so auf dem Lande, wo man gar gern alle großen Güter in kleine auflöste und jede Erbschaft theilend, statt eines wohlhabenden adeligen Besitzers oder Großbauers eine Anzahl kleiner Gärtner- oder höchstens Kossäthenhöfe

stiftete. Könnten nun die großen schönen Dörfer sich in solche kleine Besitzthümer abbauen lassen, und der freie Landmann seine paar Morgen mit einer Hecke umgeben und in dem Bereich sein Wild schießen, dann wäre das Ideal erreicht, nach dem sie streben. Der Calcul der in Progression steigenden Bevölkerung ist ganz richtig; gleicht aber solche Pöbelerzeugung — wir sollten Gott danken, daß wir dergleichen nicht haben, wie Frankreich und England — nicht dem Ungeziefer, das man aus Hobelspänen erzeugt?"

"Und nun diese gewaltsame Abschaffung aller Hofdienste der Bauern ohne irgend eine Entschädigung des Gutsherrn? Wie wird das die Stände unter einander entzweien! 2c."

Nach Stein's Entlassung schrieb York unterm 26. November 1808: Unsere äußeren Verhältnisse fangen an, günstiger zu werden, auch unsere inneren nehmen eine vernünftigere Wendung. Ein unsinniger Kopf ist schon zertreten; das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem eigenen Gift selbst auflösen!"

Mit und trotz allen seinen Schwächen war Stein ein Mann, der mit dem Blick ins Große, der so selten ist, die höchste Gewissenhaftigkeit, die eben so selten ist, verband.

Als Friedrich Wilhelm III. am Ausgang des unglücklichen Jahrs 1806 und nach Abgang des unglücklichen Grafen Haugwitz wiederholt Stein das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten antrug, schrieb dieser die denkwürdigen Worte:

„Es war ein Grundsatz der durch schmähliche Erfahrung der jetzigen Zeit als weise bewährten Vorzeit, daß in den mannichfaltigen Geschäften innerer und äußerer Administration jeder von seiner frühen Jugend an durch specielle Leitung und eigene, auf einen Zweck gerichtete Ausbildung und Erwerbung von Fähigkeiten, für ein einzelnes Fach der Geschäfte bestimmt werde, in dem er alsdann, durch mannichfaltige Erfahrungen gereift, den Grad der Vorzüglichkeit zu erreichen bestrebt war, welchen zu erreichen Natur und Umstände ihm gestatteten. Als noch ein gesetzlicher Zustand der öffentlichen Staatsrechtsverhältnisse in Europa bestand, ehe die Frage des Rechts in diesen Verhältnissen als eine Thorheit zuerst beseitigt, später verachtet ward, da war der Beruf des Diplomatikers, des Ministers der auswärtigen Verhältnisse, ein Beruf viel umfassender, schwer und langjährig erworbener Kenntnisse, dem, welcher sich ihnen nicht ganz und von der ersten Jugend an hingegeben hatte, nie in dem Grade vertraut, worin sie derjenige besaß, welcher sich diesen Beruf früh und ganz erwählt hatte.

Zwar ist in den Verwirrungen und Verheerungen, worin alles unterging, was unsern Vätern Fortschreiten im Glück und unverwüstliche Kraft im Unglücke gewährte, auch dieser Grundsatz, nicht blos in Beziehung auf dieses, sondern überall verschwunden, indem jeder sich für alles tauglich glaubt, wovon er sich einen bestimmten Begriff bilden kann; als ob frühe Bildung und fortdauernde Erfahrung nicht die eigentliche und wahre ausgezeichnete Thätigkeit in jedem Geschäft ver-

schafften. Was aber die Folgen von diesem Selbstvertrauen, oder von dem nach gleicher Beurtheilung gewährten Vertrauen sind, liegt nur zu sehr eben in dem Gang der öffentlichen Geschäfte, seitdem alle Verhältnisse aus ihren Angeln gehoben, seitdem alle ehemalige bewährte Grundsätze der Staatsverhältnisse versäumt oder verachtet wurden, am Tage; und wenn ich gegen diese, nicht als Aeußerung der Empfindung des Augenblicks, sondern als lebendige und tief begründete Ueberzeugung geäußerten Grundsätze handelte, wenn ich, in meinem funfzigsten Jahre, nachdem ich siebenund zwanzig Jahre lang im Dienste E. K. M. und Ihrer K. Vorgänger in ganz verschiedenen Geschäften, welche mich ganz beschäftigt haben, diente, in ein mir fremdes Departement ministerieller Geschäfte übertreten wollte, so würde ich mich einer Inconsequenz schuldig machen, welche eben dem Vertrauen, wodurch E. K. M. bewogen wurde, mir diesen ehrenden Antrag zu thun, nicht entspräche."

Stein war mit dem König nach Königsberg geflüchtet. Wegen neuer Differenzen mit dem Cabinetsrath Beyme erhielt er hier bereits am 3. Jan. 1807 seine Entlassung in sehr ungnädigen Worten „als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staats vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handle." Er begab sich nun auf seine

Güter in Nassau. Als aber Napoleon zum Könige geäußert hatte: Prennez Mr. de Stein, c'est un homme d'esprit, ward er nach dem Tilsiter Frieden sofort in höchsten Ehren zurückberufen. Er lag am Fieber darnieder, als der Ruf des Königs von Memel aus an ihn kam. Dessenungeachtet warf Stein sich in den Wagen und durchflog eine Strecke von 150 Meilen. Er trat nun am 5. October 1807 als Staatskanzler, als Premierminister an die Spitze der Geschäfte. Beyme's Entfernung machte Stein zur Bedingung: er kam als Kammergerichtspräsident nach Berlin am 1. Juni 1808 und Albrecht trat für ihn ein als Cabinetsrath. Der König beließ Stein seine frühere Besoldung von 10,200 Thalern, er nahm nur die Hälfte.

Unter Stein fungirten:

1. Im Provinzialdepartement Preußen: Baron Friedrich Leopold von Schrötter, der einzige, der von den alten Ministern behalten wurde.

2. Im auswärtigen Departement der oben im Hof-Etat unter dem Obermarschall, was er später ward, aufgeführte Graf August von der Goltz.

3. Im Kriegsdepartement: Scharnhorst.

4. Im Justizdepartement: der Kanzler Baron Carl Wilhelm Schrötter.

Finanzen und Polizei behielt Stein für sich.

Stein führte die Geschäfte nur ein Jahr lang, weil ihn Napoleon vertrieb, aber in diesem Jahre

geschah von Königsberg aus eine vollständige Umformung im liberalen Sinne. Sehr richtig hatte Gentz, der Stein im Herbst 1806 in Dresden sah, in ihm, wie er an Johannes von Müller schrieb, „den ersten Staatsmann von Deutschland“ erkannt.

Stein's Hauptgedanke war: der Bürger muß adlig werden. In diesem Geiste suchte er ein inneres Volksleben und einen neuen Volksgeist zu erwecken. Das Erste, was er that, um sein neues Verwaltungssystem einzuführen, war die Aufhebung der ritterlichen Grundherrlichkeit, die Umänderung der Verhältnisse des grundherrlichen Eigenthums durch das Edict aus Memel vom 9. October 1807. Dieses Edict hob das Privilegium des Adels auf den Besitz der Rittergüter auf, deren Erwerbung nun auch Bürgern und Bauern verstattet wurde. Es hob ferner alle Lasten der Unterthänigkeit auf, die nicht auf dem Genuß eines Grundstücks oder auf einem Abkommen beruhten. In diesem großen Gesetze sprach Friedrich Wilhelm III. es aus: „Nach dem Martinitage 1810 giebt es in meinen sämmtlichen Staaten nur freie Leute.“ Mit diesem Edict ward zuerst in Preußen ein freier Bauernstand geschaffen. Einen freien Bürgerstand schuf die Städteordnung aus Königsberg vom 19. November 1808. Die Bürger der Städte erhielten durch die Städteordnung die alten Municipalrechte zurück, die Rechte der freien Wahlen ihrer Magistrate und Stadtverordneten, die Rechte der Selbstverwaltung des bürgerlichen Gemeinwesens. In der Bureaukratie erkannte Stein das Hauptübel des

Staats. Schon 1796 am 17. Novbr. hatte er in einem Briefe an den Prinzen Louis geschrieben: „Die despotischen Regierungen vernichten den Charakter des Volks, da sie es von den öffentlichen Geschäften entfernen und deren Verwaltung einem eingeübten, ränkevollen Beamtenheer anvertrauen.“ Die endlose Vielschreiberei und der geistlose Schlendrian der Bureaukratie war Stein ein Greuel. Er pflegte, um die Theilnahmlosigkeit der Bureaukraten an der allgemeinen Bildung zu strafen, die Geschichte von dem Minister Graf Hagen zu erzählen, dem seine Untergebenen einst zu seinem Geburtsfeste einen gedruckten Glückwunsch überreicht, den der Minister aber mit den Worten zurückgewiesen hatte: „Sie wissen, ich lese nichts Gedrucktes, geben Sie mir das schriftlich!“ Stein suchte auf alle Weise dem Bürger seine Selbstständigkeit zu verschaffen und ihn gegen die Willkür der Beamten zu schützen. Erst jetzt nach dem Erlaß jener beiden wichtigen Gesetze ward die Entwickelung eines eigentlichen inneren Volkslebens möglich. Eben so kräftig suchte Stein den Volksgeist zu entwickeln. Er stellte sich freilich nicht, wie man lange geglaubt hat, an die Spitze des s. g. Tugendbunds, der im Sommer 1808 zu Königsberg gestiftet ward, sich bald über die ganze Monarchie ausbreitete und dessen innerste Seele angeblich die Abschaffung der Fremdenherrschaft wurde. Dieser Tugendbund „schien ihm zu unpraktisch und das Praktische sank ins Gemeine“: seine Haupttheilnehmer waren die zahlreichen brotlos gewordenen Beamten und Offiziere auf

Halbsold, die auf den Gütern lebten, Jagden und andere Vergnügen verbargen das Geheimniß. Aber Stein war doch für den Zweck, den der Tugendbund verfolgen wollte, die Abschaffung der Fremdenherrschaft. „Es muß in der Nation das Gefühl des Unwillens erhalten werden über den Druck und die Abhängigkeit von einem fremden übermüthigen, täglich gehaltloser werdenden Volke", so schrieb er in seinem Memoire über die Lage Europas und die von Preußen zu befolgende Politik aus Königsberg 11. August 1808. Durch den Verdacht an der Theilnahme an dem Tugendbund, den der König 1810 auflösen mußte, ward Stein ein Stein des Anstoßes für den französischen Kaiser. Schon im August 1808 griffen die Franzosen bei dem in Spandau arretirten Assessor, nachherigen preußischen Generalconsul in Mexico, Koppe, einen Brief von Stein's Hand an den Fürsten Wittgenstein nach Dobberan auf, aus Königsberg 15. August 1808 geschrieben, worin die Bestätigung geheimer Verbindungen in Hessen und Westphalen zum Behuf eines Befreiungsplans Deutschlands gefunden wurde. Napoleon ließ ihn im Moniteur veröffentlichen. Stein schrieb 20. März 1809 über diesen Brief an Fürst Wittgenstein: „Wenn Herr Koppe nur den zehnten Theil der Mittel angewandt hätte, ihn zu verwahren, die ihm anzuwenden aufgegeben worden, so wäre er nicht in fremde Hände gefallen." Koppe hatte ihn ganz offen frei geführt, Stein spricht auch in seinen Papieren von Schwatzhaftigkeit. Ja, man sprach sogar von Verrath der französischen Partei am Hofe.

Stein sah sich nun genöthigt, am 24. November 1808 seine Entlassung zu nehmen. Der König gab sie als „politisch nothwendig“, diesmal aber mit 5000 Thaler Pension und einem Handbillet in ganz andern Ausdrücken: „Es ist gewiß ein höchst schmerzliches Gefühl für mich, einem Manne Ihrer Art entsagen zu müssen, der die gerechtesten Ansprüche auf mein Vertrauen hatte und der zugleich das Vertrauen der Nation so lebhaft für sich hatte. Auf jeden Fall müssen Ihnen diese Betrachtungen, so wie das Bewußtsein den ersten Grund, die ersten Impulse zu einer erneuerten, bessern und kräftigern Organisation des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes gelegt zu haben, die größte und zugleich edelste Genugthuung und Beruhigung gewähren.“ „Friedrich Wilhelm.“ Bald darauf unterm 16. December erfolgte in den Zeitungen die Acht Napoleon's von Madrid aus mit den Worten: „Ein gewisser Stein, der Unruhen zu erregen sucht, wird hiermit als Feind Frankreichs und des Rheinbunds erklärt, seine Güter sollen sequestrirt werden und man soll überall, wo er durch französische oder Rheinbundtruppen erreicht werden kann, seiner Person sich versichern.“ Diese Napoleonische Acht (der nach fünf Jahren seine eigne folgte), wurde in Preußen und in den Städten des Rheinbunds an den Straßen angeschlagen, Stein entging ihr durch seine Flucht nach Oestreich am 6. Januar 1809. Der französische Gesandte St. Marsan hatte ihm durch den holländischen von Goldberg die Acht zufertigen und ihm eröffnen lassen, wenn er gleich abreise,

werde er verfahren, als wenn er schon abgereist sei. Stein ging über Schlesien, wo er in Buchwald, eine Meile von der östreichischen Grenze, bei seinem Freund Graf Reden, einem der 1807 entlassenen Minister, verweilte: seine Gemahlin sandte ihm einen östreichischen Paß vom Gesandten in Berlin von Bombelles nach. Aus Buchwald nahm Stein in einem Briefe an Prinzessin Luise Radziwill von Preußen und seinen, seiner Familie seit 675 Jahren zugestandenen Besitzungen Abschied. Er ging in Gesellschaft von Graf Geßler zuerst nach Prag, dann wies ihm Oestreich Brünn zum Aufenthalt an. Das Leben Stein's von Pertz hat einen interessanten Brief von Gentz aus dem damaligen kurzen Aufenthalt Stein's in Prag mitgetheilt vom 23. Januar 1809. Gentz schreibt: „Ich meines Theils erkläre hier, daß, wenn es mir heute gelänge, E. Exc. die Dictatur (im eigentlichen altrömischen Sinne des Worts) über Alles, was zur Rettung Deutschlands unternommen werden mußte, zusprechen zu lassen, ich morgen, mit meinem Tagewerk zufrieden, über den Ausgang und über die Zukunft beruhigt, die Welt verlassen wollte.“ In den „bewundernswerthen und rührenden Schreiben“ vom 20. u. 23. August 1809 an den Prinzen von Oranien, wie sie Gentz nennt, worin Stein einen Insurrectionsplan des nördlichen Deutschlands aufstellte, schrieb er: „daß die Theilnahme an einer solchen Maßregel, wenn sie mißglückt, meine ganze bürgerliche Existenz in Deutschland vernichtet, davon habe ich die lebhafteste Ueberzeugung, sie wird

mich aber nicht abhalten, die Pflichten gegen mein Vaterland zu erfüllen." Nach erfolgter Kriegserklärung Oestreichs war Stein erlaubt worden, nach Wien zu kommen, er blieb aber in Brünn. Nach dem unglücklichen Ausgang des Kriegs ward es sehr trübe in seiner Seele, er sprach und schrieb davon, nach Kentucky in Amerika auszuwandern. Im Juni 1810 zog er nach Prag. Darauf kam der russische Krieg. Eingeladen von Alexander durch einen Brief vom 27. März 1812 ging er nach Wilna, nach Moskau und endlich nach Petersburg, wo er für die Befreiung Europas ein Hauptwerkzeug wurde. In Petersburg sah ihn der Greifswalder Professor Arndt und schildert ihn in seiner Lebensbeschreibung folgendermaßen:

„Auf Stein's Angesicht waren zwei Welten. Auf dem obern Theil desselben wohnten fast immer die glanzvollen und sturmlosen Götter. Seine prächtige, breite Stirne, seine geistreichen, freundlichsten Augen, seine gewaltige Nase verkündigten Ruhe, Tiefsinn und Herrschaft. Davon machte der untere Theil seines Gesichts einen großen Abstich. Der Mund war offenbar der oberen Macht gegenüber zu klein und fein geschnitten, auch das Kinn nicht stark genug. Hier hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Wohnung, hier trieben Zorn und Jähzorn ihr Spiel und oft die plötzlichste Heftigkeit, die Gottlob, wenn man ihr begegnete, sich bald wieder beruhigte. Aber, das ist wahr, daß wenn dieser schwächere, untere Theil im Zorne zuckte, und der kleine, bewegliche Mund mit ungeheurer Geschwindigkeit seine Aussprudelungen vollführte, die obern Theile wie ein schöner, sonniger Olymp noch zu

lächeln und selbst die blitzenden Augen nicht zu dräuen schienen, so daß man vor der untern Macht erschrack, durch die obere getröstet wurde. Sonst sprach aus allen Zügen, Gebehrden und Worten dieses herrlichen Mannes Redlichkeit, Frömmigkeit und Muth."

„Stein glich ganz auffallend dem Philosophen Fichte. Dieselbe Gestalt ungefähr, kurz gedrungen, breit. Dieselbe Stirn, nur noch breiter und zurückgebogen. Dieselben kleinen, scharfen, funkelnden Augen; fast dieselbe, nur noch mächtigere Nase; die Worte derb, klar, fest, mit kurzer Geschwindigkeit, gleich Pfeilen vom Bogen gerade ins Ziel schlagend. Dieselbe Fichtische unerbittliche, sittliche Strenge."

„Stein kam nach Petersburg auf die Einladung des Kaisers Alexander durch einen Brief, das hat er mir selbst erzählt. Von Anderen habe ich gehört, daß Alexander sich an Worte erinnert habe, die der Minister 1807 im Sommer zu Tilsit weissagend zu ihm gesprochen habe und habe, diese Weissagungen in seinem Briefe erwähnend, ihn berufen. Stein hatte dem Kaiser von Wien die redlichsten und tapfersten Wahrheiten geschrieben. So wirkte er auf den Kaiser."

„Aber eine breitere, mächtigere Bahn machte Stein sich bald in der großen Petersburger Gesellschaft und durch diese wirkte er wieder, vielleicht mächtiger, auf den Kaiser zurück. Sein Muth, seine Kühnheit, noch mehr sein Witz und seine Liebenswürdigkeit drangen allenthalben durch und ein und leuchteten und zündeten wie Blitzstrahl, wo irgend noch etwas zu zünden war.

Die sittliche Schönheit und Klarheit seines Wesens, durch und durch mit Muth durchgossen und die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, womit er in den kürzesten, unscheinbarsten Worten an den Tafeln und Theetischen zu spielen wußte, wo er sich auch gern und unbewußt selbst in leichterem Kosen und Scherzen hingehen ließ, machte ihn bald zu einem mächtigen Mann in der Petersburger Gesellschaft. Sein tapferer Wille, seine Einfälle, seine Worte wurden zu Anekdoten ausgeprägt, welche wie Blitzfeuer rundliefen. Bald hatte er einen sehr bedeutenden Anhang, der um so treuer war, da alle wußten, daß er nur als Pilger gekommen, der mit dem Siege wieder gen Westen wolle, daß er also keinem in den Weg treten werde. Er stand endlich in Petersburg wie das gute Gewissen der Gerechtigkeit und Ehre und die Orloffe, Soltykowe, Duwarowe, Kotschubey', Lieven und das zum Begeistern und Fortschnellen so allmächtige Heer der schönen und geistreichen Frauen pflanzten sein Banner auf. Auch war er der unerschütterlichste Fürst und Feldherr des Muthes. Als die Nachricht von der Schlacht an der Moskwa und bald von dem Brande Moskaus ankam und Czar Constantin umhersprengte und Frieden! Frieden! rief, als die Kaiserin Mutter und Romanzoff Frieden! flüsterten, trug Stein sein Haupt nur desto heitrer und stolzer."

Hierzu liefern die militairischen Briefe eines Verstorbenen das Supplement: „Es muß dahin gestellt bleiben, ob die allgemeine Idee der russischen Operationen im Jahre 1812 von dem Kaiser selbst aus-

gegangen ist oder von Stein angeregt wurde, da Stein's Bescheidenheit jede Aufklärung darüber verweigert hat."

Zwei Tage vorher, ehe Stein austrat, hatte er noch in einem Schreiben vom 22. November 1808 dem König über einen sehr ernsten Punkt in den Hofzuständen treue Warnung zugehen lassen: „Dinge, schreibt er, von der größten Wichtigkeit werden im Innern der Familie gelesen und besprochen, sehr vieles von geringerer Bedeutung kömmt des Abends bei dem Theetrinken vor, das Wohnzimmer der Frau von Voß (der Oberhofmeisterin Luisens) wird von Besuchern nicht leer, hier erscheinen Soldaten, Geschäftsleute, Menschen aller Art und allen Sinnes — wie ist bei einer solchen Einrichtung ein Geheimhalten möglich und die wichtigsten Dinge werden zu Stadtgesprächen — so weiß man z. B., daß ich dem König das Memoire von Don Cevallos zugestellt habe und der Inhalt dieses, Napoleon so sehr herabwürdigenden Actenstückes, wird bekannt; so wissen ganz unbedeutende Weiber die Personen, so ich zu Finanz-Ministern und Ministern des Innern vorgeschlagen, jetzt, wo es von dem größten Moment ist, daß meine Theilnahme an allen diesen Wahlen verborgen bleibe u. s. w."

„Es ist also nöthig, daß der Hof nur aus Personen von vollkommener Rechenschaft und Verschwiegenheit bestehe, die es verdienen, dem Regenten nahe zu stehen ꝛc." — Stein nennt nun einige der zu entfernenden Personen, in Pertz' Leben Stein's sind sie nicht genannt, wahrscheinlich sind es Geh. Rath Nagler,

der nachherige Bundestagsgesandte und Postchef, und Massow, der Hofmarschall, Köckeritz ist früher genannt. Er fährt dann fort: „Man entferne diese Menschen, man gebe den Visiten, welche die Gräfin Voß annimmt, eine andere Einrichtung — sie bestimme gewisse Tage und Stunden, wo sie Leute sieht und die übrige Zeit sei sie unzugänglich.“

„Wird zum Hofmarschall ein Mann von Achtung und Ehre ernannt, so muß sein erstes Geschäft sein, die Sittlichkeit und die Privatverhältnisse aller Hof-Subalternen zu prüfen und alles, was nicht durchaus gut und rechtlich ist, zu entfernen.“ Darauf ward 1810 Fürst Wittgenstein an die Spitze des Hofs gestellt.

Noch beim Tode der Königin schrieb Stein an die Prinzessin Luise Radziwill im September 1810: „Ich hatte mir vorgenommen, dem König zu schreiben; aber ich fürchtete, dieser Schritt könnte vielleicht zu falschen Auslegungen Anlaß geben und die häuslichen Umgebungen des Königs, welche mir die Verachtung, die ich gegen sie hege, mit einem unablässigen Hasse vergelten, mir Gründe der Intrigue und eigennützige Absichten der Rückkehr beimessen.“

Achtzehn Monate nach Stein's Abgang von Berlin, als unterdessen die Franzosen die preußischen Staaten wieder geräumt und der König wieder seit Weihnachten 1809 seine Residenz in Berlin genommen hatte, am 7. Juni 1810, ward Hardenberg als Staatskanzler an die Spitze der inneren Angelegen-

heiten gestellt — die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten kam erst nach dem großen Umschwung der Dinge 1813 in seine Hand.

Carl August, Freiherr von Hardenberg war ein Ausländer, wie Stein und Scharnhorst. Er wurde im Jahre 1750 auf dem Rittergute Essenden in dem Zellischen Theile des Königreichs Hannover geboren. Sein Vater war hannöverischer Feldmarschall und hatte durch den Tod eines älteren Bruders, der hannöverischer Geheimer Rath und Kriegspräsident und nicht verheirathet war, ein beträchtliches Vermögen geerbt. Des Staatskanzlers Mutter war eine Bülow aus dem Hause Bayernaumburg. Das Stammschloß der Hardenberge liegt bei Göttingen. Auf der Universität, von Göttingen und Leipzig, dann beim Reichskammergericht in Wetzlar, beim Reichstag in Regensburg, am Hofe von Berlin, auf einer Tour nach Holland, England und Frankreich machte Hardenberg seine Studien. 1774, vierundzwanzig Jahre alt, vermählte er sich mit einer Gräfin Reventlow, der einzigen reichen Erbtochter eines dänischen Kammerherrn. Die Gräfin war wenig über funfzehn Jahre alt, als sie Hardenberg heirathete; ihren Vater hatte sie neun Monate alt verloren, ihre Mutter hatte sich wieder mit einem dänischen Geheimen Conferenzrath von Thienen verheirathet. Vier Jahre nach seiner Vermählung, 1778, trat Hardenberg als Kammerrath in hannöverischen Dienst. Dieser dauerte aber nur bis 1782. Zwischen innen fielen zwei Missionen nach England. Auf der letzten hatte er einen Streit mit

dem Prinzen von Wales und in Folge dessen ging er ab. Im Publicum ward gesagt, daß die Differenz einen der drei damals in Göttingen studirenden jüngeren Brüder Georg's IV. Cumberland, den jetzigen König von Hannover, Sussex und Cambridge betroffen habe, von diesen habe einer Frau von Hardenberg liebenswürdig gefunden. Hardenberg begab sich nun an den Hof des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, er ward hier Geheimer Rath und Kammerpräsident. 1788 wurde seine Ehe getrennt, die Gräfin Reventlow starb in Regensburg fünf Jahre nachher. Hardenberg vermählte sich 1789 wieder mit einer Fräulein von Haßdorf. Der Ritter von Lang, der sie in Ansbach gekannt hat, beschreibt sie in seinen Memoiren als eine schöne, romantische Dame, die aus Schwärmerei für Hardenberg ihren ersten Mann, einen Herrn von Lenthe verlassen habe. Im Jahre 1790 ward Hardenberg nach Berlin berufen: dem König Friedrich Wilhelm II. hatte er 1786 das Testament überbracht, das Friedrich der Große bei dem Herzog von Braunschweig hinterlegt hatte. Es war damals die Acquisition der Fürstenthümer Anspach und Baireuth von dem letzten Markgrafen, dem Gemahl der Lady Craven im Werke. Hardenberg negotiirte die Abtretung und übernahm am 25. Januar 1792 die Regierung der beiden Fürstenthümer. In demselben Jahre folgte er dem König auf den französischen Feldzug. Er nahm seinen Aufenthalt in Frankfurt. Hier unterhandelte er — wie oben erwähnt worden ist — mit Lord

Malmesbury über die englischen Subsidien, unterhandelte mit dem Admiral Kinkel und 1794 mit den Bürger-Commissarien des französischen Wohlfahrtsausschusses. Darauf schloß er 1795 mit Barthelemy den verhängnißvollen Separat-Frieden zu Basel, wofür er den schwarzen Adlerorden erhielt; der französische Nationalconvent schenkte ihm ein Porzellainservice für 60,000 Livres.

Hardenberg kehrte sodann nach Anspach zurück. Es folgte ihm dahin eine Dame, die er in Frankfurt hatte kennen lernen, Madame Charlotte Schönemann. Sie hieß eigentlich Schönknecht, war 1775 in Berlin geboren und war früher Schauspielerin. Sie hatte Hardenberg in Frankfurt gegenüber gewohnt und dieser hatte von den Fenstern seines Hôtels aus ein Liebesverhältniß mit ihr angeknüpft. Madame Schönemann verdrängte Frau von Hardenberg, worauf diese — sagt Lang — sich gleichsam aus Rache noch ärger als ihr Gemahl vergaß, von Anspach wegzog und (es war im Frühling 1800) in Sachsen in der Gegend von Leipzig die Verborgenheit suchte. Die zweite Ehe Hardenberg's ward 1801 getrennt und die zweite Frau lebte noch, als der Staatskanzler 1822 in Genua starb, in Neapel.

1797 nach Friedrich Wilhelm's III. Thronbesteigung ward Hardenberg nach Berlin berufen unter Beibehaltung der Direction von Anspach und Baireuth, wozu 1802 nach Heynitz' Tod auch noch Westphalen und Neufchatel kam. Es folgte ihm auch nach Berlin Madame Schönemann. Sie figurirte zuerst als

Freundin und Ehrendame des Hauses und zuletzt nach der Katastrophe von Jena als Gemahlin, ähnlich wie gleichzeitig Demoiselle Vulpia zur Frau von Goethe promovirt wurde — um in dem allgemeinen Einsturz der Dinge „einen Anhalt in der Familie" zu gewinnen. Später, nachdem der Staatskanzler zum Fürsten erhoben wurde, figurirte auch Madame Schönemann als Fürstin.

Hardenberg ging in Berlin wie ein Meteor auf: er war der humanste unter allen Ministern gegen seine Subalternen. Hardenberg trat an die Spitze der englischen Partei in Berlin. Als Napoleon 1803 Hannover besetzte, erhielt er an Haugwitz' Stelle das Portefeuille des Aeußern, resignirte es aber Anfang 1806 nach dem unglückseligen Vertrag, den Haugwitz mit Napoleon in Wien wegen Vertauschung Hannovers schloß. Nach der Schlacht bei Jena, Anfang 1807, als der König sich in Memel aufhielt, übernahm er es nochmals, mußte es aber auf Napoleon's Verlangen nach der Zusammenkunft auf dem Niemen wieder abgeben. Damals war es, wo er Madame Schönemann heirathete, im Julius 1807, er floh damals nach Riga und Libau. Erst mit dem Abzug der französischen Truppen kehrte er zurück und lebte dann in stiller Abgezogenheit bis 1810 auf seinem Gute Tempelhof bei Berlin, das er sich nebst andern Gütern in den Marken angekauft hatte — nach dem Verkaufe des vorderen Hauses Hardenberg an seinen Stammvetter, den hannöverischen Schloßhauptmann und Besitzer des hinteren Hauses im Jahre 1800. Unter

Vermittlung seines Neffen, des westphälischen Finanzministers Grafen Bülow, beugte sich Hardenberg vor Napoleon durch ein demüthiges Schreiben: dieser erklärte, er habe schon seit längerer Zeit seine Ansichten über Herrn von Hardenberg berichtigt, er habe nichts gegen seine Wahl zum preußischen Premier. Am 7. Juni 1810 trat darauf Hardenberg als Staatskanzler sein zwölfjähriges wichtiges Ministerium an.

Wir besitzen über die Persönlichkeit des Fürsten Staatskanzlers von Hardenberg mehrere mit Liebe entworfene Schilderungen, die von dem fesselnden Eindrucke Zeugniß ablegen, den dieser gewandte und galante Weltmann — „halb Fuchs, halb Bock“ nannte Stein ihn einmal gegen den nachherigen Cultusminister Eichhorn — auf seine Umgebungen machte. Zwei sehr ungleiche Persönlichkeiten, der Ritter von Lang in seinen Memoiren und der Bischof Eylert in seiner Biographie Friedrich Wilhelm's III., die beide lang fortgesetzten Verkehr mit Hardenberg gehabt haben, schildern ihn panegyristisch gleichförmig als einen Mann von der liebenswürdigsten und leutseligsten Humanität.

„Man durfte ihn nur sehen, sagt Eylert, um ihn eben so zu verehren, als lieb zu gewinnen. Sein Gesicht war der Spiegel seines Innern. Die hohe, gewölbte Stirn glänzte, als ruhte auf ihr das Licht. Die Augen waren geistreich, umsichtig und klug, man fühlte, wenn er Einen ansah, die Nähe eines außerordentlichen Mannes. Die Nase war etwas gebogen. Um den Mund schwebte Gutmüthigkeit, Wohlwollen und ein Anflug von Satyre. Das Kinn war rund

und fest; die ganze Physiognomie hatte etwas wahrhaft Vornehmes. Die Gestalt war von mittlerer Größe, schön geformt und stattlich, das Haar voll und lockigt, aber (1817) schon grau, die Stimme wohlklingend, die Sprache langsam, ruhig, bedächtig und verständlich.“

„Hardenberg war ein seltener Mann. Sein Verstand war klar, vor seinen geistigen Blicken standen enthüllt alle Hindernisse, die sich seinen Zwecken entgegenstellten. Er fühlte es von vorne herein, ob er sie besiegen könne oder nicht. Er war ruhig und konnte warten. Sah er, daß er nicht durchkommen konnte, so umging er mit gewandter Klugheit alle feindseligen Kräfte, ließ sie aus dem Spiele und erreichte seine Absicht auf einem anderen Wege. Durch seine vielen Reisen und sein beobachtendes Leben bei Höfen kannte er genau die regierenden Herren, ihren verborgenen Willen, ihre versteckten Triebfedern, ihre Einfluß habenden Umgebungen auch die weiblichen. Unbefangen und heiter ging er durch alle Intriguen, als wenn sie nicht da wären, er that, als sähe er sie nicht — und doch sah und wußte er Alles. Er war ein durchaus kluger Mann, konnte sich verstellen und verstand das Simuliren. Er war ein geborner Diplomatiker, schlau, glatt und gewandt und geschickt in der Manipulation obwaltender Verhältnisse. Mit dieser Lebensklugheit verband er, was sehr selten, aber um so rühmlicher ist, Taubeneinfalt. Er war gutmüthig, wohlwollend und treuherzig. Er scheute den Schmerz und mochte ihn bei Andern nicht sehen. Wohlsein und Humanität

war die Magnetnadel seines ganzen Wesens. Unterdrückung und Härte war ihm zuwider und er wirkte ihnen überall entgegen. Er war frei im vollsten Sinne des Worts und los geworden von dem Vorurtheile der Geburt und des Standes. Mit dieser ächt menschlichen Tendenz verband er große, anhaltende Thätigkeit, er konnte acht bis zehn Stunden ununterbrochen mit anstrengendem Ernste arbeiten. Er hatte es zu thun am liebsten mit erfahrenen Männern; er liebte die jungen, wenn sie Genie hatten, frisch und lebendig waren. Er verließ die befahrnen Wege des herkömmlichen Schlendrians und war ein Feind des todten Buchstabens und Controlirens. Sich selbst frei bewegend, entfernte er alle unnützen und lähmenden Fesseln. Wo er Talent fand, hob er es und gab ihm freien Spielraum."

Lang beleuchtet die Ministerialpolitik Hardenberg's wiederholt in seinen Memoiren und theilt mit, daß der preußische große Minister eben so wie der große östreichische dachte, Fürst Kaunitz. Auf einer Reise nach München sagte Hardenberg selbst zu Lang im Wagen: „Liebster Freund! ein Minister, der sein Handwerk versteht, wird sich niemals einen genialen Kopf zu seinem Handlanger aussuchen. Als Minister will ich nichts als meine eignen Gedanken ausgedrückt, als Verhaltungsregeln mitgetheilt und ohne allen Zusatz vollzogen wissen, und das geschieht am sichersten durch Menschen, die in solchen Dingen gar keiner eignen oder andrer Gedanken fähig wären. Ein genialer Kopf hingegen, sein Sie

versichert, wird sich zu einer solchen Handlangerarbeit nicht lange bequemen, sondern mir überall seine Idee auf eine glänzende, überraschende und listige Art unterschieben. Ich weiß aber ganz wohl die Fälle, wo ich einen guten Kopf wie einen Arzt zu Rathe ziehe, temporär gebrauche und dafür denn auch außerordentlich belohne. Insonderheit aber trachte ich, in jedes Collegium immer einen genialen Kopf zu bringen, aber nur nicht zwei, denn zwei zerbeißen sich unter einander selbst und stiften Parteien, der Eine aber soll mir die faulen Wasser etwas umrühren und wenn er's da nur nicht allzu bunt treibt, halt' ich ihn immer oben gegen alle seine Collegen und auch gegen seinen Präsidenten, der diese Rolle nicht verstehen sollte."

„Mit den Eigenschaften eines ausgezeichneten Geschäftsmannes, fährt Eylert fort in seiner Charakteristik, verband Fürst Hardenberg die angenehmsten Formen. Man sagt die Wahrheit, wenn man ihn einen anmuthigen Mann nennt. Er war die Humanität und Liebe selbst und kam Jedem, auch dem Geringsten, mit Wohlwollen entgegen. Seine Höflichkeit war aber nicht eine angenommene und studirte, sondern eine natürliche, aus dem Herzen kommende. Nichts Steifes, Abgemessenes und Pedantisches war an ihm; vielmehr alles unbefangen, los und lebendig. Auch, wenn er Wünsche und Bitten nicht erfüllen konnte, was bei dem Angelaufenen und Vielvermögenden oft der Fall war, schlug er so verbindlich, theilnehmend und tröstend ab, daß selbst Solche, die sich in ihren

Erwartungen getäuscht sahen, zufrieden mit seinem Benehmen dabei von ihm gingen, um so mehr, da sein fühlbares Wohlwollen immer mit einer gewissen Hoheit und Würde verbunden war."

„Zu Berlin, schreibt einmal Lang, wurde ich von Hardenberg wie ein Kind des Hauses empfangen. Ueberhaupt ist dem, der nur kleine deutsche, steife, schulmeisterische, hinter einem halben Dutzend Vorzimmern verschlossene und von Bettelvolk belagerte Minister kennt, von der Leutseligkeit, Liebenswürdigkeit und Zugänglichkeit Hardenberg's kein Begriff zu geben. Er lauschte seinen Untergebenen ordentlich in der Miene ab, was ihnen angenehm sein könnte, nahm Kenntniß von ihren innersten häuslichen Verhältnissen, kam, wo er irgend einen von seiner Lage gedrückt glaubte, mit Vorschüssen und Renumerationen entgegen und konnte beinahe empfindlich darüber werden, wenn ein solcher zu verstockt war, sich ihm anzuvertrauen. Er ließ Jeden möglichst in das Fach übergehen, wo er am Liebsten arbeitete, riß wider Willen oder ohne große Verbesserung Keinen aus seinen Verhältnissen; wo er abschlagen mußte, suchte er ängstlich etwas Anderes auf, was einstweilen trösten und entschädigen konnte."

Hardenberg liebte die Pracht, weil er ein reicher Mann war: sein Vermögen warf, ehe ihn der König mit Neuhardenberg dotirte, allein 30,000 Thaler Rente ab und weil es seiner heitern Gemüthsstimmung zusagte, frohe Menschen, besonders frische junge Leute um sich zu sehen. Er liebte die Freuden und Genüsse

der Tafel, er scherzte, erzählte, ermunterte und war der angenehmste Wirth. Seine Heiterkeit, die aber nie die Würde verlor, theilte sich mit und man war guter Dinge bei ihm.

„Hardenberg und Stein, fährt Eylert in seiner Charakteristik fort, zwei große originelle Männer, die sich unsterbliche Verdienste um die Welt und den preußischen Staat erworben haben, waren sehr verschiedener, ja heterogener Natur. Stein war Sturmwind, Hardenberg ein Frühlingssäuseln. Stein war hart und unbiegsam wie ein Felsen, Hardenberg flexibel und nachgebend. Jener ein Stoiker, dieser, wenn auch nicht ein Epikuräer, doch ein Mann, der die Freuden des Lebens genießt. Jener gebot selbstständig den Umständen; dieser beobachtete und sah zu, woher der Wind kam. Jener war für den Krieg, stieß, trieb und stürmte; dieser für den Frieden und seinen bedächtigen Aufbau. Jener paßte für glatte, für verwickelte, diplomatische Verhältnisse nicht, dieser ganz und gar. Jener hatte in Allem, was er war und that das fortiter in re, dieser das suaviter in modo. Jener war in seiner Stimmung auf den Ton des Presto und Fortissimo; dieser auf den des Andante und Allegro gestimmt. Jener war streng und positiv christlich-gläubig; dieser zwar nicht ungläubig, aber doch gefiel es ihm wohl, mit Goethe zu sprechen: „Wer darf ihn nennen und wer bekennen: Ich glaub' ihn? Wer empfinden und sich unterwinden zu sagen: Ich glaub ihn nicht?“ Stein und Hardenberg paßten nicht zusammen, sie mieden sich und jener machte diesem Platz.“

„Aber der König und Hardenberg paßten zusammen und blieben auch beisammen bis ans Ende. Der König in angeborner Würde, ernst und einfach; Hardenberg zwar Diener, aber frei und unbefangen. Der König gerade und natürlich; Hardenberg gewandt in der angenehmsten Form. Zwar lag in Beiden Verschiedenartiges und Entfernendes; in Hardenberg war Manches, womit der König nicht sympathisirte und in dem König mochte Manches sein, was der Staatskanzler gern anders gehabt hätte. Aber dieser ehrte an jenem den klaren, gesunden, praktischen, überall den rechten Punkt treffenden Verstand, die Wahrheit und Biederkeit des Charakters; und Jener an diesem die richtige Beurtheilung aller vorkommenden Fälle, mit der erleuchtenden Fackel eines hellen Geistes, mit der sanften Wärme eines edeln, sich gleichbleibenden Herzens. Dabei war das Gemüth Hardenberg's zu frei und rein, um eigennützig zu sein. Alles, was zusammenschrumpft, und engherzig, schlau und berechnend macht, war ihm fremd und Alles, was liberal, offen und splendid ist, lag in seinem Wesen. Er brauchte viel, lebte wie ein Fürst, machte ein großes Haus. Ihm war eine wahrhaft noble Natur eigen. Von dieser fühlte sich der König immer wieder angezogen.“

„Hardenberg war ein kluger, verschwiegener, alles im richtigen Takte messender, dabei offner und gerader Mann, wo er es sein konnte und durfte. Schon seine stille, sich gleich bleibende Heiterkeit, seine Klarheit, die, wenn sie auch Vieles verschloß, doch nie lauerte, nie versteckte; seine Natur und ihre Würde

erhob ihn unendlich über die Schwäche und Ohnmacht kleiner Seelen. Diese fürchten sich und treten leise auf. Hardenberg aber trat überall fest auf, war gerade und ging gerade, war von Herzen freundlich, aufrecht und aufrichtig. Wohl hat man überall seine Klugheit, besonders in diplomatischen Verhältnissen gepriesen; nie aber ihn im täglichen Verkehr der Falschheit beschuldigt. Absichtlich täuschen konnte er nicht, dies war seinem Naturell zuwider, er sagte gerade es heraus, wenn er nicht konnte und durfte, er war eine öffentliche Person, und es war ihm am liebsten, wenn er offen sein konnte."

Diesen panegyristischen Auffassungen, die die volle Lichtseite in Hardenberg's Charakter zur Schau stellen, steht im schroffsten Gegensatze das Schattenbild entgegen, welches Barthold Niebuhr, der in dem oben angeführten Briefe an Arndt den Staatskanzler „den elendsten Menschen" prädizirte, schon in einem früheren vertraulichen Schreiben vom 29. Juni 1810 an Stein aufrollte und das eben so übertrieben wie die Lobschilderung ist: „Stumm, schreibt Niebuhr, muß man werden bei der Frechheit, womit die flachste Unwissenheit Orakel verkündet, bei der Selbstzufriedenheit, womit dieser schwache Thor sich unter den Klippen Glück wünscht, worauf seine ungeschickte Hand das morsche Schiff in wenigen Tagen unfehlbar wirft."

Der Erfolg hat Niebuhr Lügen gestraft. Doch bemerkt Pertz, der das Schreiben mittheilt: „Stein beurtheilte damals Hardenberg viel günstiger; erst

im längeren Verkehr mit ihm während der Entwicklung der größten Weltbegebenheiten reifte eine Ueberzeugung, welche Niebuhr's Ansicht näher stand und von Stein ein Jahr nach dem Tode des Staatskanzlers in der Denkschrift über sein Leben niedergelegt ist.

Niebuhr wollte allerdings reelle Vortheile für das Volk haben und berührte eine dem Adel unangenehme Partie mit großem Nachdruck: er schrieb aus Dresden 24. April 1813 an Arndt: „Es ist viel zu thun und kann viel gethan werden mit dem Volke; von unten auf, d. h. nicht vom Pöbel kann es nur gehen. Alte germanische Bauern sollte man wieder stiften, wie die normännischen und friesischen sind; dazu sollte man die Domainen anwenden, die man an Huren und Buben verschleudert. O pia desideria!“

Das Zwischenministerium, das zwischen Stein's großartigem einjährigen und Hardenberg's inhaltsvollem zwölfjährigen Staatskanzelariat gebildet worden war, war das Ministerium Altenstein, das nur eine Dauer von achtzehn Monaten gehabt hat. Es fiel in diese Zeit die glorreiche Erhebung Oestreichs im Jahre 1809 die selbst den Engländern glorreich erschien, die sonst wie Gneisenau nach seinem Besuche auf der Insel im Jahre 1811 an Stein schrieb: „höchlich die Deutschen verachteten, die sich so wenig gegen das Joch gesträubt.“ Der König war noch ganz in der Idee befangen, daß ohne Rußland nichts unternommen werden könne, er hatte das tiefste Mißtrauen seit 1806 gegen Preußen und seit weit länger her

gegen Oestreich. Die Petersburger Reise hatte wie Opium gewirkt, erst erhitzt und geblendet, dann eingeschläfert. „Der König, schrieb Gneisenau 15. Febr. 1810 an Stein, kurz nach der Rückkehr des Königs aus Rußland nach Berlin, ist seit seiner Rückkehr übler Laune. Er schilt über die Kleinigkeiten des Dienstes. Dort in Petersburg hat er die für die Heerschau dressirten Russen gesehen; dagegen stechen freilich die ungeschlachten Ostpreußen ab. Es mag ihm überhaupt gegen jetzt die dortige Pracht alles sehr kleinlich vorkommen; seine halbe Monarchie, sein halbes Schloß, der Halbroman seiner letzten Lebensjahre: dies alles indessen steht in Harmonie mit den halben Maßregeln.“ Das Ministerium dieser halben Maßregeln war das Altenstein'sche. Es zog Weihnacht 1809 mit nach Berlin. Zum neuen Jahr waren die ersten Manifestationen desselben ein Publicandum über Courtage, Hoffähigkeit und Hofpräsentation und die Erweiterungsurkunde des rothen Adlerordens, die die zwei neuen Classen brachte, namentlich „die unvermeidliche“ vierte. Am ersten großen Ordensfeste 18. Januar 1810 fanden sich ein höchst vergnügter und ein höchst ergrimmter Neudecorirter bei der Danksagung bei Hofe zusammen: Iffland und York.

Das Ministerium Altenstein ward durch den bei der Königin und der Hofpartei sehr einflußreichen damaligen Geheimen Legationsrath Nagler, auf dessen Personalien ich später zurückkomme, dem König plausibel gemacht: Nagler hoffte durch Altenstein, der sein Schwager war — beide waren geborne Anspacher — selbst regieren zu können. Hardenberg, ihr Patron

von seiner Verwaltung der fränkischen Fürstenthümer her, ward vom König um Rath gefragt. In der Hoffnung, selbst wieder Einfluß zu erlangen, wie er später dem von Stein zum Finanzminister damals vorgeschlagenen Oberpräsidenten von Preußen von Schön selbst erzählt hat, erklärte er sich gegen Stein's Vorschlag und so entschied sich der König für Altenstein, einen gelehrten, philosophisch-gebildeten Mann, der aber geradezu gar nichts von seinem Fache, auf das damals alles ankam, verstand.

Es war alter preußischer Hofgebrauch, die Ministerstellen in der Administration und namentlich die Ministerstelle, die bis auf Hardenberg immer die wichtigste in Preußen gewesen ist, das Directorium der Finanzen irgend einem eleganten oder geistreichen Mann universeller Hof- und Weltbildung, einem vornehmen oder reichbegüterten Edelmann oder auch einem favorisirten General anzuvertrauen — von den Zeiten des ersten Königs von Preußen an bezeugen das Innehalten dieser Maxime die Namen Graf Kolbe-Wartenberg, Graf August Wittgenstein, der kleine Kamecke, General Grumbkow, der Pariser Diplomat und Berliner L'Hombrespieler Viregg, der noch unter Friedrich dem Großen bis 1758 Vorsitzender des Generaldirectoriums war, Herr von Görne, der Chef der Seehandlung, der mit seinen „Windbeuteleien" und „greulichen Winde" selbst einen so großen König betrog und auf die Festung Spandau kam, und dem General Graf Schulenburg-Kehnert folgte, der famose General-Controleur der Finanzen, der am Besten seine Finanzen bedachte, unter Friedrich

Wilhelm II. Unter einem so aufmerksamen und selbstständigen Cabinetsregiment, wie es unter dem praktischen Cameralisten Friedrich Wilhelm I. und dem großen König bestand, hatte das hingehen können — die von Friedrich Wilhelm I. mit dem Generaldirectorium getroffene Einrichtung, die für den Schlendriansgang der Geschäfte sehr praktisch war, hielt vor. Den Fachmännern seit Kraut, blieb das eigentliche Geldbeschaffen überlassen. Unter dem unselbstständigen Friedrich Wilhelm II. brach schon die Verwirrung herein. Jetzt, da ganz außerordentliche Maßnahmen zu nehmen waren, befand sich Altenstein, der gelehrte Herr, auf dem sturmbewegten Meere in seinem Finanz-Admiralschiff ohne Compaß, ohne Steuerruder, ohne Segel. Das Ministerium Altenstein ist übrigens das zum erstenmal nach strenger Facheintheilung geordnete Ministerium in Preußen: es bestand aus folgenden Personen:

1. Finanzen: Freiherr Carl Stein zum Altenstein.

2. Inneres, das zweite nächst den Finanzen wichtigste Ministerium: Alexander, Graf Dohna-Schlobitten. War Altenstein unerfahren und unpraktisch, so war Dohna — als gemüthvoller, edler Mensch höchst achtungswerth — schwach, weich, ängstlich, ohne alle große Auffassung, ganz vom Detail, absorbirt — „aus Besorgniß in Dinge, die er nicht begriff, verwickelt zu werden, wie Pertz im Leben Stein's sagt, „ward er ein heftiger Gegner der Stein'schen Pläne für die innere Verwaltung.“ Sein ganzes [Ge]schäft bestand in Stellenbesetzung, worin er öfters

höchst unglücklich war. Er stand wie ein Rohr, das von jedem Winde bewegt wird, kam ganz in die Hände Altenstein's und Nagler's, suchte sich dann an Beyme anzulehnen und fiel endlich, als Hardenberg ans Ruder kam, nachdem er erst durch dessen Aufforderung sich gegen Beschwerden zu rechtfertigen aus der Illusion geweckt worden war, die er bis dahin immer noch festgehalten hatte, daß er nicht unter dem Staatskanzler, sondern unmittelbar unter dem König stehe. Er war schon seit 1802 Minister gewesen und starb im Privatstand 1831. Unter dem Dohna'schen Ministerium des Innern standen sechs verschiedene Sectionen: an der Spitze derjenigen für Cultus und Unterricht befand sich der schon oben als früherer Gesandter in Rom und Florenz aufgeführte, aus Italien rappellirte Wilhelm von Humboldt, der nachher unter Hardenberg als Gesandter nach Wien ging. Humboldt ließ die neue Universität Berlin ins Leben treten: ihm zur Seite standen Nicolovius und Süvern.

3. Das dritte Fachministerium war das der Justiz. An dessen Spitze ward der Liebling des Königs gestellt, sein früherer Cabinetsrath, der durch seinen starken Rival Stein ins Kammergerichtspräsidium nach Berlin verdrängte Beyme: er ward zum Großkanzler ernannt.

4. Das Kriegsdepartement ward Scharnhorst gegeben, der durch die von Stein in seinen Briefen so oft gerühmte Selbstverläugnung und Selbstentäußerung sich sehr edel in ihm oft in der Seele widerstrebende Verhältnisse fügte und blieb und aus-

hielt, um zu nützen, während andere, sowohl vom Civil, wie Schön und Barthold Niebuhr, der damals in seine berühmten römischen Studien sich zurückzog, als vom Militair, wie Gneisenau, Grolmann und Phul, der in russische Dienste trat, es als Hardenberg ans Ruder kam, nicht mit ihm wagten. „Einen großen Theil des jetzigen Mißvergnügens und seiner Gründe, schrieb Stein einmal im Anfang des Hardenbergschen Ministeriums 1811 an die Prinzessin Luise Radziwill, schreibe ich dem Umstande zu, daß die achtungswerthen Männer, welche Anfangs zur Theilnahme an den Geschäften berufen waren, sich aus Unbiegsamkeit ihrer Grundsätze abseits gehalten haben. — Wie anders hat der brave General Scharnhorst gehandelt, der durch weises kluges Betragen, durch gemäßigtes, beharrliches und folgerechtes Handeln, durch Selbstentäußerung, dahin gelangt ist, einen wohlthätigen und glücklichen Einfluß zu behaupten, viel Gutes zu thun und viel Uebles zu verhüten."

5. Das letzte Fachministerium im Ministerium Altenstein, das Auswärtige, war dem Grafen August von der Goltz übergeben, demselben, der früher Gesandter in Polen, Dänemark, Schweden, zuletzt seit 1802 in Petersburg gewesen war, später, 1815, Oberhofmarschall und Bundestagsgesandter ward und dessen Personalien schon oben beim Hof-Etat vorgekommen sind. Er hatte schon unter Stein fungirt und erhielt sich auch — wie man annahm, als geheimer Vermittler der Rückberufung Hardenberg's unter dessen Verwaltung. Stein, von dem schon oben das

„Pegasus und Rosinanten“ Urtheil über Gneisenau und Goltz erwähnt worden ist, bezeichnete ihn als „einen gutmüthigen aber grenzenlos nachgiebigen Mann.“ Er schrieb über ihn in der Verbannung in Brünn: „Ich halte den Herrn von V. (? Voß) und seine Anhänger als die ersten Prinzipien des Verläumdungs-Systems und die ersten Beweger seiner Verbreitung, der Gifttrank wirkt nun bei allen verschieden nach der Verschiedenheit der Naturen; viele ihrer Freunde nippen auch ein wenig vom süßen Gift, aus den reinsten Absichten; der vortreffliche Goltz hält sich gewiß ein Eckchen offen an dem neuen Freudenmahl.“ Als der Minister Goltz 1808 die Nachricht vom Auffangen des verhängnißvollen Briefs Stein's an Wittgenstein, der nachher seine Acht zur Folge hatte, mittheilte und verzagt klagend äußerte, Napoleon werde nun auch wohl die nassauischen Güter einziehen, hatte ihn Stein empört mit den Worten unterbrochen: „Glauben Sie, daß an dem Quark etwas gelegen ist, wo es aufs Vaterland ankommt?“

Dieses so componirte Ministerium Altenstein löste schon nach 1½ Jahren sich auf, wie Niebuhr und Pertz es dargelegt haben, weil Altenstein, der gar nichts von den Finanzen verstand, sich durchaus nicht zu helfen und kein Geld zu den französischen Verbindlichkeiten zu beschaffen wußte. Der Fall, den Hardenberg als er zur Wahl Altenstein's connivirte, vorausgesehen hatte, trat wirklich ein und das veranlaßte Hardenberg's Berufung. „Altenstein, schreibt Pertz, wußte die Finanzverwaltung weder mit den übrigen Ministerien, noch in sich selbst zu-

sammen zu halten. Ohne Plan, ohne Uebersicht wirthschaftete er von einem Tage zum andern, hielt Geben und Bewilligen besonders an Menschen von Einfluß für das beste Mittel sich überall Freunde zu machen und sich zu halten; Geschäftsordnung war nicht vorhanden, keine bestimmten Tage zum Vortrag, keine Conferenzen mit den Räthen; er wählte sich ungeeignete Menschen, die ihm durch Connexion zugeführt wurden und befand sich behaglich, daß er unter ihnen hervorstach und recht breit und selbstgefällig stets im Tone des „Ich will" und „Ich werde" sprechen konnte. Ohne Kenntniß vom Finanzwesen, von dem Zustande und den Kräften Preußens, von der Geschichte und Verfassung fremder Staaten glaubte er doch alles zu wissen und verlachte alles, was vor ihm gewußt war — in Bezug auf Selbstaufopferung der Völker, wenn es galt, einen großen Kampf zu kämpfen. Er folgte darin der Leitung seines Schwagers Nagler, der mit wachsendem Erfolge in der Hofgunst stieg, je mehr sich seine Bekanntschaft mit dem untergeordneten Personal des Hofs ausbreitete. Altenstein erklärte sich gegen alle Einwirkung auf das Volk. Oeffentlichkeit der Finanzangelegenheiten ward folgerecht auf's Aeußerste gehaßt und vermieden; Niemand erfuhr, wie es stand und der letzte Entscheidungsgrund schien immer: „Stat pro ratione voluntas." Als Altenstein sich gar nicht mehr zu helfen gewußt hatte, hatte er sogar — die Abtretung Schlesiens als Aushülfe empfohlen, dem König gerathen,

Jemanden nach Paris zu schicken, um dort deshalb zu „sondiren.“ „Nirgends Kraft und Leben, schrieb damals der Präsident Merkel in Breslau, überall sondirt man, man sucht die Schäden auf, aber der Arzt fehlt.“ Mit jener eignen Unfähigkeitserklärung trat Altenstein ab, „dessen Vortrefflichkeit bisher die Herren und Frauen am Hofe aus einem Munde gepriesen hatten,“ wie Pertz schreibt. Die Minister wurden entlassen, Altenstein, Nagler und Beyme erhielten jeder 3000 Thaler Ruhegehalt. Dohna für die Kosten seiner Einrichtung in Berlin 3000 Thaler Ersatz, eben so viel, auf sein Ansuchen, der reiche Beyme.

Am 7. Juni 1810 ward das Ministerium Altenstein aufgelöst und Hardenberg trat, wie gesagt, als Staatskanzler ein. Unter ihm fungirten:

1. im Departement des Auswärtigen: Graf Goltz.

2. im Departement der Justiz: Friedrich Leopold von Kircheisen, Sohn des Stadtpräsidenten und Polizeichefs von Berlin unter Friedrich dem Großen, belobt von Lang in seinen Memoiren als stattlicher milder und angenehmer Mann.

Endlich:

3. im Departement des Kriegs: Carl Georg Albrecht Ernst von Haake; doch blieb hier Scharnhorst immer noch die Hauptperson, die hinter dem Fachminister stand und wirkte.

Für die beiden wichtigsten Branchen, für die Finanzen und fürs Innere wurden keine Fach-

minister ernannt: Hardenberg behielt sie allein in seiner Hand. Nachdem das neue Finanzsystem sich eingerüttelt hatte, ich schalte das vorausnehmend ein, ward auch hier wieder die alte Maxime inne gehalten, einen universell gebildeten Mann, großen Edelmann oder beliebten General zum Repräsentiren als politischen Träger des Systems voranzustellen: bis zur Märzrevolution, wo Hansemann kam, war kein Finanzminister ein eigentlich geschulter Finanzmann, das Geldbeschaffen blieb den Fachmännern, den Rother u. s. w. überlassen. Von Hardenberg datirt übrigens das neue System, daß im Ministerium des Innern oder der Polizei die preußische Politik sich concentrirt: die Rochow, Graf Arnim und Bodelschwingh, und seit 1848 die Auerswald, Kühlwetter, Eichmann und im eminenten Grade Baron Otto Manteuffel, ehe er Premier ward, hatten als Minister des Innern größeren Antheil am Fortgange der Staatsgeschäfte als alle ihre Collegen.

Als Hardenberg seinen neuen Finanzplan ausgearbeitet hatte, worauf wie gesagt, gegenwärtig Alles ankam, übersandte er ihn an Stein und dieser begutachtete ihn und machte Veränderungen dabei. Hardenberg nahm nicht nur die vorgeschlagenen Veränderungen seines Plans an, indem er Stein für seinen Meister in Finanzsachen erklärte, und namentlich das von Stein empfohlene, von Schön und Niebuhr widerrathene Papiergeld emittirte, sondern er kam auch im tiefsten Geheimniß mit dem Verbannten auf dem Böhmen von Schlesien scheidenden Gebirgskamm in einer

einsamen Wohnung im September 1810 zusammen, um sich noch ausführlich mündlich mit ihm zu besprechen. Stein schied von Hardenberg mit dem Rathe: „die alten Weiber aus dem Ministerium zu entfernen.“ Was er darunter verstand erklärte er einmal Scharnhorst in den Worten: „Glauben Sie denn, ich weiß nicht, daß ich übereilt und heftig bin? aber wenn ich das ablegen könnte, so wäre ich ein altes Weib.“ Stein wollte energische Administration.

Hardenberg blieb dem Stein'schen Systeme der Staatsverwaltung in der Hauptsache treu. In der Ausführung der großen Pläne seines Vorgängers kam aber freilich manche nur halbe Ausführung, wie die beim Staatsrath, der übrigens erst im Jahre 1817 ins Leben trat, und ganz unausgeführt blieb Stein's Hauptidee: die Reichsstände.

Patriotische Männer von der Adelspartei erhoben gleich im Anfang der Hardenberg'schen Verwaltung Klagen. Graf Arnim Boitzenburg schrieb an Stein: „In der großen Nationalsache der Constitution, die man dem Volk versprochen hat — die erste offizielle Piece enthielt diese heilige Zusage — ist bis jetzt auch nicht ein Schritt geschehen ꝛc. es ist keine Rede mehr davon, selbst von einem solchen Project. Die Nation glaubt auch nicht mehr daran, sie sagt sich: man will nur unser Geld, man will nur vermehrte Auflagen — der Roman einer Constitution ist uns nur hingeworfen worden, um uns zu ködern ꝛc. Man hält den Chef für edel, aber schwach — warum einen Wülknitz, einen Krelinger und andere in seiner

Nähe dulden? warum sie brauchen? vorzugsweise brauchen? warum sich Menschen, wie Kölln (den Verfasser der Vertrauten Briefe, dem Stein noch im November 1808 wegen dieser hatte nach der Räumung Schlesiens einen Criminalproceß machen lassen wollen), Adam Müller (den Freund von Gentz), Friedrich Buchholtz (den Geschichtsschreiber) ꝛc. durch Pensionen und Zuvorkommenheit attachiren? — wie kann aus so unreinen Quellen je Gutes hervorgehen und besäßen diese Menschen auch die höchste Intelligenz?" u. s. w. Ein andrer „bedeutender Mann," den Pertz anführt, schrieb über Hardenberg: „Ein veralteter höfischer Geist der Ehre genügt nicht in Lagen der Verzweiflung, Reichthum an angenehmen Formen entschädigt nicht für Mangel an Energie, die nur zu bald dem Einfluß anderer ein weites Feld geöffnet, in dem Terrorismus, Anglomanie, revolutionäres und der Zeit nachgebendes Wesen sich auf eine Weise umhertummeln, die man lustig nennen könnte, wenn sie nicht allzutraurig wäre ꝛc. Die Zeit der Nüchternheit ist einheimisch geworden, der ritterliche Sinn ist durch das Unglück des letzten Kriegs untergegangen, ein höherer vaterländischer hat ihn nicht ersetzt. Subordination und Disciplin sind gesunkner, als jemals und es fehlt uns entweder begeisterter Enthusiasmus oder — die russische Knute. Zu jenem sind wir zu sehr Philister, zu dieser zu human."

Gleich im Anfang seiner Verwaltung im Februar 1811 berief Hardenberg gegen sechzig Notabeln, meist Rittergutsbesitzer, über die Gneisenau aus Breslau

26. Juni 1811 an Stein schrieb: „Zur Unzeit hat man Abgeordnete aus der Nation zusammenberufen, nicht sowohl um über das Beste des Staats sich zu berathen, sondern vielmehr, um solche als einen Regierungsapparat zu gebrauchen, womit man dem Volke die neuen Auflagen und Einrichtungen in einem milderen Lichte erscheinen lassen wollte. Es ist dieses nicht gelungen, diese Abgeordneten haben mit ihren Standesgenossen in lebhaftem Briefwechsel gestanden und dadurch die Erbitterung verbreitet und gesteigert &c. Wären diese Menschen nicht so schlaff und fürchteten sie nicht die strenge Polizei des an unsern Thoren lauernden Marschall Davoust, sie möchten wohl einmal versuchen, sich in Aufstand zu erheben."

Gneisenau hatte damals den Plan, im Fall kein Krieg das Joch abschüttelte, „aus Abneigung gegen Sclaverei oder Müssiggang" nach Spanien auszuwandern. Stein aber schrieb an Prinzessin Luise Radziwill: „Es scheint mir, die wohldenkenden Personen sollen sich Herrn von Hardenberg nähern, mit ihm offne und von Theilnahme zeugende Erklärungen haben, frei von Pedanterie und Rechthaberei; wenn man sich an einen Mann von Geist wendet, der das Gute will und dem es in den zahlreichen Einzelheiten der Ausführung entgehen kann, so ist es unmöglich ihn nicht zu überzeugen und zu bewegen."

Die „neuen Einrichtungen" Hardenberg's waren: die endliche gänzliche Abschaffung der mittelalterlichen Steuerfreiheit des Adels, die schon Friedrich Wilhelm I.

von „Rocher von Bronze" herunter angetastet hatte, die endliche ordentliche Herbeiziehung des Adels zur Mitleidenheit zu allen Staatslasten, ausgesprochen im Finanz-Edict vom 27. October 1810 — ferner: die Einziehung der geistlichen Güter zur Tilgung der Staatsschuld unterm 30. Oct. 1810 — und endlich die Aufhebung der Zunftverfassung und die Einführung einer allgemeinen Gewerbefreiheit unterm 2. Nov. 1810. Die Gewerbefreiheit war eine Maßregel, die sich freilich für die Gegenwart sehr belebend erwies, auch in die Staatscassen ein gut Theil freilich sehr nöthiges Geld führte, nachher aber in der Friedenszeit schwere Mißverhältnisse nach sich brachte. Namentlich kam dadurch die so stark berüchtigte und noch immer nicht berichtigte Judenwirthschaft empor: die geschäftigen Hebräer, die bereits in Masse Güter namentlich in Preußen, Polen, Litthauen, Schlesien an sich gezogen hatten, zogen nun auch durch colossale Gewerbe-etablissements von dieser Seite her Geld in Scheffeln an sich. Wehmüthigste Klagen ließ der Adel darüber vernehmen. „In meinem Lande, in dem Sie leben und schreiben, schreibt der ehemalige Gesandte in Dresden Graf Geßler im Jahre 1818 an Arndt, hat der Adel keine Gewalt zu fluchen, nur zu segnen. Als Güterbesitzer ist er jetzt auch mit allen begüterten Bürgerlichen, auch den Juden, in so fern sie Güterbesitzer sind, al pari. In Preußen, meinem Vaterlande, haben die Juden einen sehr großen Theil der vormaligen adeligen Güter, und der durch den Krieg zu Grunde gerichtete Adel hat sein Letztes hergegeben das Vater-

land zu retten, während die Juden ihn aussogen. Daß die Herren Schriftgelehrten über das Judenunwesen — das wirklich schimpflich und unverantwortlich ist, nichts sagen, sondern immer fortfahren, wider den Schatten Adel zu fechten, wundert mich nicht, weil ich sie kenne." Größern Grund zu klagen als der Adel, hatten jedenfalls die Bürger: die Juden erdrückten fast manche Gewerbe.

Die Widerhaarigkeiten gegen die neuen Gesetze bei der Notabeln-Versammlung gingen von der Adelspartei, namentlich der Adelspartei in der Mark und in Schlesien aus. Hardenberg griff aber doch hier energisch durch, es ward gegen diese Herren sehr ernst eingeschritten: die Cabinetsordre vom 24. Junius 1811 verordnete die Abführung von zwei Rittergutsbesitzern — es war ein General von der Morwitz (? der Tafelanrichter, bei der Hochzeit der Königin Luise) und ein Finkenstein — auf die Festung, die Suspension von zwei Landräthen und die Entlassung, ohne Pension, des königlichen Hofmarschalls (? Massow). Die beiden Rittergutsbesitzer kamen nach fünf Wochen aus ihrer Haft wieder frei und Hardenberg begnügte sich, ihnen den Ernst der Sache gezeigt zu haben, er suchte sich so viel möglich gütlich mit ihnen zu stellen. Er balancirte immer zwischen dem alten Feudalismus und den neuen Repräsentativ- und Gleichheitsmaßregeln. Stein schrieb damals über den entlassenen Hofmarschall an Prinzessin Luise Radziwill: „Ein „patriotischer" Hofmarschall ist ein so außerordentliches Wesen, daß man ihn in Weingeist aufbehalten sollte,

oder, da das zu theuer ist, ihn ausstopfen.“ Und an die Gräfin Carl Brühl, geborene Sophie Gomm, eine Engländerin, schrieb er: „Diese Herren Notabeln haben, wie man mir sagt, bisher nur Unverstand und üblen Willen gezeigt; ich muß jedoch Arnim (den erwähnten Grafen Arnim-Boitzenburg) ausnehmen, dessen Betragen in jeder Hinsicht Lob verdient. Was kann man erwarten von den Einwohnern dieser sandigen Steppen, diesen pfiffigen, herzlosen, hölzernen, halbgebildeten Menschen — die doch eigentlich nur zu Corporals und Calculatoren gemacht sind?“ Stein bezeichnete diese Rittergutsbesitzer-Notabeln als „dünkelvolle, egoistische Halbwisser, Menschen, die nach Stellen, Vortheilen und Gehaltszulagen streben, als einen Haufen bösartiger, oder dummer Schreier, welche die durch die Nothwendigkeit gebotenen Opfer nicht tragen wollen, sondern jedes Mittel ergreifen, um sich den Lasten zu entziehen und sie auf die Schultern ihrer Mitbürger zu wälzen.“

In der Prüfung des Hardenberg'schen Finanzplans hatte Stein unter andern die Worte fallen lassen: „Auf den Deutschen wirkt Schriftstellerei mehr als auf andre Nationen wegen seiner Leselust und die große Anzahl von Menschen, auf die die öffentlichen Lehranstalten einen Einfluß irgend einer Art haben. Die Leselust der Nation ist eine Folge ihrer Gemüthsruhe, ihrer Neigung zu einem inneren besonnenen Leben und ihrer Staatsverfassung, die die Verwaltung der Nationalangelegenheiten wenigen öffentlichen Beamten und nicht der Nation anvertraut.

Die Anzahl der Schriftsteller ist in Deutschland größer als in irgend einem andern europäischen Lande ꝛc. Die Regenten sind daher dringend aufgefordert, durch Leitung der Literatur und der Erziehung dahin zu wirken, daß die öffentliche Meinung rein und kräftig erhalten werde."

Hardenberg ließ diese Worte Stein's nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sein: er wirkte, wirkte aber nach seiner Charaktereigenthümlichkeit nur still und geräuschlos. Hardenberg hatte den feinen Tact und die schlaue Kunst, den gescheiten und nicht ohne Grund sehr argwöhnischen Franzosen die neue Bewegung des Volksgeists durch die Literatur und alles, was sonst im Sinne der Kräftigung der Nation geschah, in ein unscheinbares Helldunkel zu rücken.

Für die Hebung des Volksgeists wirkte Hardenberg besonders, indem er die beiden neuen Universitäten zu Berlin und Breslau auf den liberalsten, großartigsten Fuß schuf. Von diesen beiden Universitäten ging hauptsächlich der Enthusiasmus der Jugend hervor, der später die Corps der Freiwilligen füllte. In Berlin hatte der Philosoph Fichte den Muth gehabt, schon 1808 seine berühmten Reden an die deutsche Nation inmitten der französischen Besatzung zu halten. Unter der Censur Bignon's, des Intendanten, wurden sie gedruckt. Diese Reden wirkten ungeheuer, auch sind sie weit das Beste, was Fichte geschrieben hat. Er empfahl darin, wie früher schon Gneisenau in seinem Schreiben vom Frühjahr 1803 an den König gethan hatte, die Einführung der

Pestalozzi'schen Lehrmethode, die später auch noch Stein in der Prüfung des Hardenberg'schen Finanzplans 1810 empfahl. Als die Universität gestiftet war, wirkte Fichte in demselben Geiste weiter. In Breslau war Steffens an der Spitze. Auch dieser hatte den Muth, während noch der französische Gesandte St. Marsan sich in der Hauptstadt Schlesiens im Gefolge des Königs aufhielt, die Studierenden zur freiwilligen Bewaffnung aufzurufen, nachdem die rechte Stunde gekommen war. Um das gute Vernehmen mit Oestreich und einen darauf zu gründenden spätern Bund einzuleiten, ward Wilhelm von Humboldt als Gesandter nach Wien geschickt: es war jedoch davon die Rede, daß Alexander, sein Bruder, für ihn im Unterrichts-Departement eintreten solle. Er blieb aber in Paris und ward erst siebzehn Jahre später für den Hof gewonnen.

Noch 1812, als Napoleon zum großen russischen Feldzuge auszog, mußte Preußen schwere Demüthigungen hinnehmen. Durch den Pariser Vertrag vom 24. Febr. 1812 mußte Preußen sich anheischig machen, 20,000 Mann unter York zur Disposition des Kaisers für den russischen Feldzug zu stellen, welche den linken Flügel der großen französischen Armee bilden und unter dem Oberbefehl des Marschalls Macdonald die russischen Ostseeprovinzen Liefland, Kurland und Esthland erobern sollten. Auf Einverleibung dieser Ostseeprovinzen in den preußischen Staat verwies Napoleon Friedrich Wilhelm. Aber unterdessen mußte er sich gefallen lassen, seine ganze Monarchie zur Verfügung Napoleon's zu stellen. Nichts blieb dem König als die

Fürstenthümer Breslau, Brieg und Oels, Oberschlesien und die Grafschaft Glatz, dazu die Festungen Kolberg in Pommern und Graudenz in Preußen. Als im Mai 1812 sich das Parterre der Könige wiederholte, das Napoleon schon einmal 1808 in Erfurt um sich versammelt hatte, erschien der König von Preußen fast wie ein Vasall des mächtigen Imperators im Vorzimmer desselben im königlichen Schlosse zu Dresden inmitten der französischen Marschälle und Generale. Napoleon empfing ihn höflich, aber frostig. Er hatte seiner persönlichen Empfindlichkeit gegen ihn kein Hehl, er äußerte laut sein Mißtrauen und seinen Haß gegen das preußische Volk, er nannte es gegen den Fürsten Schwarzenberg nur „die Jacobiner des Nordens.“ General Rapp berichtet in seinen Memoiren, daß schon 1811 im Werke gewesen sei, sich sogar der Person Friedrich Wilhelm's zu versichern. Davoust hatte schon den Befehl dazu erhalten, als Napoleon andern Sinnes ward und den Vertrag vom 24. Februar 1812 schloß. Gegen den Abbé de Pradt äußerte Napoleon aber noch am 24. Mai zu Dresden, daß er entschlossen sei, Friedrich Wilhelm Schlesien und Preußen zu nehmen. Die Katastrophe auf den Eisfeldern von Rußland rettete Preußen von noch herberer Schmach und vielleicht vom völligen Verderben.

Nach Abschluß der Allianz mit Frankreich nahmen dreihundert Offiziere, darunter Scharnhorst, der nach Breslau ging, Gneisenau, Boyen, Clausewitz u. s. w., denen das Herz zu schwer ward, den Abschied

und gingen nach Rußland und Spanien. Sie gingen gegen den Willen des Königs, der in seiner Armee nicht mehr Herr war. Es war ein Viertheil des gesammten Offiziercorps.

Die Preußen unter York und Macdonald waren bis Riga vorgedrungen, sie bildeten den Haupttheil des linken Flügels der großen französischen Armee. Als Macdonald den Rückzug des Kaisers aus Moskau erfuhr, erhielt York den Befehl, den Rückzug des Marschalls auf Tilsit gegen die überlegene russische Armee unter Wittgenstein zu decken. Hier war es nun, wo York den kühnen und eine unermeßliche Verantwortlichkeit in sich fassenden Entschluß faßte, den Gehorsam zu verweigern. Hans Ludwig David von York war, wie Blücher, ein Pommer. Er hatte, wie dieser, schon in früher Jugend einen seltenen Beweis von Unabhängigkeit und Unerschrockenheit gegeben; als Lieutenant hatte er das unwürdige Benehmen eines Oberen gerügt, deshalb ein Duell bekommen, war darauf auf eine Festung gesetzt worden und aus seinem Vaterlande gegangen. Er hatte sich in holländische Dienste begeben, erst nach dem Cap, dann nach Ceylon, hatte gegen die Maratten gefochten, war verwundet worden und nach Europa zurückgekehrt, wo er seit 1794 wieder in preußische Dienste eingetreten war. York schloß am 30. December 1812 in der Poscherunschen Mühle bei Tauroggen ohnfern Tilsit mit dem russischen General Diebitsch, den Wittgenstein abgeordnet hatte, einen Neutralitätsvertrag ab und blieb in Ostpreußen stehen zwischen Tilsit und Memel.

Es war eine merkwürdige Fügung, daß gerade der Mann, der den unbedingten militairischen Gehorsam als erstes Princip verfocht, dazu kommen mußte, eine so insigne Uebertretung dieses Gehorsams zu wagen. York wußte recht wohl, was er that: noch zu Ende des Decembers 1812 hatte der König ihm von „seinem und des Kaisers von Frankreich engverbundenem Interesse“ geschrieben; er sprach es auch laut aus zu seinen Offizieren in Tauroggen: „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute, mir Alten aber wackelt der Kopf auf den Schultern.“ Er wagte aber das Aeußerste; an seinem Patriotismus ist nicht zu zweifeln, eben so wenig aber kann man sich bergen, daß bei diesem Charakter der Drang gedrängt habe, „die Standesehre,“ die 1806 so einen gewaltigen Stoß erhalten hatte, dadurch auf insigne Weise wieder zur Reputation zu bringen.

York, „der alte Isegrimm,“ „scharf wie gehacktes Eisen“ — wie ihn die Armee betitelte — schrieb aus Tilsit unterm 3. Januar 1813 an den König, fünf Tage nach dem Abschluß mit Diebitsch zu Tauroggen vom 30. December 1812:

„So lange Napoleon noch eine Kraft in Deutschland hat, ist die erhabene Dynastie Ew. Kön. Maj. gefährdet; sein Haß gegen Preußen kann und wird nie erlöschen. Die aufgefangenen Briefe von Napoleon an Bassano werden Ew. Maj. zeigen, was von diesem Alliirten zu erwarten war. Wäre die französische Armee nur noch so stark, daß sie bei einer Negotiation das kleinste Gewicht in die Wagschale werfen könnte,

die Staaten Ew. Maj. würden das Lösungspfand zum Frieden werden."

„Das Schicksal will es anders. Ew. Kön. Maj. Monarchie, obgleich beengter als im Jahre 1805, ist es jetzt vorbehalten, der Erlöser und Beschützer Ihres und aller deutschen Völker zu werden. Es liegt klar am Tage, daß die Hand der Vorsehung das große Werk leitet. — Der Zeitpunkt muß aber schnell benutzt werden. Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen, ohne zu große und zu blutige Opfer bringen zu müssen. In dem Ausspruch Ew. Maj. liegt das Schicksal der Welt. Die Negotiations, so Ew. Maj. Weisheit vielleicht schon angeknüpft, werden mehr Kraft erhalten, wenn Ew. Maj. einen kraftvollen und entscheidenden Schritt thun. Der Furchtsame will ein Beispiel, und Oestreich wird dem Wege folgen, den Ew. Maj. bahnen."

„Ew. Kön. Maj. kennen mich als einen ruhigen, kalten, sich in die Politik nicht mischenden Mann. So lange alles im gewöhnlichen Gange ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen; das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz anderes Verhältniß herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wieder zurückkehrenden Verhältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten treuen Dieners, und diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation. Der Ausspruch Ew. Maj. wird alles neu beleben und enthusiasmiren; wir werden uns wie alte, echte Preußen schlagen, und der Thron Ew. Maj.

wird für die Zukunft felsenfest und unerschütterlich dastehen.“

„Ich erwarte nun sehnsuchtsvoll den Ausspruch Ew. Maj., ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücke, oder ob die politischen Verhältnisse erheischen, daß Ew Maj. mich verurtheilen. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten nnd ich schwöre Ew. Kön. Maj. daß ich auf dem Sandhaufen eben so ruhig, wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin die Kugel erwarten werde. Ich bitte daher Ew. Maj. um die Gnade, bei dem Urtheil, das gefällt werden muß, auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen. Auf welche Art ich sterbe, ich sterbe immer wie

Ew. Majestät

alleruntertheänigster
und getreuester Unterthan

Tilsit den 3. Januar 1813. York.“

Noch war Berlin und der König in den Händen der Franzosen. Dieser war über York's Abfall nicht wenig betroffen und entrüstet. Seine ersten Worte waren: „Da möchte einen ja der Schlag treffen. — Was ist nun zu thun?“ Auf Hardenberg's Vorschlag mußte York's Schritt öffentlich gemißbilligt werden und der dereinst von Napoleon pardonirte Fürst Hatzfeld nach Paris reisen, um dem Kaiser des Königs Entrüstung zu bezeigen und durch diese glänzende Sendung ganz Europa dieselben Gesinnungen zu erkennen zu geben.

Der preußische Landtag sanctionirte den Schritt York's. „Dieser Landtag, schrieb der Oberpräsident Schön aus Gumbinnen an Arndt unterm 9. März 1814, war wichtiger, als der Brand von Moskau und die sechsundzwanzig Grad Kälte. Die York'sche Convention war ein Schattenspiel, wenn der Landtag nicht so war, wie er war: er gab ihr erst Fundament und Kraft. Das Vorrücken der Russen war eine Kosackenoperation, die eben so schnell rückwärts als vorwärts geht, wenn das Volk auf dem Landtage nicht sprach, wie es sprach. Ferner: was auf dem Landtage beschlossen wurde, ist Regel bis an den Rhein geworden. Man wählte Dohna zum Präsidenten des Landtags und er sprach: „Bevor ich den Platz einnehme, muß ich überzeugt sein, daß jeder weiß, was wir thun. Werden unsre Wünsche nicht erfüllt oder gelingt deren Ausführung nicht, so verlieren wir nicht allein alles, was wir haben, sondern sind mit allen, die uns nahe stehen, vertrieben und verfolgt. Das müssen wir uns klar vorstellen!" Und nun, da die Pflicht rief, nahm er den Platz ein und: „Es lebe der König!" war die Antwort. Nachdem York als Feldherr zu dem Landtage gesprochen hatte und dieser begeistert: „Es lebe York!" rief, gebot derselbe mit aller Stärke der Stimme Stille und setzte dazu: „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus!"

Bereits am 22. Januar 1813 verließ der König Berlin und wandte sich nach Breslau in das treue Schlesien. Die königlichen Kinder begleiteten ihn, Hardenberg war an seiner Seite, die höchsten

Beamten, eine Menge Generale drängten sich hier zusammen, Scharnhorst und Blücher waren da, Gneisenau ward von seinen schon seit dem Jahre 1809 nach London, Wien, Petersburg und Stockholm unternommenen Missionen zurück erwartet. Eine unermeßliche Menge Männer, vorzüglich Jünglinge, strömten nach Breslau, alle Häuser waren angefüllt, es wimmelte auf den Straßen. Es drängten sich heranziehende Truppen, Kanonen, Munitionswagen, Ladungen von Waffen aller Art. Die Bewegung in der Stadt war grenzenlos, Alles fluthete hin und her. Die Wogen einer großen Zukunft drängten sich heran, alle Gemüther waren in der höchsten Spannung. Noch aber schwebte ein geheimnißvolles, ja grauenhaftes Dunkel über dem mächtigen Gedanken, der ausgeboren werden sollte. Noch war das entscheidende Wort nicht ausgesprochen, noch hielten die Franzosen in Preußen und Polen acht Festungen mit 65,000 Mann besetzt, noch waren die Ufer der Elbe in ihren Händen, noch war der französische Gesandte Graf St. Marsan in der Umgebung des Königs in Breslau. Am 3. Febr. endlich erließ Friedrich Wilhelm einen Aufruf an die Jugend seines Landes, sich freiwillig zum Schutze des Vaterlands zu rüsten. Es war aber auch jetzt noch nicht gesagt, daß der Krieg gegen die französischen Unterdrücker geführt werden solle, nur im Allgemeinen hatte der König die Erhaltung des Vaterlands als das große Ziel bezeichnet. Aber die treuen Herzen verstanden das treue königliche Wort, jedermann wußte, daß der Rettungstag von Deutschland da war. Stef-

fens bestieg am 5. März den Katheder seines Hörsaals und rief, ohne Napoleon zu nennen, in einer seiner feurigsten Reden, die ungeheuren Eindruck machten, die Jugend zum freiwilligen Kampf auf, er erklärte seinen Entschluß, den Kampf selbst mit ihnen zu theilen.*) Breslau ward das Herz von Deutschland, ja gewissermaßen das Centrum von Europa.

Am 27. Februar hatte Hardenberg zu Kalisch den Allianzvertrag mit Rußland abgeschlossen. Am 15. März kam der Kaiser Alexander aus seinem Hauptquartier Kalisch selbst nach Breslau, feierlich eingeholt von dem König und den Prinzen des königlichen Hauses, am 17. März endlich, sechs lange und bange Wochen nach dem ersten Aufruf vom 3. Februar, ward der Krieg gegen Frankreich erklärt; es war der Tag, an dem der Mann, der den entscheidenden Anstoß zum Kriege gegeben hatte, York, mit seinem Corps in Breslau einzog. Der König erließ an demselben Tage den berühmten Aufruf: „An mein Volk“ aus Hippel's, Staatsraths und Günstlings Hardenberg's, eines Verwandten des berühmten Autors in Königsberg, kräftiger Feder geflossen: er ward von allen Kanzeln verlesen.

Schon in der Nacht vom 4. zum 5. März hatten die Franzosen Berlin geräumt und sich hinter die Elbe

*) Er ging auch als Freiwilliger mit in den Krieg, versteht sich ohne große Kriegsthaten zu verrichten, was auch gar nicht seines Fachs war. In Breslau coursirte über ihn der Vers:

„Im Anfang des Treffens
Drückte sich Steffens.“

zurückgezogen, unter den Mauern von Magdeburg lagerte mit 30,000 Mann der Vicekönig von Italien Eugen. Der König kam am 23. März in Potsdam wieder an, am folgenden Tage hielt er seinen Einzug in Berlin. Unterm 25. März erschien die berühmte Proclamation von Kalisch, worin dem deutschen Volke äußere und innere Freiheit verheißen wurde. Ende April ging der König, nachdem er nochmals in Breslau gewesen, von hier zur Armee ab, 24. April traf er mit Alexander in Dresden zusammen.

---

8. Die Befreiungskriege. Blücher.

Es ist gewissermaßen unmöglich, an die Darstellung unserer s. g. Befreiungskriege zu gehen und dabei ein Raisonnement über den Gesichtspunkt, aus dem man sie darstellt, sich aus der Hand gehen zu lassen. Und so will ich mit diesem kurzen Raisonnement über den Gesichtspunkt die nachfolgende Darstellung bestiften.

Wenn es irgend Jemand giebt, der von der Schärfe und Tiefe des bitter ernsten Hohns durchdrungen ist, der in der klaren Thatsache liegt, daß der hohe Flug der Bewegung in den s. g. Befreiungskriegen ein so niedrig kleinliches Verkommniß „im

Sande" gehabt hat, so bin ich es. Goethe sagte über die Befreiungskriege zu Luden: „Was haben wir denn erlangt? Die Freiheit nicht, nur die Befreiung und nur die Befreiung von einem fremden Joche!" Börne hat für dieses Moment den ganz adäquaten Ausdruck in der Gleichstellung der Bewegung der deutschen Völker mit der „Drehkrankheit der Schafe" gefunden. Ich kenne und würdige also die ganze spaßhafte Seite des Dings. Nichts desto weniger ist es bei einer ernsten wissenschaftlichen Darstellung Pflicht, sich in die Grundstimmung hinein zu versetzen, aus der heraus gehandelt wurde und wo diese Grundstimmung eine so über die Maßen edle und aufopfernde von Seiten des Volks und des Hofs war, ist diese Pflicht zugleich eine Erquickung. Der große Zweck, das Loskommen vom französischen Druck und vom Franzosengeist, ward erreicht; der Hof und die Hofumgebung geriethen aber durch die s. g. Befreiungskriege in ganz andere Abhängigkeiten. Das lange Zusammenleben in der intimsten Nähe mit dem Hofe des durch und durch elegant und galant durchdüftelten und mystisch-romantisch tingirten, aber unter dieser parfümirten Nebelkappe eines rêve chevalier wunderbar fein praktisch diplomatisirenden und dissimulirenden Alexander — so wie die nicht minder wunderbar imponirenden Anschauungen der ultrafashionablen Zustände am glänzendsten Hofe der Welt, dem des Prinz Regenten auf der kurzen englischen Reise nach dem ersten Pariser Frieden — endlich das acht Monate lange Treiben auf dem Congresse in

Wien, wo Metternich und Talleyrand damals ihre Glorie sehen ließen — alles das brachte den Berliner Hof in ganz neue Abhängigkeiten von fremden Einflüssen.

Was den rein diplomatischen Ausgang der heroischen Bewegung betrifft, so muß man, um gerecht zu sein, in der neueren Geschichte seit 1789 immer und immer bedenken, daß eine gewisse zwingende Nothwendigkeit in den Dingen, in den Zuständen liegt, wie dieselben durch die Demoralisation, die in alle Stände nach und nach von Hof und Adel herunter gekommen ist, sich fest gerüttelt haben: von oben zu viel Drücken, von unten zu viel Bücken. Alle unsere nationalen Bewegungen sind übrigens zeither enthusiastisch ergriffen und kleinlich ausgebeutet worden — ich erinnere nur an die Kreuzzüge, die doch zuletzt auf nichts weiter hinausgelaufen sind, als um den Rittern in Palästina wie an der Ostsee Land und Leute zu verschaffen, Land und Leute, die wie in den Deutsch-Ordens-Provinzen geschehen ist, gehörig egoistisch gedrückt worden sind von den „christlichen Glaubensrittern;“ bis der große Kurfürst in dem ihm zugefallnen Stücke dieser Provinzen Hülfe gab. Ich erinnere an die Reformation, die in Luther glorreich anhob und im dreißigjährigen s. g. Glaubens-Kriege, einem Kriege in der Hauptsache nur um Land und Leute für die deutschen Fürsten, schmählichen Ausgang nahm. Ich erinnere endlich an die Bewegung von 1848, wo freilich der bestimmte Enthusiasmus von allen Seiten fehlte. Zu fürchten ist, daß nach den

neuen und neuesten Freiheitskriegen die Erscheinungen sich wiederholen, wie sie in der Berserkerwuth nach dem Druck der Römer — im furore tedesco nach dem Druck der Päpste — in den Bauernkriegen und dem dreißigjährigen Kriege nach dem Druck der deutsch-christlichen Ritter und Pfaffen vorliegen. Es kommt alles darauf an, den Geist zu leiten — nicht zu dämpfen — und Preußen hat seit der glorreichen „Rebellion“ im siebenjährigen Kriege immer noch in erster Linie diese Aufgabe.

Die Zeit der Rache war gekommen. Das von den Franzosen so lange brutalisirte Preußen brannte vor Begierde, das ehrlose Joch abzuwerfen. Die Saat, die Stein ausgestreut, ging auf, der Haupt-enthusiasmus ging aus von den von Hardenberg neu gegründeten Universitäten. Napoleon's bewundernswürdiger geistiger Instinct hatte sehr richtig den Feind, der ihn einst tödten würde, in Stein und den Universitäten erkannt. Die Ideologen verlachte er, aber gegen den concreten Haß nahm er Maßregeln. Als nach der Schlacht bei Jena in Halle, wo damals Steffens und Schleiermacher waren, die Studenten sich auf dem Markte unbefangen zu ihm drängten, schien ihm das bedenklich. Er hob die Universität Halle auf. Er ließ aus Dessau durch Berthier schreiben: „Die Professoren haben sich nicht um die Politik zu bekümmern, sondern sie haben nur die Wissenschaften zu cultiviren.“ Der Enthusiasmus der Jugend, die sich zu Freiwilligen schaarte, durchdrang auch die Männer in der Armee. Sie war

durch Scharnhorst und Gneisenau trefflich organisirt. Den Befehl über die preußischen Truppen übernahmen Blücher, York und Kleist. Scharnhorst, dann Gneisenau waren die ersten in Blücher's Generalstab der schlesischen Armee. Später nach dem Waffenstillstand übernahmen auch noch Bülow und Tauentzien den Befehl über die neugebildeten Heerestheile. Vorerst standen Blücher, York und Kleist unter dem Oberbefehl des russischen Feldherrn, Grafen Wittgenstein. Das ganze preußische Volk, von einer erhabenen Zuversicht durchglüht, daß Gott den eisernen Kreuzen den Sieg verleihen werde, leistete dem Aufgebote des Königs freudige Folge, es rüstete sich zur Landwehr, die älteren Leute sogar, die nicht ins Feld rückten, zum Landsturm. Das ganze Volk trat wie ein einiger Mann für Rettung des Vaterlandes in die Waffen. Die Dichter Theodor Körner, Max von Schenkendorf, Arndt, Fouqué, Stägemann sangen ihre Freiheitslieder. Körner's „Lützow's wilde Jagd" drang unwiderstehlich in die Herzen. Es wirkte jetzt das alles zusammen, was für deutsche Gesinnung, deutsche Poesie, deutsche Philosophie, deutsche Geschichte, Sprache und Alterthum die Classiker, vor allen Schiller, dann Kant, Fichte, namentlich mit seinen Reden an die deutsche Nation, Arndt, Görres, Arnim, Brentano, Hagen, die Gebrüder Grimm, der Turnmeister Jahn und so viele andere wackere Männer lange zuvor im Keime gepflegt hatten. Wo die deutschen Männer etwas Gemeinsames für das Vaterland wirkten, sind

die deutschen Frauen und Jungfrauen nie zurückgeblieben, auch sie glühten von einem schönen Enthusiasmus, auch sie thaten alles, was sie konnten, sie rührten die fleißigen Hände, sie traten zu Vereinen für Hülfe für die Kranken und Verwundeten zusammen. Unter diesen patriotischen Frauen glänzt besonders der Name Rahel Levin, spätere Varnhagen, hervor, die zu Prag mit der aufopferndsten und umsichtigsten Thätigkeit wirkte. Frauen, wie die edle Bettina von Arnim, geborne Brentano, hatten schon, als die Tyroler für ihre Freiheit kämpften, Männer, wie Goethe, angerufen, der deutschen Sache eingedenk zu sein, aber Goethe sagte noch im Frühjahr 1813 auf seiner Flucht nach Böhmen zu Theodor Körner, der das Wiener Theaterspiel verlassen hatte und todesernster freiwilliger Jäger geworden war, und zu Professor Arndt, mit denen er in Dresden zusammentraf: „Schüttelt nur Eure Ketten, der Mann ist Euch zu groß. Ihr werdet sie nicht zerbrechen.“ So tief war bei den ersten Geistern Deutschlands der Glaube an die Unüberwindlichkeit Napoleon's eingewurzelt. Napoleon selbst glaubte noch an seinen Stern und verachtete die Deutschen, wie er immer gethan hatte. Er sagte damals zu Davoust, als ihm Rapp aus Danzig Warnungen über die bedrohliche Volksstimmung in Preußen zugehen ließ: „Pah, die Deutschen werden niemals Spanier werden.“

Spanier wurden die Deutschen nicht, aber sie wurden endlich wieder Deutsche, sie hörten auf das zu

sein, was sie so lange gewesen waren, stumme Anbeter und Nachahmer der Franzosen. Es drang endlich wieder eine selbstständige deutsche Gesinnung durch und Preußen gebührt das unsterbliche Verdienst, sie am kräftigsten und treusten gepflegt zu haben. Fichte, Stein und Blücher, Scharnhorst und Gneisenau waren echt deutsche Männer. Der einflußreichste und populairste Repräsentant der deutschen Gesinnung in dem Heere war Blücher, der alte siebzigjährige Vater Blücher, der ehemalige rothe „Husarengeneral," wie Napoleon ihn nannte, der jetzt der Marschall Vorwärts und der Hauptheld des Befreiungskrieges werden sollte.

Gebhard Leberecht von Blücher, aus einem alten pommerschen Geschlechte stammend, war im Jahre 1742 zu Rostock geboren, seine militairische Laufbahn hatte er im siebenjährigen Kriege erst bei den Schweden, dann, als er 1758 gefangen genommen worden war, unter den Preußen unter Friedrich II. genommen, sie aber 1773 wieder verlassen, weil man ihn übergangen hatte. Er heirathete eine schöne Polin, die Tochter des sächsischen Obersten von Mehling, der als Generalpächter in Polen noch von der Zeit August's II. her lebte, ward Unterpächter seines Schwiegervaters, kaufte sich von den Ersparungen ein Gut in Pommern und trieb bis zu Friedrich's des Großen Tod Landwirthschaft mit Glück. Nachdem Friedrich Wilhelm II. den Thron bestiegen, verschaffte ihm Bischofswerder die Wiederanstellung als Major in der richtigen Altersstelle 1787. In

diesem Jahre machte er den Feldzug nach Holland und seit 1793 die Feldzüge gegen die Franzosen im Revolutionskriege mit, er stieg hier bis zum General. Nach Abschluß des Friedens von Basel eroberte er 1798, obgleich schon sechsundfunfzigjährig, unterdeß Wittwer geworden, durch seine imponirende Persönlichkeit seine zweite Frau, die Tochter des Kammerpräsidenten von Colomb in Aurich.

Die Unglücksjahre von 1806 und 1807 fanden ihn tapfer mit dem Schwert und tapfer von innerster Seele.

Zwei Briefe Blücher's von Pertz im Leben Stein's mitgetheilt, lassen am Besten die tapfere Ausdrucksweise des Generals und eine der tüchtigsten Gesinnungen des Jahrhunderts erkennen, verbunden mit einer der untüchtigsten Orthographieen desselben Jahrhunderts:

Blücher an Stein. Münster, September 1806.

Ich breche morgen mit meinem ganzen Corps auf, und marchire nach Brackell und Beverungen, kan in diesen augenblick nicht vihle brife schreiben.

Ihnen und Rüchell, schätze und libe ich gleich; was ich nun diesen augenblick an letzsten schreibe, erhallten sie in abschrifft; sagen sie mich im negsten briff, ob sie meinen briff den ich an könig geschrieben und ihnen in abschrift geschickt erhallten haben. ich schickte ihnen solchen ohngefehr unter d. 21sten July.

abschrifft am Generall v. Rüchell.

Alles mich so gütig zu gewante hat meine Sehle mit Innigsten kummer erfühlt; gott wie weit es mit

uns gekommen. auch ich bin ihrer meinung daß eine öffentliche verbindung nun nuhr erbittert. es ist noch nicht alles verlohren, da wihr wahrscheinlich den könig in unsre mitte sehen werden, er wird täglich, stündlig, andre meinungen hören, als sie ihm bis jeztst von einer boßhafften Rotte niedere Faull thiere vorgetragen worden, wird auch selbst eine audre ansicht bekommen, wenn er selbst laichter leben und entschlossen unter seine Menschen sieht; es kan ihm doch nicht entgehen welcher allgemeine haß, und verfluchung die wenigen trifft die ihm biß hehr teüschten und betrogen. aber diese verfluchte muß man wenn sie wie ich doch nicht glaube den Monarchen begleitten wollen, selbst sagen, welche gefahr sie droht, und daß ihre vernichtung jede minute entstehen kan, und entstehen wird; man muß sie dahin bringen, daß sie selbst uf ihre Rettung bedacht nehmen, und ihre entlassung als ihr rettungsmittell betrachten, an H. v. Stein schreibe ich meine meinung, daß man die majestet stets ins Auge behallte, die bösewigter aber alles schrecklige ihrer lage stündlich vor augen hallte; übrigens bin ich fest entschlossen, mit die wenigen, die sich zu solchen Ehrerbittigen aber auch festen entschlossenen Maßregelln verbunden haben, zu vereinigen mit diesen Ehdeln menschen, vor die erhalltung des Vaterlandes, Freiheit und leben zum Opffer dahr zu bringen (bis hierher eigenhändig).

(Von der Hand des Adjutanten)

Der Herr General wird so eben abgerufen — ich schreibe also seinen Brief ab: Was ich vor ungefähr

sechs Wochen am Könige eigenhändig geschrieben, habe ich dem Minister von Stein damals mitgeteilt aber keine Nachricht von Ihnen erhalten ob er mein Schreiben und das vom Könige erhalten habe. Dieser mein Brief muß Sie überzeugt haben, daß unsere Ideen, Wünsche und Ansichten ganz gleich sind.

Ich bitte mir vor Allem Nachricht zu geben was Sie thun wollen, diesem trete ich gänzlich bei.

Sollte etwas mit allgemeiner Unterschrift an S. Maj. dem Könige ergehn, so würde es gut sein, es ebenfalls vom Kuhrfürst von Hessen und Herzoge von Braunschweig mit unterschreiben zu lassen. Der Erstere glaube ich, würde wohl dazu zu bringen sein.

Vom Niederlegen des Commando im jetzigen Augenblick ist ganz gegen meine Meinung. Jetzt muß man dienen, so lange der König unser bedarf, und als diese kriegerische Krisis dauert. Ist Friede — so sticht man den Degen ein und fordert seinen Abschied.

Die Antwort von Kleist auf mein Schreiben am Könige — lege ich bei — bemerke aber, daß ich von S. Maj. selbst nichts erhalten habe, wie der Brief von Kleist versprach.

(eigenhändig) Blücher.

Blücher an Stein, Bartenstein, den .. ten April 1807.

Gestern bin ich hir angekommen, bin von meiner aufnahme zufriden, von manches andre aber nicht, in dessen finde ich unseren gemeinschaftligen Freundt

(Hardenberg) an der spitze der gescheffte, und daß macht mich muht, und gewehrt eine frohe auß sicht, der zweite unserer Freunde in Königsberg (Schön) soll morgen hir komen, diese beiden Ehdeln Patrioten, Harmonieren, ich schlisse mich an sie an, der Herr von Z...row (Zastrow) und Herr B... m (Beyme) musten absitzen, der letzste hat noch den linken Fuß im bügell aber bey gott er wird nicht wieder auf sitzen; der keißer Alexander bezeugt mich vile Gnade, beweist ein unbegränztes zu trauen an unsern Freund H.....beg (Hardenberg), daß ist den vihle werth; ihnen mein verEhrter Freund beschwöre ich zu uns zu kommen so balld sie verlangt werden, waß gewiß geschehen wird; sind wihr durch ihnen versterckt, so sollen uns die noch übrigen an geist und leib kranken Faul tihre, keinen Schritt Terain mehr streitig machen. ins feindliche haupt quartir habe ich vor meiner auswecksselung 14 Tage zu bringen müssen; der große man (Napoleon) hat sich eine gantze stunde gantz allein mit mich unterhallten, er hatte vihl mühe mich alles verstendlig zu machen da ich der Sprache nicht megtig bin, liß sich aber nicht abhallten es mich begreifflich zu machen, daß er Fride wollte. unsre gegner habe ich auf meiner Reiße durch und durch gesehen, kein Schandrebild kan ich von ihren zu stande nicht machen, mangell ist allgemein, kranckheit, und todt sind tagesordnung bei ihnen, ich muß aber auch gestehen, daß ich hier nicht alles gläntzend finde, alles übrige wird H.....beg ihnen woll schreiben, mein Respect an dero von mich verEhrte Frau gemahlin, und so schlisse ich mit den

heißen Wunsch sie ballde ja ballde in unsrer mitte zu sehen, ich hoffe negstens wider auf der Bühne zu er scheinen, und werde meine Rolle wen nicht geschickt doch treu und Eiffrig spihlen, gott gebe daß der bekannte man in Danzig (Graf Kalkreuth, der die Stadt übergab), uns nuhr nicht einen üblen streich magt, — —

meine beiden söhne sind bei mich und Empheblen sich zu gnaden, unsren Freund Kamptz beweine ich nig, der kleine V . . . ck (Vincke) fühlt sich sehr unglücklig. Sp. . . l (Spiegel, Domdechant zu Münster) hat sich wie ein Ehren man bis auf diese stunde benomen, sonst hat sich zu Mu=ster (Münster) vill Schurkerey gezeigt, aber doch nuhr von die so wihr auch immer vor Schurken gehallten, ich lebe und sterbe als dero

treuster Freund und

Diener B.

Nach den Unglücksjahren 1806 und 1807, wo Blücher nach der Capitulation von Prenzlau gegen den nachmaligen Marschall Victor ausgewechselt worden war, ward er General=Commandant in Pommern, mußte aber Anfang 1812 abberufen werden, weil er das Schelten und Toben gegen die Franzosen nicht lassen konnte. Der König schenkte ihm damals das Gut Kunzendorf bei Neisse. Professor Arndt sah den Helden damals in Breslau und schildert ihn in seinen Memoiren also: „Trotz seines Alters trug Blücher eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine

Arme, Beine und Schenkel fast wie eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchem er sich ganz frisch und soldatisch mit Jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten. Auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen — um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: in jener obern Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermuth, die ich, der schwarzdunkeln Augen wegen, die der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meeresschwermuth nennen möchte; denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglück von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern (als Gouverneur zu Stargard während der französischen Occupation) befahl, eine Zeitlang durch seinen dunklen Zorn verrückt gewesen und hatte auf alle Fliegen und schwarze Flecke an der Wand mit dem Rufe: Napoleon mit dem gezückten Schwerte gestoßen. — Mund und Kinn aber gaben einen ganz andern Eindruck, obgleich in den äußern Formen mit den obern Theilen des Gesichts in Uebereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügespiel bisweilen sogar bis in die Augen hinauflief, hier saß etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht."

„Blücher, sagt Professor Steffens in seiner Lebensbeschreibung und er kannte den alten Helden wohl,

da er während der Zeit des Befreiungskriegs seinem Hauptquartiere folgte — Blücher war in jeder Rücksicht eine incorrecte Erscheinung und es war eben diese Incorrectheit, die seine Größe ausmachte. Blücher stellte das völlig Incommensurable des wunderbaren Kriegs dar. Der strenge Sittenrichter wird Manches an ihm zu tadeln finden und dennoch bildete eben Er den intensiven moralischen Mittelpunkt des ganzen Kriegs."

„Man kann Blücher, dem kühnen Napoleon gegenüber, der eine neue Kriegsführung bildete, nicht einen großen besonnenen Feldherrn nennen, und dennoch hat er als ein solcher und mit Recht einen unsterblichen Ruhm erworben."

„Blücher besaß eine bewundernswürdige Beredtsamkeit, Leichtigkeit der Rede, edlen, einfachen Ausdruck und große Gewandtheit. Er ließ sich in seiner Rede unbefangen gehn, und man glaubte den rohen ungebildeten Husarenoffizier zu hören: und dennoch brach eben seine Rede, die Sprache auf eine wunderbare Weise beherrschend, in bedeutenden Augenblicken so gewaltsam hervor, wie die keines Feldherrn der neuern Zeit. Die Gestalt des greisen Helden, wie er auf die Truppen zuritt und die laute Stimme sich erhob, gab der Rede erst den rechten, gewichtigen Inhalt. Blücher war eben der Mann des Augenblicks, des gegenwärtigen Moments, aber als solcher von grundloser Tiefe. Die Art, wie ihn der Moment ergriff, war schnell und stark und so konnte er fast bis zur

Verzweiflung gebracht, in kurzen Momenten Alles als verloren betrachten, aber diese Verzweiflung war ein kurz vorübergehender, schnell verschwindender Zustand, dazu da, dem festen Entschlusse seines Lebens eine größere Energie mitzutheilen."

„Dieser Entschluß war aber Napoleon's Vernichtung; der entschiedene Haß gegen diesen Tyrannen war mit der zum Instinct gewordenen Ueberzeugung, er sei zu seiner Vernichtung berufen, aufs Engste verschmolzen, und so handelte er mit der Sicherheit des Instincts."

„Eben daher bildete er den reinsten Gegensatz gegen Napoleon. Wie dieser jede Phase der Revolution berechnend benutzte, und von früher Jugend an die Umgebung und die nächsten Verhältnisse erst im engen, dann in immer weitern und weitern Kreisen zu beherrschen verstand — wie er der wilden, nach allen Richtungen sich ergießenden Ueberschwemmung der Revolution die bestimmte Richtung eines mächtigen Stroms zu geben wußte, die alle Spuren freier und eigenthümlicher Nationalität aus der Geschichte zu vernichten drohte: so trat Blücher nicht als ein Mann der ehrgeizigen Reflexion hervor, vielmehr als eine mächtige Natur, mit jugendlicher Begeisterung in seinem siebzigsten Jahre. Blücher schien dazu berufen, in dem mächtigen Epos einer großen Zeit den dichterischen Umschwung zu bezeichnen, der bestimmt war, die Nichtigkeit der mächtigsten Ueberlegung und Reflexion, welche die Geschichte sah, zu verkündigen."

„Blücher's mächtige Persönlichkeit wußte die Momente einer lange erwogenen, durch die bedeutendsten Männer und durch die Gunst geschicht-

licher Ereignisse reifgewordenen That bis zu einer Begeisterung zu steigern, die sich dem ganzen Heere mittheilte. Napoleon war eine Gestalt des Entsetzens, besonders für die Großen und Mächtigen geworden. Als die Revolution auf ihrem Gipfel war, und zwar bei einem Volke, dem die höheren Stände sich geistig untergeordnet hatten, glaubten sie — und nicht mit Unrecht — die Axt, über die halbverweste Wurzel eines verfallenen Daseins geschwungen, zu erblicken. So lange die Revolution sich in sich selbst zu vernichten schien, lebte noch eine trübe Hoffnung, die sich nicht auf das Bewußtsein der eigenen Kraft, vielmehr auf die wachsende Ohnmacht des Feinds gründete. Aber diese Hoffnung verschwand, als die Revolution selber eine Gestalt gewann, die als ein mahnender, verhängnißvoller Geist dem ganzen verfallenen Dasein mit Vernichtung drohte. Eine abergläubische Furcht hatte sich aller derer bemeistert, die, französisch gebildet, durch die Franzosen entwaffnet und gefesselt, ihr ganzes Dasein von der Gnade des Mannes erwarteten, der sie so innerlich wie äußerlich beherrschte. Daß in dem seit Jahrhunderten getäuschten, verführten und gedrückten Volke noch ein selbstständiges Deuschland lebe, glaubten diese Männer nicht. Seit mehreren Generationen galt es ihnen als das Vornehmste und Geistreichste, mißlungene und ungeschickte Nachahmer des fremden Volkes zu sein. Wer im deutschen Sinne lebte, handelte, sprach, der erschien wie damals der gläubige Christ, als ein Abergläubischer, Beschränkter,

der in der herrschenden Gesellschaft nicht zu dulden war. Diese Deutschland verläugnende Gesinnung, diese innere, mit dem Feinde verbundene Knechtschaft, die seit langen Zeiten und in den verschiedensten Richtungen genährt war, konnte nicht so schnell verschwinden. Die durch sie schon Unterworfenen drängten sich um die Könige, sie konnten den Glauben nicht fassen, daß der Geist, der nicht bloß mit äußeren Waffen körperlich stritt, sondern innerlich alle Seelen beherrschte, jemals sterben könne. Selbst als er dem großen göttlichen Gerichte in Rußland unterlag, glaubten sie ihn noch mächtig. Und während des ganzen Kriegs, selbst als die siegreichen Heere sich Paris näherten, suchten diese Knechte, in abergläubischer Furcht befangen, einen Einfluß auf die Entschlüsse der Fürsten zu gewinnen."

„Diesen Knechten gegenüber erwachte Deutschland; nach außen ohnmächtig und gedrückt, war es sich selber treuer, als seit Jahrhunderten. Und was in so vielen Gemüthern, ihnen selbst ein Geheimniß, schlummerte, gestaltete sich zum klaren Bewußtsein, zum engen, besonnenen Bündniß. Dieses Bündniß wurde nicht überflüssig durch Preußens Bündniß mit Rußland. Der Einfluß des dunkeln Aberglaubens der höhern Stände verzögerte die Verbündung mit Oestreich, ja machte sie bis auf den letzten Augenblick zweifelhaft. Das erwarteten die edlen verbündeten deutschen Männer und waren darauf gefaßt, diesem geheimen Feinde im eigenen Heere auf eine entschiedene Weise entgegenzutreten."

„Blücher war seit seinem kühnen Kampfe in Lübeck, während so viele Befehlshaber, von einem dunkeln

panischen Schrecken ergriffen, flohen, als er tapfer kämpfend unterlag, durch seine wunderbar mächtige Persönlichkeit, der Mann des Volks. Eine unerklärbare, unbestimmte, aber tiefe Hoffnung knüpfte sich an seinen Namen. In ihm lebten die alten Erinnerungen des preußischen Heeres eben so wohl, als die flammende Begeisterung der Gegenwart. Mitten in den dunkeln Augenblicken, welche die Schmach auf das Heer und das tiefste Elend auf das Volk warf, glänzte er nicht durch die Kunst des Kriegs, wohl aber durch den rücksichtslosen Muth, der, durch das erworbene militairische Geschick unterstützt, einen flammenden Haß erzeugte. Als Alles gestürzt schien, war Er die noch nicht niedergeworfene, noch wehende Fahne des Heers. Um ihn versammelte sich die Armee, so wie die höchst bedeutenden Männer, die ganz in seinem Sinne thätig waren; das geheime Bündniß, welches nah und fern durch Staatsmänner und Krieger sich gebildet hatte, gestaltete sich in dieser Vereinigung als eine persönliche Macht, die der im Verborgenen schleichenden, den Feind stärkenden Intrigue Trotz bieten konnte. Es war die Gesammtmacht des Volkes, wie sie unaufhaltsam die Vernichtung des Feindes forderte, und von keiner Uebereinkunft irgend einer Art etwas wissen wollte. Ein jeder Vorschlag, der den Napoleon als eine Macht stehen lassen wollte, äußerte sich immer leiser, furchtsamer, und wo er laut ward — er wagte sich selbst in den späteren glänzenden Momenten des Kriegs, wenn irgend eine vorübergehende Wolke den hellen Tag der Siege trübte,

obgleich immer scheuer hervor — wurde er von den Momenten der vernichtenden Begeisterung überrannt. Das war das „Vorwärts," dessen Seele Deutschlands edelster, selbstständiger Geist war."

Blücher war mit sich, mit seinem treuen gescheiten Freunde Gneisenau und mit Gott eins. So zog er gegen den Weltfeind in den Krieg. Als man ihn nach einer gewonnenen Schlacht rühmte, rief er: „Was ist's, daß ihr rühmt? Es ist meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit."

Bereits am 29. April langte Napoleon an der Spitze seiner neugeworbenen jungen Truppen an den Ufern der Saale in Naumburg an. Er traf auf die Verbündeten unter dem Oberbefehl des Grafen Wittgenstein in der Gegend von Pegau, Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm befanden sich in der Mitte ihrer Krieger. Die erste Schlacht des neuen Feldzugs, die Schlacht bei Lützen am 2. Mai 1813 gewann Napoleon, indem er die Verbündeten umging und unvermuthet überfiel; aber der Sturm Blücher's auf Großgörschen und die Reiterattaque des alten Feldherrn in der Nacht auf die kaiserlichen Garden zeigten ihm, daß die Deutschen Deutsche geworden seien. Bei Napoleon dämmerte eine bange Ahnung zum erstenmale an diesem Tage, daß sein Stern untergehe, er erzwang aber den Sieg durch sein Hauptmanöver: er ließ durch seinen Artilleriegeneral Drouot achtzig Stück Kanonen auf den rechten Hauptpunkt des Schlachtfelds auffahren. In dieser ersten Schlacht ward der

edelste Mann Preußens, Scharnhorst verwundet und starb in Folge der Wunde am 28. Juni auf der Wiener Reise zu Prag. Gneisenau war sein Nachfolger als Chef im Blücherschen Generalstab. Die Verbündeten nahmen ihren ungehinderten Rückzug über die Elbe in die feste Stellung von Bautzen. Hier erfolgte die zweite Schlacht am 20. und 21. Mai. Auch diese gewann Napoleon, aber wieder nahmen die Verbündeten ihren ruhigen Rückzug nach Schlesien, hier fiel der Marschall Duroc, Napoleon's Liebling, an seiner Seite. Der Krieg war ein anderer geworden, als ihn Napoleon früher in Deutschland gefunden hatte: er machte keine Gefangenen mehr, er eroberte keine Kanonen mehr, wie früher. Sein Cabinetssecretair, Baron Fain sagt in seinem Manuscript von 1813: „Große Siege ohne Trophäen! Alle Dörfer vor uns in Brand, deren Flammen uns den Weg streitig machen! Die besten Marschälle, wie Duroc, gleichsam durch verlorne Kugeln getödtet! Welch ein Krieg! — Wir werden alle in ihm untergehen, diese Seufzer hört man von vielen, denn Frankreichs ehrne Kriegerseelen sind gerostet!“

Duroc, Napoleon's Freund und Jugendgenosse, war am 22. Abends, wo Napoleon selbst den Befehl der Avantgarde übernommen und den Nachtrab der Verbündeten angegriffen hatte, an der Seite des Kaisers getödtet worden. Napoleon ward durch diesen Tod so ergriffen, daß er keinen Befehl mehr ertheilen konnte, alles „auf morgen“ verschob. Das Heer der Verbündeten hatte sich hinter die Festung Schweidnitz

gezogen seitwärts ans Riesengebirge, ohnfern der böhmischen Grenze, um mit Oestreich zu unterhandeln: der Graf Stadion befand sich als östreichischer Botschafter im Lager der Alliirten. Napoleon bot einen Waffenstillstand an, er ward am 4. Junius zu Pläswitz bei Striegau auf sechs Wochen abgeschlossen und zu Poischwitz bei Jauer bis zum 10. August verlängert, am 17. August, dem Todestage des großen Friedrich, sollten die Feindseligkeiten wieder beginnen. Das bereits besetzte Breslau räumten die Franzosen.

Das Schicksal Europas ruhte jetzt in Oestreichs Händen. Napoleon war des östreichischen Kaisers Schwiegersohn, er bot Oestreich Schlesien und Illyrien an, Rußland sollte ganz Polen erhalten, der Rheinbund sollte bis zur Oder ausgedehnt werden, Preußen, das verhaßte Preußen nur, sollte aufgeopfert werden; Napoleon hatte das ausdrücklich bereits zu Anfang April dem östreichischen Cabinette eröffnen lassen. Oestreich aber entschied sich anders, es ließ die Eifersucht auf Preußen fallen, es entschied sich für die Sache Deutschlands. Der Friedenscongreß versammelte sich zu Prag unter Oestreichs Vermittlung; Napoleon wartete die Entscheidung in seinem Hauptquartiere zu Dresden ungeduldig ab. Endlich am 15. August kehrte sein Botschafter, der Graf von Narbonne, aus Prag zurück. Napoleon beredete mit ihm und seinem Minister des Aeußern die Bedingungen, die Oestreich stellte. Es verlangte die Aufgabe Polens, das wieder unter die drei nordischen Mächte getheilt werden sollte und die Freilassung Deutschlands mit dem Rhein als

Grenze. Oestreich erklärte später in seinem Kriegsmanifeste ausdrücklich: „Der Kaiser hielt die Wiederherstellung der preußischen Macht für den ersten Schritt zur Wiederherstellung des politischen Systems von Europa; die Gefahr in der sie jetzt schwebte, sah er ganz wie seine eigne an.“ Man sah Napoleon mit seinen beiden Ministern mit großen Schritten auf dem Rasen vor dem Marcolinischen Palais, in dem er damals wohnte, auf und nieder gehen, ihn selbst nachdenklich mit auf den Rücken gelegten Händen in der Mitte der beiden Minister. Plötzlich blieb er stehen und machte eine Bewegung mit der Hand, als stieße er die angebotenen Friedensvorschläge von sich. Er ging dann mit funkelnden Augen durch den Saal der Marschälle, stieg in den Wagen und fuhr in die Lausitz nach Schlesien zu.

Der Zutritt Oestreichs zu den Verbündeten verstärkte ihre Macht um 200,000 Mann. Der Kaiser Franz hatte schon zu Anfang Juni Wien verlassen und sich, um den Alliirten nahe zu sein, nach Gitschin, der ehemaligen Residenz Wallenstein's, in Böhmen begeben. Das Hauptquartier Alexander's war auf dem Stolberg'schen Schlosse Peterswaldau bei Reichenbach in Schlesien, das Friedrich Wilhelm's in Neudorf. Der östreichische Feldmarschall Fürst Carl von Schwarzenberg übernahm den Oberbefehl über sämmtliche Bundestruppen. Sie theilten sich in drei Armeecorps. Fürst Schwarzenberg übernahm den Befehl der Hauptarmee des böhmischen Heers von 237,000 Mann. Es waren meist Oestreicher, die Corps von Liechtenstein, Colloredo, Klenau, Bi-

anchi, Langenau, Radeczky, Hardegg, Mesko. Dazu kamen noch 80,000 Preußen und Russen, die preußischen Corps von Kleist, Ziethen und Prinz August von Preußen und die russischen von Wittgenstein, Barclay de Tolly, Miloradowitsch, Ostermann, Yermoloff und Knorring, nebst den russischen Garden unter dem Großfürsten Constantin. Außerdem arbeiteten noch im Hauptquartier Schwarzenberg's, dem die drei Monarchen folgten, Moreau, Jomini, Wolkonsky, Neworowsky, Toll, Lanskoy, der russische Staatssecretair Nesselrode und der englische Gesandte Cathcart. Das Commando der zweiten schlesischen Armee kam an Blücher, sie bestand aus 95,000 Mann, dem preußischen Corps von York und dem russischen unter Sacken, Langeron und St. Priest. Die dritte, die Nordarmee endlich, 150,000 Mann befehligte der Kronprinz Bernadotte von Schweden. Hierzu gehörten 24,000 Schweden, die preußischen Armeecorps von Bülow und Tauentzien, das russische von Winzingerode und das des hannöverischen Generals Grafen Wallmoden, der 25,000 Mann Hannoveranern, Engländer, Mecklenburger und Russen, die russisch-deutsche Legion und das Lützow'sche Freicorps unter sich hatte. Der Operationsplan, am 12. Juli bereits zu Trachenberg in Schlesien entworfen, ging dahin: Napoleon, sobald er gegen eines der drei verbündeten Heere vorbreche, mit den beiden andern in die Flanke und in den Rücken zu fallen.

Norddeutschland war während der Tage des Augusts 1813, wo der Krieg wieder losbrach, durch

wochenlange Regen und Stürme, wie dereinst zur Zeit der Römerschlacht im Teutoberger Walde heimgesucht. Wie in Rußland durch das Eis und den Schnee, so litten die Franzosen durch den Regen, sie blieben im feuchten Boden stecken oder ertranken in den angeschwollenen Flüssen. Die Gewehre gingen in der Nässe nicht los, die Schlachten mußten mit dem Bajonnette und mit der Kolbe ausgefochten werden.

Napoleon war nach Schlesien aufgebrochen, er wollte Blücher'n mit der schlesischen Armee zuerst in einer Hauptschlacht vernichten. Dem Plane gemäß wich aber Blücher dieser aus, er zog sich, als er nach mehreren Gefechten vom 18. bis 23. August merkte, daß die französische Hauptschlacht ihm gegenüberstehe, aus seiner Stellung bei Löwenberg am Bober hinter Jauer zurück. Unterdessen brach das Schwarzenbergische böhmische Heer über das Erzgebirge nach Sachsen herein und auf Dresden los, Napoleon mußte von Blücher ablassen und am 23. August nach der Elbe zurückgehn, er ließ Macdonald mit 80,000 Mann in Schlesien zurück. Sobald Blücher Kunde von dieser Veränderung erhielt, ging er wieder vorwärts. Macdonald setzte über die Päffe der Katzbach, in der Nähe von Jauer; man ließ ihn ruhig hinüber, um ihn in eben diese Päffe, wenn man ihn geschlagen, zurückzuwerfen. Als Macdonald seinen Uebergang bewerkstelligt hatte, rief Blücher: „Nun habe ich genug Franzosen herüber, nun Kinder, frisch vorwärts!“ Es war am 26. August, Nachmittags 2 Uhr. Ein furchtbares Regenwetter brauste, der Erdboden war mit Schlamm bedeckt oder von den Fluthen weggeschwemmt, die Flüsse

und Bäche tosten schäumend von den Bergen herab, die ganze Gegend war wie mit einen düstern Schleier eingehüllt. In diesem Wetter entbrannte die Schlacht auf allen Seiten. Blücher selbst, den richtigen Augenblick erfassend, zog seinen Degen und führte seine Schaaren zu einem Reiterangriff in Macdonald's Flanke. Dieser Angriff entschied die Schlacht, der Marschall ward von den steilen Ufern herab in die übergetretenen Wasser der Katzbach und der Neisse, über die die Brücken fortgeschwemmt waren, gesprengt, das ganze französische Corps löste sich in wilder Flucht auf; ein Quarée der französischen Grenadiere ward von den Preußen mit der Kolbe förmlich erschlagen, es deckte zur Pyramide verwandelt den Boden. Blücher erbeutete 103 Kanonen und machte 18,000 Gefangene. Macdonald mußte dem Kaiser berichten: „Sire, votre armée du Bobre n'existe plus!" Von dieser Schlacht an der Katzbach an hieß Blücher „der Marschall Vorwärts": er ward zum Feldmarschall von dem König ernannt und später von der Stätte dieses ersten wichtigen Siegs zum Fürsten von Wahlstadt. Die Russen aber nannten Blücher den kleinen Suwarow. Mit der Schlacht an der Katzbach ward Schlesien befreit.

Während hier in Schlesien einer der französischen Generale durch die preußischen Waffen der schlesischen Armee besiegt ward, ward auch ein anderer von der Nordarmee geschlagen. Der Marschall Oudinot hatte von Napoleon den Befehl erhalten, mit 80,000 Mann nach Berlin zu ziehen und es wegzunehmen. Am

23. August traf ihn Friedrich von Bülow, der Bruder des genialen unglücklichen Dietrich Bülow bei Groß-Beeren, ganz in der Nähe, nur zwei Meilen südlich von Berlin. Im Regen gingen auch hier die Gewehre nicht los, die brandenburgische und pommersche Landwehr schlug mit der Kolbe darein. Das Dorf ward von Bülow genommen, die Franzosen mußten fliehen, draußen zerstreute sich alles in Busch und Sumpf und in die düstere Heide. Bülow erbeutete sechsundzwanzig Kanonen und machte mehrere Tausend Gefangene. Oudinot ging über die Elbe nach Torgau zurück, Berlin war gerettet.

Nicht so glücklich, als die preußischen Waffen bei Groß-Beeren und an der Katzbach, war das böhmische Heer unter Schwarzenberg, das am 25. August Abends mit dem Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm vor Dresden eintraf. Napoleon war am 26. aus Schlesien wieder angekommen, früh neun Uhr war er in Dresden. Nachmittag vier Uhr begann die Schlacht gleichzeitig mit der an der Katzbach. Die Verbündeten standen in einem großen Halbkreis, den vor Dresden die Elbe von Blasewitz bis Priesnitz macht. Der Mittelpunkt ihrer Stellung waren die Höhen von Räcknitz: rechts davon bis Blasewitz standen die Russen und Preußen; links davon bis Priesnitz die Oestreicher. Kaiser Alexander's und Schwarzenberg's Hauptquartier war in Nöthnitz, das Friedrich Wilhelm's in Lockwitz. Sechs große Angriffszüge von 300 Kanonen begleitet, rückten auf die befestigte Stadt los, um die vor den Schlägen aufgeführten französischen

Redouten zu beschießen und zu erstürmen. Der Hauptkampf war zwischen dem großen und Moszinskyschen Garten; ein Bataillon Oestreicher unter Colloredo eroberte die Redoute vor dem letzteren Garten; die Preußen unter Kleist rückten bis zum Dohnaischen Schlage, aber die junge und endlich die alte Garde Napoleon's warfen Preußen wie Oestreicher zurück, die Verbündeten mußten auf allen Punkten wieder in ihre Stellungen auf den Anhöhen weichen. Der Hauptverlust traf die Alliirten am folgenden Tage, Murat umging sie auf der Straße nach Freiberg und nahm ihren äußersten linken Flügel, 12,000 M. Oestreicher mit ihrem General Mesko gefangen. An demselben Tage, den 27. um Mittag, fiel Moreau an der Seite Alexander's auf dem Hügel bei Räcknitz. Schwarzenberg mußte über die Gebirgsstraßen das Heer nach Böhmen zurückführen, sein Nachtquartier war am Schlachtabend mit dem Kaiser Alexander im Dorfe Reichstedt bei Dippoldiswalde, in diesem Städtchen übernachtete der König von Preußen. Das Heer nahm den Rückzug unter großen Gefahren und nur zwei Glücksfälle rettete es vor der völligen Vernichtung. Der eine war die glückliche Besiegung Vandamme's im Treffen bei Kulm am 30. August durch Friedrich Heinrich Ferdinand Emil Kleist von Nollendorf, der den bei Magdeburg geschändeten Namen Kleist wieder zu Ruhm und Ehren brachte. Vandamme hatte schon am Tage vor der Dresdner Schlacht mit der Hinweisung darauf, den Marschallsstab sich zu verdienen, den Befehl erhalten, mit 30,000 Mann auf der

Pirnaischen Straße über Berggießübel, Peterswalde und die Rollendorfer Höhe vorzugehen, um Schwarzenberg den Weg nach Böhmen zu verlegen. Er trieb den äußersten rechten Flügel der Verbündeten unter dem russischen Grafen Ostermann vor sich her. Sein Hauptquartier war am zweiten Tage der Dresdner Schlacht auf dem Schlosse Sonnenstein bei Pirna. Im Eingang des Töplitzer Thales nahm Ostermann am 29. August mit seinen russischen Garden bei Kulm eine feste Stellung und er hielt hier, wie ein zweiter Leonidas, Vandamme den ganzen Tag auf. Von der Behauptung dieses Punktes hing das Heil der verbündeten Heere, der Erfolg des Feldzugs und das Bestehen des großen Völkerbunds ab. Schwarzenberg war noch in Altenberg mit Alexander, Friedrich Wilhelm, bei dem Hardenberg war, hatte sein Hauptquartier mit Kaiser Franz und Metternich in Töplitz. Während Franz nach Laun zurückging, begab sich der König von Preußen selbst nach dem Schlachtfeld, den Muth der Truppen in dem kritischen Momente, wo alles auf dem Spiele stand, befeuernd. Vandamme stand auf den Höhen von Kulm und Arbesau, der steile Geiersberg schützte seine rechte Flanke. Vom Geiersberg und von der Rollendorfer Gebirgsstraße herab erwartete er die Hülfe des Kaisers, der mit gesammter Heeresmacht das Bundesheer verfolgte. Um Mittag des 30. Augusts erschien aber, mitten im Gefecht Vandamme's mit dem von Schwarzenberg mit dem Oberbefehl betrauten Barclay de Tolly, Kleist in Vandamme's Rücken. Er war von Fürstenwalde oberhalb des Geiersbergs

über Streckenwalde quer übers Gebirg auf Nollendorf gegangen. Oberst Carl Wilhelm Georg Grolmann, jetzt Chef des Generalstabs Kleist's, hatte sich durch genaues Studium der Feldzüge des siebenjährigen Kriegs diese bei der Gefangennehmung des Finkschen Corps bei Maxen wichtig gewordene Straße eingeprägt, die Erinnerung daran tauchte im glücklichen Momente empor. Von drei Seiten, den Preußen, Oestreichern und Russen gefaßt, mußte nun Vandamme mit 8—10,000 Mann und einundachtzig Kanonen sich ergeben. Der zweite Glücksfall, der die Verbündeten auf dem gefährlichen Gebirgsrückzuge rettete — die Verwirrung war schon so groß, daß drei Tage die Lebensmittel ausgegangen und 112 preußische Kanonen ohne Bespannung auf dem Gebirge stehen geblieben waren — war die plötzliche Abspannung, die Napoleon traf und ihn in der Verfolgung mit gesammter Macht, die Vandamme mit Recht erwarten mußte, aufhielt. Seine Absicht war die Zurückziehenden gänzlich abzuschneiden. Er zog deshalb am 28. August am Tage nach der Schlacht die Pirnaische Straße. Da auf einmal gegen Abend in Berggießhübel, man sagt in Folge der hier ihm zugekommenen Depesche Macdonald's von der Schlacht an der Katzbach, die mit den Worten anfing: „Sire, votre armée du Bobre n'existe plus" überfiel ihn ein Erbrechen und ein plötzlicher Wahn vergiftet zu sein. Er verlor acht kostbare Stunden in einem elenden Waldwirthhause an der Straße, wo er im heftigsten Schweiße liegend, durchaus unzugänglich war. Er kehrte sodann nach Dresden zurück, die

schon von Dresden nach Böhmen ausgerückten Garden erhielten Gegenbefehl. Die weitere Verfolgung ward Murat und den Marschällen Marmont, St. Cyr und Victor überlassen. Diese Marschälle bewiesen bei weitem weniger Nachdruck dabei, als Vandamme und so ward dieser, allein vorgeschoben, Preis gegeben. Hätten die Garden Napoleons, die von Dresden über Rollendorf Vandamme nachgesandt worden waren, keinen Gegenbefehl erhalten, so hätten dieselben Kleist auf den Höhen von Rollendorf getroffen. Solche plötzliche Abwechselungen der gänzlichen Abspannung mit der vorhergehenden höchsten Spannung waren Napoleon schon früher zugestoßen; sie hatten ihn verhindert, bei Wagram die Oestreicher völlig zu vernichten, wie Wrede ihm angedeutet hatte und eben so an der Moskwa die Russen, wie Ney rieth. Eine solche Abspannung ging auch später dem entscheidensten Augenblicke seines Lebens, der Abdankung in Fontainebleau, voraus, wo er Alles verloren gab, während er sich noch hinter die Loire zurückziehen konnte.

Die Gefangennehmung Vandamme's war besonders durch den moralischen Eindruck wichtig, den sie unmittelbar nach der verlorenen Dresdner Schlacht auf die Armee und die öffentliche Meinung in Deutschland machte. Zwei andere günstige Ereignisse, die die Sache der Verbündeten hoben, waren — wieder durch preußische Waffen — die Siege bei Dennewitz ohnfern Jüterbock 6. Septbr. durch Bülow, der seitdem von Dennewitz hieß, gegen Ney und bei Wartenburg zwischen Wittenberg und Torgau 3. Oct. durch York, der seitdem von Wartenburg hieß, gegen Bertrand.

Bülow erfocht den Sieg bei Dennewitz gegen Ney, der den Plan, Berlin zu nehmen, welcher Oudinot mißlungen war, wieder aufnehmen sollte, mit nur 40,000 gegen 80,000. Er nahm achtzig Kanonen und machte mehrere tausend Gefangene. Der Sieg bei Wartenburg war der Ehrentag der schlesischen Landwehr. Die Folge desselben und des bewundernswürdigen Elbübergangs Blücher's bei Wartenburg am 3. October nach dem Eilmarsche von Bautzen her, womit er Napoleon sehr unangenehm überraschte, war die Vereinigung des schlesischen Heers mit dem Nordheer, dessen Führer, der schwedische Kronprinz, bisher den Krieg sehr lau geführt hatte und der nun genöthigt war, Ehren halber am zu gehen. Die Vereinigung beider Heere erfolgte in 4. October bei Acken und bei Dessau Elbe über die Düben mitternächtlich von Leipzig.

Diese Bewegung Blücher's brachte die Entscheidung, mit welcher Schwarzenberg eben so wie Napoleon zurückhielt. Raumer erzählt in seinen Erinnerungen, ohne es zu verbürgen, daß der König von Preußen an Gneisenau von Töplitz aus nach Bautzen dreimal Befehl geschickt habe, links zu marschiren, um sich mit der großen böhmischen Armee zu vereinigen. Gneisenau soll das drittemal zurückgeschrieben haben: „Ew. Maj., mein Kopf steht zu ihrem Befehl, aber wir kommen nicht.“ — Blücher marschirte statt links rechts. Ganz dasselbe wiederholte sich noch einmal im Februar 1814 in Frankreich.

Schwarzenberg brach mit der böhmischen Armee übers Erzgebirge, Dresden rechts lassend, in der Rich-

tung auf Leipzig herein, sein Hauptquartier war zu Marienberg am 5. October. Napoleon aber mußte Dresden und die Elbe verlassen, um nicht in seinem Rücken von Frankreich abgeschnitten zu werden. Er war, immer im Gefolge seiner 58,000 Mann starken Garden, zehnmal und immer ohne Erfolg aus Dresden, dem Centrum seiner Stellung, herausgebrochen: östlich nach Breslau und Schlesien gegen den alten Blücher, nördlich gegen den Kronprinzen nach Berlin und den Marken und südlich gegen die große Armee von Schwarzenberg in Böhmen. Funfzig Tage hatten diese steten Hin- und Hermärsche gedauert. Wie in Moskau verweilte er auch zu lange in Dresden. Seine Zufuhr war ihm schon abgeschnitten, viele Mannschaft gefangen oder getödtet worden, alle Wege waren unsicher, das Lützow'sche Freicorps fing seine Couriere auf und man erfuhr aus den Briefen die mißliche Stimmung in seinem Heere. Nach einer aufgefangenen Liste waren von 350,000 Mann nur noch 208,000 übrig. Zu dem allen kam noch der drohende Abfall der Baiern unter Wrede. Er konnte nun nicht länger in Dresden bleiben. Am 7. October verließ Napoleon Dresden in Begleitung des Königs von Sachsen, St. Cyr mit 30,000 Mann blieb, weil er, wie immer, Alles erhalten wollte, als Besatzung zurück. Zum Gouverneur von Torgau ernannte Napoleon den Diplomat Narbonne. „Hierin, schrieb Gentz an Rahel, wittern seine eignen Leute, wie aus einem aufgefangenen Briefe hervorgeht, Wahnsinn. Die Franzosen sind sehr herunter, moralisch und physisch;

Napoleon selbst aber immer problematischer. Metternich (der, als Gentz schrieb, mit ihm in Prag war) bleibt dabei, daß man sein heutiges Benehmen eben so wenig erklären kann, als warum zuweilen eine hübsche Frau einen häßlichen Kerl liebt, daß es umsonst ist, darüber viel zu spintisiren. Es ist so. Gott hat ihn geschlagen. Er soll zu Grunde gehen. Metternich ist äußerst heiter und muthig. Er geht nicht mehr nach Töplitz, indem der Kaiser sich morgen früh (7. October) mit Sack und Pack nach Kommotau begiebt. Das Töplitzer Stück ist ausgespielt. Eine neue Scene beginnt. — Man fängt sehr stark an zu glauben, daß Napoleon ohne ein Wunder seine Person nicht mehr retten kann. Klar ist, daß das Wasser ihm an die Seele geht; denn zwischen dem 8. u. 9. Oct. sollen die Vorposten der drei großen Armeen in Leipzig zusammentreffen, und dazwischen haben die Partisane alle Straßen, Flüsse, Brücken &c. besetzt."

Napoleon zog jetzt auf Düben, er hoffte hier Blücher zu treffen, er wollte ihn vernichten. Aber als er am 10. Octobe in Düben eintraf, erfuhr er, Blücher sei bereits über die Saale gegangen. Mißmuthig mußte Napoleon vier langweilige Tage in dem kleinen Städtchen zubringen, bis seine Armeen in Leipzig, wohin er nun ziehen mußte, sich gesammelt hatten. Man hat ihn in diesen Tagen vor einem großen Tische sitzend und tief in Gedanken versunken, geschäftslos große Fracturbuchstaben malend gesehen. Am 14. Oct. Mittags war er in Leipzig, am 15. ordnete er die Schlachtordnung an. Sein Heer, 180,000 Mann

stark, war rund um die Stadt aufgestellt in einer Entfernung von $1^1/_2$ Stunden, allein das Corps Bertrand's stand bei Lindenau, nur eine halbe Stunde von Leipzig. Der Kern der Franzosen befand sich südöstlich von der Stadt, dem heranziehenden Heere Schwarzenberg's entgegen, zu Wachau. Napoleon's Hauptquartier war am 15. zu Reudnitz auf der Straße nach Dresden in dem Landhause des Kaufmann Vetter.

Schwarzenberg war über Marienberg, Chemnitz und Borna herangekommen. Am 14. erfolgte auf der hohen Ebene zwischen Wachau und Liebertwolkwitz mit Murat's Schaaren eins der glänzendsten und größten Reitergefechte, die die Geschichte jemals aufzählt. Am 15. empfing Napoleon die Nachricht von der Vereinigung der Baiern mit Oestreich in Folge des Rieder Vertrags vom 8. October. An demselben 15. Abends acht Uhr ließ Schwarzenberg drei große weiße Racketen in den dunkeln Himmel aufsteigen, um an der andern Seite von Leipzig dem schlesischen Heere Blücher's das verabredete Zeichen zu geben. Blücher meldete sich, als bei Skeuditz eingetroffen, durch vier rothe Racketen, die gegenüber im Norden aufstiegen. Dagegen fehlten noch in der Schlachtlinie der Verbündeten der Kronprinz von Schweden, der noch nordwärts von Leipzig am 14. bei Köthen stand — von Morgen her das russische Armeecorps Bennigsen's — und von Mittag her das östreichische Hieronymus Colloredo's, die beide aus Böhmen nachgerückt waren. Sie trafen erst am 17. Abends auf dem Schlachtfelde

ein. Die Gesammtmacht der Alliirten betrug über 300,000 Mann. Schwarzenberg drang darauf, immer doppelt so stark als Napoleon zu sein, er meinte, Napoleon allein ist 100,000 Mann.

Der Morgen des 16. Octobers, der Morgen des ersten Tags der dreitägigen Entscheidungs- und Befreiungsschlacht brach an; er war düster und ein eisiger Octobernebel bedeckte die Gegend. Bald nach neun Uhr gaben drei Kanonenschüsse das Zeichen, da theilten sich die Wolken, der Himmel wurde und blieb den ganzen Tag über heiter. Der Geschützesdonner erhob sich: 800—1000 Kanonen der Alliirten brüllten gegen 600 der Franzosen. Die Erde erbebte davon im wörtlichen Sinne, in Leipzig klirrten davon fortwährend die Fenster. Die ältesten Soldaten versicherten ein solches entsetzliches Krachen der Schlacht noch niemals gehört zu haben. Napoleon befand sich hinter Wachau, dem Centrum seiner Stellung, nördlich von diesem Dorfe in der Allee stand sein roth saffianener Feldsessel und war sein mit Landkarten belegter Feldtisch aufgeschlagen; Schwarzenberg leitete die Schlacht von dem Kirchthurme zu Gautsch; Alexander und Friedrich Wilhelm befanden sich auf dem Hügel hinter Güldengossa. An diesem Tage waren eigentlich zwei Schlachten: die Schlacht bei Wachau zwischen Schwarzenberg und Napoleon und die Schlacht bei Möckern zwischen Blücher und Marmont, jene im Süden, diese im Norden von Leipzig; den Raum zwischen Schwarzenberg und Blücher, die Stellung im Osten der Stadt, sollten die noch nicht eingetroffenen

Corps des Kronprinzen von Schweden und Bennigsen's einnehmen. Schwarzenberg ließ das Centrum Napoleon's in Wachau durch den Prinzen Eugen von Würtemberg angreifen, sein rechter Flügel unter Klenau bemächtigte sich des Kolmbergs bei Liebertwolkwitz und der linke Flügel unter Kleist nahm Markleeberg. Die französische Schlachtlinie wich zurück, selbst Napoleon mußte mit den Garden nach der Schäferei von Meusdorf zurückgehen. Aber um Mittag ordnete er einen furchtbaren Angriff, indem er rechts und links von Wachau aus dem Kerne seines Fußvolks, seiner Reiterei und seiner Geschütze zwei starke Schlachtkeile bilden ließ, die so unwiderstehlich vorrückten, daß die Mitte der Schlachtlinie Schwarzenberg's hinter die beiden Flügel geworfen und von ihnen beinahe abgeschnitten wurde. Nachmittags drei Uhr sandte Napoleon schon die Siegesbotschaft nach Leipzig an den König von Sachsen, er schrieb ihm: „on se cassera le nez;“ er ließ in Leipzig und allen umliegenden Dörfern alle Glocken läuten und rief fröhlich aus: „le monde tourne encore pour nous!“ Indeß gelang es Schwarzenberg, die Gefahr abzuwenden, indem er die östreichische Reserve unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg gegen den rechten Schlachtkeil Napoleon's vorrücken ließ und dadurch die Verbindung seines Centrums mit dem linken Flügel wieder herstellte. Den linken Schlachtkeil der Franzosen, den 150 zusammengebrachte Kanonen unterstützten, unter dem Artilleriegeneral Drouot, warf Schwarzenberg selbst aus dem schon halb eroberten Dorfe

Güldengossa heraus. Hier hatten die französischen Kuirassiere unter Murat bereits eine Batterie von sechsundzwanzig Stücken genommen, nur noch einige hundert Schritte waren sie von dem Hügel entfernt, wo Alexander und Friedrich Wilhelm die Schlacht überblickten, nur der sumpfige Bach von Güldengossa lag noch dazwischen; da stellte sich Schwarzenberg, selbst den Degen ziehend, an die Spitze der Donschen Leibgarde-Kosacken Alexander's, die Franzosen wurden geworfen, die Geschütze bis auf zwei wieder erobert. Ein zweiter Angriff Murat's auf Güldengossa Abends fünf Uhr wurde ebenfalls zurückgeschlagen. Abends sieben Uhr standen die beiden Armeen fast in denselben Stellungen, wie sie am Morgen gestanden hatten. Der Vortheil des Tags war aber entscheidend für Napoleon, er hatte sich gegen den Angriff Schwarzenberg's behauptet. Eben so glücklich, wie Napoleon selbst, waren rechts neben ihm Poniatowsky in Dölitz und Bertrand in Lindenau gewesen. Poniatowsky nahm in Dölitz den östreichischen General Meervelдt gefangen, Bertrand schlug den östreichischen General Giulay von Lindenau zurück. Meervеldt hatte Poniatowsky von der Pleisse nach Leipzig zurückwerfen, Giulay die Hand reichen und so Napoleon von seinem Rückzuge nach der Saale abschneiden sollen. Poniatowsky ward zur Ehre dieses Tages von Napoleon zum Marschall erhoben: es war der letzte Marschall des Grand Empire.

Während im Süden und Westen von Leipzig von den Oestreichern bei Lindenau und Dölitz unglücklich,

bei Wachau ohne Erfolg gekämpft wurde, erfochten dagegen die Preußen unter Blücher im Norden der Stadt bei Möckern einen desto glänzenderen Sieg. Blücher kam mit dem preußischen Corps York und den russischen Corps Langeron und Sacken von Halle und war bald nach Mittag zur Stelle. Gerade als Napoleon in Leipzig die Glocken läuten ließ, ward der Marschall Marmont aus Möckern geworfen. Zwar war der Kampf ungemein blutig, dreimal ward das brennende Dorf, wo funfzig französische Kanonen aufgestellt waren, von York im Sturme genommen und dreimal wieder verloren, endlich gelang es der letzten Reservebrigade Horn, die Batterien links vom Dorfe in der Waldgegend nach Eutritsch mit dem Bajonnette zu nehmen; einige Pulverwagen der Franzosen flogen auf und vermehrten die Verwirrung derselben; noch widerstanden die Bataillone der Garde-Mariniers, da kamen die brandenburgischen Husaren in ihren Rücken und vernichteten sie. Die Franzosen wurden über die Parthe geworfen, bis dicht an Leipzig herangedrängt, vierundsechzig Kanonen erobert. An diesem Tage legitimirte sich York zu dem mit einer ungeheuern Verantwortlichkeit begleitet gewesenen grimmig ernsten Schritte der Convention von Tauroggen: York's Sieg bei Möckern war entscheidend für die ganze Leipziger Schlacht. Blücher's Nachtquartier war am Abend zu Groß-Wideritzsch, das Marmont's zu Schönfeld. Napoleon brachte die Nacht auf dem Schlachtfelde zu: in einem der ausgetrockneten Teiche bei Meusdorf ohnfern Wachau in seinem blau aus-

geschlagenen Zelte. Er empfing hier den General Meerveldt und ernannte Poniatowsky zum Marschall. Alexander brachte die Nacht mit Schwarzenberg in Rötha, Friedrich Wilhelm in Borna zu.

Der 17. October war ein Sonntag. An demselben that Napoleon unbegreiflicher Weise nichts. Er ließ die Verstärkungen der Verbündeten eintreffen. Er schickte den gefangenen General Meerveldt an seinen Schwiegervater Kaiser Franz, um mit ihm zu unterhandeln. Dieser General hatte schon dreimal sich als Unterhändler bewährt: er hatte den Waffenstillstand von Leoben ausgewirkt, den darauf abgeschlossenen Frieden von Campo Formio nach Wien gebracht und endlich in der Nacht von Austerlitz das mit Bleistift geschriebene Zettelchen mit den ersten Waffenstillstandsanträgen des östreichischen und russischen Kaisers Napoleon eingehändigt. Kaiser Franz aber ging diesmal nicht auf die durch Meerveldt überbrachten Friedensvorschläge ein.

Am 18. October war der große Kreis um Napoleon geschlossen, der ihm nur einen schmalen Weg zum Rückzuge nach der Saale über Weißenfels beließ. Mit Blücher hatte sich der Kronprinz von Schweden vereinigt, der am 17. Abends zu Breitenfeld eingetroffen war. Zwischen diesem vereinigten schlesischen und Nordheer im Norden der Stadt und der böhmischen Armee Schwarzenberg's im Süden, war Bennigsen im Morgen der Stadt in Naunhof eingerückt und verband nun diese beiden Armeen. Von allen diesen drei Seiten, von Mitternacht über die

Parthe herüber gegen Ney und Marmont, von Morgen über Holzhausen gegen Macdonald und von Süden gegen Napoleon selbst geschah der Angriff. Napoleon hatte seine Linien von Wachau und Liebertwolkwitz nach Probstheyde zurückgezogen und dieses Dorf zum Mittelpunkt seiner Stellung gemacht. Hier standen 20,000 Mann Garden und Murat befehligte hier. Der rechte Flügel unter Poniatowsky lehnte sich noch immer an die Pleisse. Napoleon selbst hielt zwischen Poniatowsky und Probstheyde auf der Straße dahin auf einem Hügel bei der durchschossenen Quandt'schen holländischen Tabaksmühle ohnfern vom Thonberg vor dem Grimmaischen Thore. Seit zwei Uhr Nachts war er vor den Teichen von Meusdorf zu Pferde gestiegen, hatte das Schlachtfeld durchritten, in Reudnitz den Marschall Ney, in Lindenau Bertrand besucht. Gegen acht Uhr war er wieder in Stötteritz und nahm in einem der dortigen Landhäuser das Frühstück. Schlag acht Uhr begann die Schlacht. Die Nacht war dunkel und regnicht gewesen, der Tag ward heiter und sonnenbeglänzt. Auf dem linken Flügel der Verbündeten eroberte der Erbprinz von Hessen-Homburg gegen Poniatowsky das Dorf Dölitz, das am 16. nicht hatte erobert werden können. Der Hauptkampf war im Centrum der französischen Stellung in Probstheyde. Auf der Erhaltung dieses Dorfs beruhte Napoleon's Rettung. Wittgenstein und Kleist marschirten gegen diesen Schlüssel der französischen Stellung, der mit vielen Schanzen gedeckt war. Nachmittags zwei Uhr drangen die Preußen

unter Prinz August und Pirch ein, aber sie konnten sich nicht behaupten. Napoleon sprengte im Galopp herbei und ließ wieder 150 Kanonen aufführen. Das Blutbad war hier so entsetzlich, daß die Truppen der Verbündeten nicht mehr über die Todtenhaufen hinwegsteigen konnten. Die halbe preußische Garde fand hier ihr Grab. Die drei Monarchen, die in der Nähe auf dem s. g. Monarchenhügel bei Meusdorf links von der Straße von Borna nach Leipzig hielten, wo Schwarzenberg die Schlacht lenkte, gaben Nachmittags 4½ Uhr selbst den Befehl, das Stürmen des Dorfs aufhören zu lassen. Von allen Punkten des Schlachtfelds, ausgenommen Probstheyde, waren Siegesnachrichten zu Schwarzenberg eingelaufen.

Rechts von Schwarzenberg im Morgen der Stadt, stand Bennigsen mit seinen Russen, dem östreichischen Corps Klenau und dem preußischen Corps Ziethen gegen Macdonald. Die Oestreicher und Russen eroberten Holzhausen, die Preußen Zuckelhausen, der Marschall Macdonald ward nach Stötteritz in der Nähe von Probstheyde gedrängt.

Am glücklichsten wieder focht das schlesische Heer unter Blücher, vereinigt mit dem Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden. Beide Feldherren hatten zeither wegen den Operationen Zerwürfnisse mit einander gehabt, sich aber am Morgen zu Breitenfeld in des Kronprinzen Hauptquartier gesprochen. Dieser wollte seine Schweden schonen, weil er sie zum Kriege gegen das mit Frankreich verbündete Dänemark brauchte, dem er Norwegen abgewinnen wollte. Er verlangte

30,000 Mann von Blücher, um an der Schlacht Theil zu nehmen und Ney herzhaft anzugreifen. Blücher willigte ein, stellte sich aber unter des Kronprinzen Befehl, um seine Truppen selbst anzuführen. Der Kronprinz wollte auf einem weiten Umwege über die Brücke bei Taucha über die Parthe setzen, Blücher ließ ihm wissen, er werde ihn bei Abtnaundorf erwarten und ging mit den Russen unter Langeron viel näher bei Leipzig, bei Mockau sofort über den Fluß, obgleich das Fußvolk bis an den Gürtel ins Wasser gehen mußte. Die Franzosen wichen vor Blücher nach Schönfeld zurück; als sie verfolgt wurden, ging hier das sächsische Husaren- und Uhlanenregiment zu den Verbündeten über. Um Mittag hatte der Kronprinz Taucha erreicht und drang nun zwischen Blücher rechts und Bennigsen links vor, so daß der Angriffsring von der Parthe bis zur Elster vollständig sich schloß. Abends zwischen fünf und sechs Uhr ward Schönfeld nach vierstündigem Kampfe von Langeron erstürmt, Marmont wich nach Reudnitz dicht an die Thore von Leipzig zurück. Der Kronprinz war unterdessen auf Ney bei Paunsdorf an der Dresdner Straße gestoßen. Nachmittags drei Uhr nahm Bülow das Dorf. Vier Uhr gingen die sächsischen und würtembergischen Truppen, aus der Schlachtlinie zwischen Paunsdorf und Sellerhausen austretend, zu den Verbündeten über. Dies war die Krisis. Napoleon konnte jetzt nur noch für den Rückzug kämpfen. Er sprengte, als er die Nachricht von dem Austreten der Sachsen und Würtemberger erhielt, in Galopp von

der Tabaksmühle nach Reudnitz und sandte, um die Lücke auszufüllen, seine ganze reitende Garde unter Nansouty mit vielem Geschütz dem unter Bülow vordringenden Nordheere des Kronprinzen über Möllkau in die linke Flanke und in den Rücken. Aber der östreichische General Bubna, der vor Stötteritz stand, änderte schnell seine Fronte und warf sich den Franzosen entgegen. Der Engländer Bogue, der bei dem Kronprinzen sich befand, lud das Geschütz der übergetretenen Sachsen mit den Congrevschen Raketen und feuerte sie auf die französischen Gardereiter und die Vierecke des Fußvolks Ney's. Sieben dieser Raketen platzten in den Vierecken und die Franzosen, brennend wie Kerzen, bei lebendigem Leibe, rasten im Felde herum, die Vierecke lösten sich auf, die russischen Reiterschaaren unter Orourk, Pahlen, Manteuffel und Benkendorf vernichteten sie. Immer weiter auf der Dresdner Straße nach Leipzig zu drang nun Bülow vor, er nahm auch noch Sellerhausen, die Franzosen wurden bis nach Volkmarsdorf unter die Thore Leipzigs zurückgedrängt.

Am Abend des heißen Tages war Napoleon's Halbkreis um Leipzig herum in ein schwaches Dreieck zusammengedrängt, das in Probstheida auf der Grimmaischen Straße seine Spitze hatte und mit einer Seite rechts nach der Pleiße bei Connewitz an der Bornaischen Straße hinlief, mit der andern Seite links über Stötteritz nach Volkmarsdorf an der Dresdner Straße dicht vor Leipzig. Wurde einer der Schenkel

dieses Dreiecks am 18. October durchbrochen, Leipzig erstürmt, so war Napoleon verloren.

Schon von zehn Uhr Morgens an war General Bertrand mit seinem Corps aus Lindenau auf Weißenfels nach der Saale zu zum Rückzug aufgebrochen. Hinter ihm zogen der Troß und das Geschütz, die Armeebeamten, die Ordonnateurs en chef, die Kriegscommissaire, die Blutsauger der verschiedensten Art. Alle diese Gäste zogen jetzt ab, um nicht wieder zu kommen. Das siebenjährige Reich Frankreichs in Deutschland war zu Ende. Gerade sieben Jahre vor dem 18. October 1813 waren im Jahre 1806 nach der Jenaischen Schlacht die ersten Franzosen in Leipzig unter Davoust eingerückt.

Am Abend dieses 18. saß Napoleon, überwältigt von den Anstrengungen auf dem am Tage von ihm eingenommenen Posten auf dem Hügel beim Thonberg vor dem Grimmaischen Thore neben der zerstörten Quandt'schen Tabaksmühle. Er hatte sich ein Wachtfeuer anzünden lassen und weil sein Feldgepäck schon vorausgeschickt war, einen hölzernen Schemel und ein kleines Tischchen aus einem benachbarten Gartenhause bringen lassen. Berthier dictirte den Adjutanten die Rückzugsbefehle. Rings herum in der Nacht brannten die unzähligen Wachtfeuer seiner eignen Armee und der dicht davor stehenden Alliirten. Der Schlummer dauerte etwa eine Viertelstunde, dann erhob er sich, blickte verwundert im Kreise umher und ritt sodann nach Leipzig hinein, wo er gegen neun Uhr eintraf

und zum letztenmal im Hôtel de Prusse vorm Petersthore schlief.

Nach Mitternacht, als der Mond aufging, setzte sich das ganze französische Heer durch den Rannstädter Steinweg und Lindenau nach der Saale zu in Bewegung, voran die Garden. Am Morgen des 19. neun Uhr kam Napoleon zur Stadt, um noch einen Abschiedsbesuch bei dem König von Sachsen zu machen; dann gegen zehn Uhr brach er von Leipzig auf. Er wollte mit Murat durchs Rannstädter Thor nach Lindenau, wo die vorausgesandte alte Garde seiner harrte. Er ritt vom Thomäischen Hause, wo der König von Sachsen wohnte, über den Markt nach der Hainstraße, um zu dem Thore zu kommen. Aber es war von dem flüchtenden Trosse gesperrt, weder die Furcht vor seinem Anblick, noch die Säbelhiebe seines Gefolgs konnten Bahn machen. Napoleon mußte umkehren und auf einem langen Umwege durch die beiden Fleischergassen zum inneren Petersthor und durch dasselbe um die Stadt herum nach dem äußeren Rannstädter Thor reiten. Schon zeigten sich hier die russischen Scharfschützen Langeron's vom schlesischen Heere, die durch das Rosenthal vorgedrungen waren: Blücher war überall am rüstigsten hinter Napoleon her. Napoleon blieb, wie immer, kühl und gelassen, bediente sich jedoch öfters eines Riechfläschchens. Kaum hatte er bei der kleinen Funkenburg die Elsterbrücke passirt, so flog sie hinter ihm auf; in Lindenau blieb er, so in Sicherheit, sodann noch bis Nachmittag drei Uhr. Mehrere Schriftsteller, unter

andern auch der russische General Danielewsky Michailowsky in seinen Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge von 1813 sind der Meinung, daß Napoleon nur wegen seiner persönlichen Rettung die Brücke habe sprengen lassen. Eine spätere, im dritten Band des Spectateur militaire mitgetheilte amtliche Erörterung hat aber dargethan, daß der von Napoleon am 18. erlassene Befehl dahin gelautet habe, die Brücke erst dann zu sprengen, wenn das ganze Heer in Sicherheit sein würde. Die Brücke am Elstermühlgraben war dem Oberstlieutenant Montfort untergeben. Er begab sich gegen Mittag zum Fürsten von Neufchatel nach Lindenau, um zu erfahren, welcher Theil des Heeres den Nachtrab bilden werde. Er ließ einen Sappeur-Corporal mit drei Sappeurs an der Brücke zurück mit dem Befehle, diese nicht eher als bei Annäherung des Feinds und nur auf den Befehl eines Stabsoffiziers zu sprengen. Während dem erschienen die Langeron'schen Scharfschützen und Niemand war da, sie zu vertreiben. Der Sergeant glaubte, der Augenblick sei gekommen; er ließ die gelegten Flatterminen anzünden. Dadurch wurden 10,000 Mann abgeschnitten. Unter ihnen befanden sich die Marschälle Macdonald und Fürst Poniatowsky. Beide hatten sich nach der Pleissenburg zurückgezogen, von hier suchten sie den Weg nach Lindenau auf. Macdonald entkam mit Hülfe seines guten Pferds über Pleisse und Elster. Poniatowsky bahnte sich mit gezogenem Degen mit seinem Gefolge und einigen polnischen Kuirassieren einen Weg durch die ihn

verfolgenden Russen. Zweimal verwundet rettet er sich durch die Pleisse, verliert hier aber sein Pferd und besteigt ein andres. Er reitet nun durch die zwischen Pleisse und Elster befindlichen Gärten, ohne eine Brücke über die Elster zu treffen. Er wagt, die russischen Scharfschützen hier erblickend, an der Stelle des Reichenbach'schen Gartens vor dem Japanischen Hause, wo ihm nachher das Denkmal errichtet wurde, den Satz über den hochgeschwollenen, schlammigen Fluß, aber sein Pferd schlägt im Wasser mit ihm über, den zweimal Verwundeten verläßt die letzte Kraft, Roß und Reiter verschwinden und kommen nicht wieder zum Vorschein. Erst fünf Tage darauf, am 24. October ward sein Leichnam aufgefunden. Schon bei seiner Geburt, sagt man, soll ihm der Tod „durch eine Elster" geweissagt worden sein.

Während dieser Vorfälle auf der Fluchtseite der französischen Armee am westlichen Thore der Stadt nach Lindenau zu, waren die verbündeten Heere nach und nach auf die andern drei Stadtthore im Osten, Süden und Norden losgedrungen, nachdem sie sich der hartnäckig vertheidigten Außenwerke und Vorstädte bemächtigt hatten. Der Kampf war hier noch einmal furchtbar, Angriff und Vertheidigung wurden mit Erbitterung, Wuth, ja wahrem Blutdurst unternommen; von 10,000 Mann, die gegen 10,000 Mann fochten, wurden noch 5000 kampfunfähig gemacht. Die preußischen Truppen des Bülow'schen Corps vom Nordheer des Kronprinzen von Schweden, die von Schönfeld und Reudnitz nach dem östlichen Grimmaischen

Thor vordrangen, waren die ersten, die in der Nähe des Schönfelder Schlags durch ein hölzernes Thor und dann durch eine Quergasse in die Stadt brachen. Halbzwölf Uhr ertönte der tiefe Hörnerklang der pommerschen Scharfschützen durch die Straßen Leipzigs. Bald darauf erstürmte der Prinz von Hessen-Homburg an der Spitze der ostpreußischen Landwehr, von Schweden und Russen unterstützt, das äußere Grimmaische Thor. Nach einem heißen Kampfe wurden die französischen Kanonen am innern Grimmaischen Thore genommen und das Nordheer hielt seinen Einzug. Mit aus den Fenstern wehenden Tüchern empfing man die Befreier, Jungfrauen und Frauen erschienen mitten unter dem Kugelregen, um die Stürmenden mit Wein und Branntwein zu erquicken. Die Franzosen wehrten sich von Straße zu Straße mit der höchsten Tapferkeit. Ein Bataillon junger Garde hielt sich, während die Preußen schon in die Stadt vorgedrungen waren, noch immer lange auf dem Johanniskirchhof in der Grimmaischen Vorstadt gegen die andrängenden preußischen Tirailleurs. Heldenmüthig brach das Bataillon zuletzt in geschlossenen Gliedern im Sturmschritte vor, um sich durch die Stadt mit dem Bayonnete durchzuschlagen. Wohl geordnet kamen sie die Grimmaische Gasse herab, wurden aber hier von Preußen und Schweden wieder zurück nach dem Kirchhof getrieben und retteten sich nun in die Kirche, wo sie zum Theil hinter dem Altar hervorgezogen wurden; was nicht niedergehauen war, mußte sich ergeben. Eben so ward die Bürger-

schule durch die Franzosen von Stockwerk zu Stockwerk, von Classe zu Classe vertheidigt, die letzten Franzosen mußten aus den Fenstern herabgestürzt werden, man erstach sie unten mit den Bayonneten.

Gleichzeitig mit dem Nordheer war links von demselben das Corps Bennigsen's über Stötteritz nach dem Grimmaischen Thore vorgedrungen. Klassig, ein Freiwilliger, ein geborner Leipziger, zeigte die gelegensten Stellen, um vorwärts zu kommen. Das Bennigsen'sche Corps zog theils durch das Grimmaische Thor, theils links über den Roßplatz hinweg durch das Petersthor in Leipzig ein. Bennigsen stellte sofort, nachdem er auf dem Markte die sächsische Wache das Gewehr hatte strecken lassen, dem König von Sachsen ein Bataillon zur Deckung.

Das Hauptheer Schwarzenberg's, bei welchem die Monarchen sich befanden, war über Probstheida vorgerückt. Beim Thonberge, wo Tags vorher Napoleon seinen Standpunkt gehabt hatte, machten die verbündeten Herrscher Halt, um mit den Abgeordneten des Königs von Sachsen, des Leipziger Magistrats und des Marschall Macdonald zu unterhandeln. In Folge dieser Unterhandlung ward beschlossen, die Stadt mit dem Sturme zu verschonen und sich mit der Erzwingung der Thore zu begnügen. Die Angriffssäulen setzten sich hierauf nach dem Petersthore, dem südlichen Thore Leipzigs, in Bewegung. Voran rückte das Wittgenstein'sche Corps. Als es mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen defilirte, ritt Alexander an jeden einzelnen Schlachthaufen heran

und nahm seinen Soldaten das feierliche Versprechen ab, sich großmüthig gegen die Besiegten zu bezeigen und den bisher ohnehin hart gedrückten Einwohnern Leipzigs nicht beschwerlich zu fallen. Nach dem Wittgenstein'schen Corps zogen die Preußen vom Kleist-schen Corps. Auf dem Wege erhielt man die Nachricht, daß das Grimmaische Thor schon von Bülow und Bennigsen genommen sei, der am Petersthore aufgestellte Feind ward von Bennigsen in den Rücken genommen, so ging auch das Petersthor an die Verbündeten über.

Etwas später rückte das schlesische Heer unter Blücher über Pfaffendorf durch das nördliche Hallesche Thor in Leipzig ein. Der Posten von Pfaffendorf und der Halleschen Vorstadt lag der französischen Rückzugslinie von Lindenau am nächsten, ward also mit der möglichsten Hartnäckigkeit vertheidigt. Erst als die Preußen des Nordheers unter Bülow eingerückt waren und die Franzosen sich im Rücken bedrängt sahen, gaben sie ihre Stellung auf und nahmen nach Lindenau ihre Flucht.

Es war Mittags um ein Uhr, als der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, während am Halleschen und Rannstädter Thore der Kampf noch fortwährte, ihren Einzug durch das Grimmaische Thor hielten. Vor ihnen war schon der Kronprinz von Schweden durch dasselbe Thor eingeritten. Etwas später traf Kaiser Franz ein. Die eingerückten Truppencorps der Verbündeten bildeten Reihen und ließen ihre Kriegsmusik schallen. Auch die französischen und

Rheinbundstruppen, die gefangen genommen worden waren, begrüßten nach Kriegsweise die Sieger und ließen ihr Spiel rühren. Das eroberte Geschütz — 350 Kanonen wurden erbeutet und vor dem Petersthore aufgefahren — gab die Ehrenschüsse. In die Musik und in den Donner der Kanonen mischte sich der Jubel der Einwohner der Stadt, die aus den bis in die höchsten Stockwerke mit Menschen gefüllten Fenstern jedem vorübergehenden Zuge ihr Lebehoch zuriefen. Auf dem Markte am Thomäischen Hause, wo der König von Sachsen wohnte, kam der Kronprinz von Schweden den beiden Monarchen entgegen. Er hatte sich lange und freundlich mit dem König Friedrich August unterhalten, um ihm die Entfernung anzudeuten und zu vermitteln, in die er zu den alliirten Fürsten durch die Verhältnisse und sein Verhalten gekommen sei. Während Alexander vom Pferde stieg und auf der Straße mit dem Kronprinzen einige Worte wechselte, blieb Friedrich August in der Hausflur des Thomäischen Hauses stehen. Alexander bemerkte ihn nicht. Der König ließ dann um eine persönliche Zusammenkunft bitten, man antwortete ihm aber nicht und einige Stunden später überbrachte ihm der Geh. Rath von Anstetten die Erklärung des russischen Kaisers, daß er ihn als seinen Gefangenen betrachte.

Auf dem Marktplatz umarmten sich die verbündeten Monarchen und Feldherrn und dankten Gott für den verliehenen Sieg. Unterdessen kam Blücher vom Halleschen Thor her. Der Kaiser Alexander ging ihm entgegen und führte ihn König Friedrich Wilhelm

als den Befreier Deutschlands auf und entgegen. Friedrich Wilhelm dankte ihm mit Rührung.

Die Truppen bezogen ein Bivouac rings um die eroberte Stadt. Die preußischen und russischen Garden bildeten die Besatzung von Leipzig. Noch an dem Siegestage musterten die drei Monarchen ihre noch vom Pulverdampf geschwärzten Truppen. Ein langer Zug bewegte sich aus der Stadt, voran eine Abtheilung der ungarischen Nobelgarde, von oben bis unten mit Silber bedeckt, so daß man kaum die Farbe ihrer Uniform entdecken konnte; hierauf die drei Monarchen, rechts Alexander, in der Mitte Franz, links Friedrich Wilhelm; dann die Prinzen der verschiedenen Häuser, an der Spitze die Kronprinzen von Schweden und Preußen und der Großfürst Constantin; dann die commandirenden Generale, unter denen besonders Blücher neben Schwarzenberg hervorleuchtete; endlich die große Zahl von Divisions- und Brigadegeneralen und Adjutanten; den Zug beschloß eine Abtheilung preußischer Garde du Corps, die bei Probstheida Wunder gethan hatte und vom Schlachtfeld gerade zur Parade kam, und von den russischen Gardekosacken, die selbst von riesenhafter Länge auch noch auf sehr hohen Satteln saßen, so daß sie, wie Augenzeugen versichern, wie die Napoleonische Dromedar-Cavalerie in Aegypten sich ausnahmen.

Die drei Monarchen durchzogen die Reihen der Truppen: bei jedem Bataillon schlugen die Tambours, rührte die Feldmusik das Spiel und ein enthusiastisches Hurrah empfing die Herrscher und Heerführer. Kaiser Franz ritt ein schönes Pferd, aber es ging ruhig und

der Kaiser saß ruhig, fast theilnahmlos auf demselben, der lange Paradezug schien ihn zu langweilen; er trug einen einfachen grauen Rock über seiner weißen Uniform, rothe Beinkleider und einen Hut brodirt mit Treffen. Der schöne ritterliche Alexander ritt einen herrlichen, dunkelbraunen Engländer, sein Pferd courbettirte und er selbst machte fortwährend rechts und links verbindliche Complimente. Der König Friedrich Wilhelm, stets ein vorzüglicher Reiter, saß mit königlichem Anstand auf seinem Lichtbraunen und das Pferd ging auch, als wüßte es, daß es einen König trage, stolz und sicher; in dem König war eine liebenswürdige Freundlichkeit mit dem gewöhnlichen Ernste gemischt, es stand eine gewisse Genugthuung in seinem Gesichte zu lesen, daß seine Preußen die Hauptsache zu dem Siege gethan hatten.

Aber der Sieg hatte große Opfer verlangt. Noch sieben Tage nach der Schlacht fand Dr. Reil, dessen Bericht Droysen im Leben York's giebt, 20,000 Verwundete von allen Nationen. Sie wurden „wie die Kälber auf Schubkarren zusammengeklumpt" eingebracht und lagen, „eingeschichtet wie die Heringe in ihren Tonnen, in ihren blutigen Gewändern in dumpfen Spelunken, scheibenleeren Schulen, wölbischen Kirchen." „Nicht ein einziges Bürgerhaus war den gemeinen Soldaten zum Spitale eingeräumt. Der Kinnbackenkrampf in allen Ecken und Winkeln, dazu Hunger, Kälte, Stickluft und Dünste, die der Avernus nicht giftiger aushauchen kann. Dachschindeln zum Schienen der zerbrochnen Glieder. Amputationen mit stumpfen

Messern. Die zügelloseste Phantasie kann sich nicht ein Bild des Jammers in so grellen Zügen ausmalen."

Der Kaiser von Oestreich kehrte nach der Parade wieder nach seinem Hoflager in Rötha zurück, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen übernachteten in der Stadt, ersterer im Hause des Doctor Hillich.

Nach wenigen Tagen Aufenthalt in Leipzig begab sich der König nach Berlin, um Gott an demselben Tage, wo vor sieben Jahren die Franzosen zuerst in Berlin eingerückt waren, für ihre Vertreibung zu danken; er sank am 24. October im Dome mit allem Volke auf die Kniee; er reiste dann nach Breslau und begab sich am 8. November wieder zur Armee ins Hauptquartier nach Frankfurt am Main.

Die Verfolgung Napoleon's wurde von den Alliirten mit Nachdruck betrieben, Blücher war es auch hier wieder, der vorzüglich eifrig hinter seinen Fersen her war. Er sagte immer: „wenn ich den Bonaparte kriege, lasse ich ihn aushauen." Schon in der Nacht vom 18. zum 19. hatte er den York'schen Heerhaufen gen Halle entsendet, um hier die Franzosen bei ihrem Rückzuge zu erwarten. Napoleon ging am 20. October über die Saale bei Weißenfels und weil der Kösener Paß bei Naumburg verlegt war, zog er sich rechts auf Freiburg, um von da auf Nebenwegen nach Erfurt zu kommen. Schon bei Weißenfels an der Saale und noch mehr bei Freiburg an der Unstrut erneuerten sich die Scenen der Beresina. Die Franzosen selbst riefen: Voilà cet homme, de la *même* manière qu'il est sorti de la Russie! Die

Mannszucht war entschwunden. Waffen, Kanonen, Munitionswagen bedeckten die Chaussée und die Felder neben ihr weit und breit. In Weißenfels nahm Napoleon Quartier am 20. in dem kleinen Lusthause eines Weinbergs des Bürgermeisters. Er litt unsäglich, er konnte die finstern, vorwurfsvollen Gesichter seiner Soldaten nicht ertragen. Sein sonst so hartes Gemüth war jetzt erweicht. Er enthielt sich aller Anklagen und klagte nur mit seinen Getreuen. In Freiburg hielt er eine kurze Rast. Man will ihn hier durch ein Fenster erblickt haben, wie er, den Kopf auf den Arm gestützt, wie in dumpfe Verzweiflung versunken, dasaß; ihm gegenüber Berthier in einer gleichen Stellung. Beide blieben stumm, Offiziere, die hereintraten, wurden durch eine Handbewegung stillschweigend abgewiesen. Erfurt erreichte Napoleon am 23. October, blieb zwei Tage und zog dann weiter auf der Straße nach Hanau, um Mainz zu gewinnen. Als er den Werthheimer Paß bei Gelnhausen von den Baiern unter Wrede nicht besetzt fand, rief er zufrieden aus: „Der Weg ist frei, jetzt findet unser Rheinübergang kein Hinderniß mehr!“ Am 30. und 31. October schlug er sich bei Hanau durch Wrede durch, am 2. November erreichte er Mainz. Hier blieb er sechs Tage, am 9. November war er wieder in Paris. Von 300,000 Mann brachte er nur noch 70,000 über den Rhein.

Durch Baierns Uebertritt im Rieder Vertrag vom 8. October war der Rheinbund aufgelöst worden. Am 2. November trat auch Würtemberg zu den Alliirten.

Deutschland wurde nach und nach von den Franzosen gesäubert, die Festungen capitulirten, zuletzt erst nach abgeschlossenem Frieden Erfurt, Magdeburg und das von Tettenborn im Anfang des Jahrs befreite, aber von Davoust wieder besetzte Hamburg. Auch Holland, die Schweiz und Italien fielen ab von Frankreich.

Das Hauptquartier der verbündeten Monarchen blieb bis gegen Ausgang des Jahres zu Frankfurt am Main. Hier bot man Napoleon nochmals die Rheingrenze an. Oestreich wünschte den Krieg bald beendigt, es wünschte nicht einmal den Rhein zu überschreiten. Metternich gab Napoleon zu verstehen, daß es höchlich unangenehm sei, „einen Krieg mit Baschkiren und Kosacken führen zu sollen." Preußen dagegen war dafür, Napoleon dürfe nicht geschont werden, und nicht bloß Napoleon, Frankreich müsse gedemüthigt werden. So war wenigstens die Meinung der Energischen unter den preußischen Staatsmännern und die Meinung des Heers, namentlich des schlesischen Heers und Blücher's. Napoleon versäumte, den günstigen Augenblick zu benutzen, er ernannte nur, um Oestreich zu gewinnen, Coulaincourt, der das Vertrauen Metternich's erworben, zum Minister des Auswärtigen, es ward ein Friedenscongreß zu Chatillon an der Seine anberaumt. Unterdeß aber nahm der Krieg seinen Fortgang. Es ward in einem großen Kriegsrathe, dem außer den beiden Kaisern und König Friedrich Wilhelm, der Fürst Schwarzenberg, Graf Barclay de Tolly, Graf Pozzo di Borgo, Feldmarschall Blücher, der Kronprinz von Würtemberg und

Graf Wrede beiwohnten, der Winterfeldzug, der ungesäumte Weiterangriff Napoleon's in Frankreich beschlossen. Es ward beschlossen, mitten durch den stählernen Gürtel, den Frankreich in seinen dreiundsiebzig festen Plätzen von Dünkirchen bis zu den Alpen um sich hat, auf den kürzesten Wegen nach Paris vorzugehen. Und zwar in drei großen Armeecorps: südlich bei Basel durch die Schweiz Fürst Schwarzenberg mit der Hauptmacht, bei welcher sich auch wieder die Monarchen befinden sollten — nördlich durch die Niederlande das Nordheer unter Bülow, der sich schon in Göttingen von dem nach Holstein und Dänemark ziehenden Kronprinzen von Schweden getrennt hatte — endlich in der Mitte das schlesische Heer unter Blücher. Die Hauptmacht unter Schwarzenberg sollte auf der einen Seite durch das südliche Frankreich sich mit Italien und auf der andern Seite mit den Engländern und Spaniern, die über die Pyrenäen eingedrungen waren, in Verbindung setzen, in den Ebenen der Champagne aber mit dem schlesischen Heere Blücher's zusammentreffen und dieses Heer wieder seine Verbindung mit dem Nordheer Bülow's in den Niederlanden zu gewinnen suchen. Das Gesammtheer, welches in Rüstung stand, betrug eine Million, die Hälfte davon betrat das Kampffeld in Frankreich. Zwei Monate hatte man gezaudert, wie aus einem gewissen Grauen, den französischen Boden zu betreten.

Der Hauptheld des Kriegs in Frankreich ward wieder Blücher. Mit einem kräftigen Aufrufe an seine alten Truppen, mit einem herzlichen Gruße an

die nachrückenden neuen, nahm er am Jahresschluß Abschied vom deutschen Boden und setzte gerade in der Neujahrsnacht 1814 bei Koblenz und bei Mannheim über den Rhein. Auf französischem Boden angelangt, suchte er nun unaufhaltsam vorwärts auf die Hauptstadt loszukommen. Er bemächtigte sich Lothringens und stand am 19. Januar mit Schwarzenberg in den Ebenen der Champagne. Napoleon ging am 23. Januar von Paris nach dem Kriegsschauplatz ab, am 25. Januar war er in Chalons an der Marne, hier war der Mittelpunkt der Stellung seines Heers, das 60,000 Mann stark war. Ihm standen die Verbündeten mit 200,000 Mann entgegen. Blücher's Plan war, schnell auf Chalons vorzudringen, um Napoleon's Gesammtmacht auf sich zu lenken und sie dann links auf das Hauptheer Schwarzenberg's zu ziehen. So nur und nicht anders hoffte er diesen zu einer thätigen Mitwirkung zu drängen. Schwarzenberg war gerade das Gegentheil von Blücher. So lebhaft und stürmisch Blücher war, so bedächtig und langsam bewegte Schwarzenberg sich. Er ward durch eine Menge Rücksichten zum Zögern und Zaudern, Bedenken und Rasten, Abwarten und Ausweichen bestimmt. Das Hauptaugenmerk der östreichischen Politik war Italien; ehe man nicht zuverlässige Nachricht erhielt, daß die Eroberung dieses Landes geglückt sei, war der östreichische Feldherr im Interesse seines Cabinets in den Angriffsplänen auf Paris nicht zu beflügeln. Eine nicht minder dringende Rücksicht für

Oestreich, dessen Kaiser der Vater der Gemahlin Napoleon's, der Großvater des Königs von Rom war, war, die Dinge nicht auf das Aeußerste kommen zu lassen. Oestreich suchte Napoleon zu halten, um ein Gegengewicht gegen Rußlands steigenden Einfluß zu behalten. Endlich mochte wohl auch Oestreich über Preußens Popularität bange werden, die immer mehr und mehr in Deutschland überhand nahm.

Den ersten großen Zusammenstoß mit Napoleon auf französischen Boden hatte Blücher am 1. und 2. Febr. zu Brienne, einem Schlosse, wo einst Napoleon die Kriegsschule besucht hatte, das die Wiege seiner kriegerischen Laufbahn gewesen war. Blücher war so glücklich die Schlacht bei Brienne, freilich mit 80,000 M. gegen 36,000, zu gewinnen, Napoleon büßte 6000 Menschen und dreiundsiebzig Geschützstücke ein und was weit wichtiger war, er verlor immer mehr den Nimbus der Unbesiegbarkeit, der ihn in der Meinung des französischen Volks so hoch erhoben hatte. Alexander, von der Wichtigkeit des glücklichen Ausgangs der ersten Schlacht in Frankreich durchdrungen, umarmte damals auf der Höhe von Trannes, wo er mit Franz und Friedrich Wilhelm dem Verlaufe des Kampfes zugesehen hatte, den Siegesboten Blücher's, seinen Adjutanten, Grafen Nostitz, mit den Worten: „Sagen Sie dem Feldmarschall, daß er allen seinen früheren Siegen die Krone aufgesetzt hat!“

Blücher's Meinung vor und nach der Schlacht bei Brienne war und blieb es, daß man mit vereinter

Macht geraden Wegs nach Paris vordringen solle, wodurch der Krieg nach wenig Märschen beendigt sein würde. Im Hauptquartier der verbündeten Monarchen war aber eine große Anzahl Stimmen fürs Diplomatisiren, sowohl mit Napoleon, als mit der bourbonischen Partei in Paris. Am 5. Februar begannen die Verhandlungen des Congresses zu Chatillon an der Seine. Von Seiten Napoleons erschien hier Coulaincourt, Herzog von Vicenza, dem der Kaiser, wie erwähnt, weil er nicht nur Metternich, sondern auch Alexandern angenehmer war, an Maret's Stelle das Ministerium des Aeußern vertraut und dem er carte blanche gegeben hatte. Von Seiten der Großmächte erschienen zwar nicht die Minister des Auswärtigen selbst, obwohl sie, Metternich, Hardenberg, Nesselrode, sämmtlich im Hauptquartier waren, oder wie Castlereagh erwartet wurden, aber die nächststehenden, einflußreichsten Diplomaten, für Rußland der Graf Rasumoffsky, für Oestreich der Graf Stadion, für Preußen der Freiherr Wilhelm von Humboldt, für England die Lords Aberdeen und Cathcart, und der General Stewart, Castlereagh's des Ministers des Aeußern Bruder. Man bot Napoleon nicht mehr die Rheingrenze, wie in Frankfurt, sondern die Grenzen von 1792. Das glaubte Vicenza nicht annehmen zu dürfen. Er holte neue Instructionen ein und sie lauteten dahin: „Napoleon begehre die Rheingrenze, das Königreich Italien für Eugen und Entschädigungen für die übrigen Napoleonischen Dynastien.“ Das ward abgeschlagen, damit hatte der Congreß ein Ende

— die Unterhandlungen dauerten aber noch bis gegen März; von Seiten Oestreichs wünschte man den Frieden, namentlich um Rußlands Einfluß, der auf dem Congreß zu Chatillon der überwiegende war, zu begegnen. Wie mit Napoleon, unterhandelte man mit den Abgesandten der bourbonischen Partei in Paris. Wenige Tage vor der Schlacht bei Brienne war la Harpe, zeither Gesandter der Schweiz bei der französischen Regierung, einst Lehrer des Kaisers Alexander, in Barsur Aube eingetroffen und hatte die Versicherung überbracht, daß ein großer Theil des französischen Senats gegen Napoleon gestimmt sei. Die Diplomaten suchten nun Blücher zu beweisen, daß Napoleon auch ohne Krieg vom Throne werde herunter steigen müssen, da in Frankreich eine Partei zu Gunsten der Bourbons aufgestanden sei, die ihn stürzen wolle. Blücher aber sagte ihnen ins Gesicht: „Die Hundsfötterei der Franzosen ist keine Revanche für uns. Wir müssen ihn herunterwerfen, wir. Aber ihr meint Wunder, wie klug ihr seid — man Geduld! Sie werden euch schon die gehörigen Nasen drehen und ihr werdet noch so lange fuchsschwänzen und politisiren, bis wir die Nation wieder auf dem Halse haben. Aber dann fährt euch das Donnerwetter an den Kopf.“ Er schrieb von Brienne aus an Schwarzenberg: „Wir müssen nach Paris. Napoleon hat in allen Hauptstädten von Europa seine Visite gemacht; sollen wir weniger höflich sein als er?“ Blücher drang aber diesmal noch nicht durch. In dem am 2. Februar im Schloß zu Brienne

abgehaltenen Kriegsrathe ward beschlossen, daß, da man für die vereinigten Armeen auf einer einzigen Straße nicht hinreichende Verpflegungsmittel finden könne, man sich trennen müsse. Blücher erhielt den Befehl an der Marne über Chalons, Chateau Thierry und Meaux zu operiren, während Schwarzenberg an der Seine über Troyes und Fontainebleau vorgehen wolle.

Es folgten auf diesen Beschluß die Gefahren des Februars. Napoleon entfaltete nach der Schlacht von Brienne noch einmal das große alte Feldherrngenie von 1796. Die beiden Armeen zogen getrennt und ohne Verbindung unter einander ihren Weg nach Paris. Blücher's Vortrab erreichte die Gegend von Meaux und war noch kaum zwei Tagemärsche von der Hauptstadt entfernt. Gleichzeitig näherte sich die Spitze des Schwarzenbergischen Heers längs der Seine und Yonne dem Ziele, sie drang bis Monterau, wo die Yonne in die Seine einfällt, auf der Straße nach Fontainebleau vor. Aber jetzt wendete sich das Kriegsglück. Die Absonderung der beiden großen Heere wurde das Verderben Blücher's und brachte auch Schwarzenberg um alle Vortheile. Napoleon warf sich auf die getrennten Corps der nach Paris marschirenden schlesischen Armee, er vernichtet den General Olsufiew mit dem Nachtrab des vorausziehenden Sacken'schen Corps, am 10. Februar bei Champaubert, er schlägt sodann entscheidend Sacken selbst am 11. bei Montmirail, dann den Sacken nachfolgenden York am 12. bei Chateau Thierry, am 13. Ziethen mit der Avantgarde des Kleist'schen Corps, und Blücher endlich mit

dem Kleist'schen Corps zuletzt ziehend, wird am 14. über den Wald von Etoges nach Chalons zurückgeworfen. „Das war, schreibt Raumer als Augenzeuge in seinen Erinnerungen, der bedenklichste, verhängnißvollste Augenblick im ganzen Krieg. Blücher, Gneisenau, Prinz August Ferdinand, Kleist, Grolmann und viele andere höchst bedeutende Männer schienen dem Tode verfallen: große Massen französischer Reiterei waren vorausgeeilt und hatten den Rückzug abgeschnitten. Der Prinz August Ferdinand zog den Degen und rief: „Lieber wollen wir uns alle niederhauen lassen, als uns ergeben!“ Ein Viereck preußischer Infanterie wurde gebildet, ich sehe noch die hohe Heldengestalt Grolmann's, der mit großer und muthiger Ruhe den Soldaten Muth einsprach. Wir setzten uns nun mit dieser Infanterie in Marsch und schlugen uns durch die französische Cavalerie durch, wobei eine russische Batterie mit wohlgerichtetem Kartätschenfeuer uns unterstützte. So kamen wir in den Wald und glaubten die Gefahr hinter uns zu haben. Allein vorgeeilte französische Cavaleristen waren im Walde abgesessen und schossen mit Carabinern auf uns. Russische Artillerie schlug sich auf der Straße retirirend, wir ritten zwischen ihrem Zuge und dem Chausséegraben; es ist ein Wunder, daß wir nicht alle fielen.“ Darauf warf sich Napoleon auf das Schwarzenbergische Heer, er schlägt am 18. den Kronprinzen von Würtemberg bei Montereau über die Seine zurück, das ganze Schwarzenbergische Heer machte eine

rückgängige Bewegung bis hinter Troyes. In diesen Tagen war es, wo die Verbündeten den Kaiser Napoleon den letzten Friedensantrag machten, mit der Grenze Frankreichs vom Jahre 1792. Napoleon erhielt diesen Friedensantrag auf dem Schlosse Sürville bei Monterau, er rief voll Unwillen aus: „Die Verbündeten vergessen, daß ich Wien näher bin, als sie Paris.“ Es ward darauf von den verbündeten Monarchen und Feldherrn am 23. Februar ein Kriegsrath gehalten und in diesem beschlossen, daß das Schwarzenbergische Heer den Rückzug bis Chaumont und Langres an der Marne fortsetzen solle. Dagegen verbanden sich die drei Monarchen mit England am 1. März 1814 zu Chaumont zu einem neuen Bündniß gegen Napoleon auf zwanzig Jahre, jede der vier Großmächte versprach 150,000 Mann streitfertig zu halten. Nichtsdestoweniger erklärte Metternich noch am 8. März: „er hoffe doch den Frieden, England sei stark genug, ihn wollen zu können. Schließe Napoleon ihn aber jetzt nicht, so würden die durchdringen, die einen Vernichtungskampf wollten.“ Ja selbst am 18. März, da die Unterhandlungen ihr Ende erreicht hatten, versicherte er noch: „daß er alles thue, um Castlereagh noch einige Tage im Hauptquartier zu halten.“ Sei dieser abgereist, so werde kein Friede mehr geschlossen. Auch Blücher hatte zufolge des Kriegsrathsbeschlusses vom 23. Februar zurückgehen sollen, er hatte aber mit Bestimmtheit erklärt, daß er einen weitern Rückzug nicht mitmachen werde. Er äußerte damals, als er den Befehl zum Rückzug erhalten hatte: „Wir müssen allen beiden ein

septleva biegen, dem Bonaparte und unsern lieben Brüdern, daß ihnen die Augen über- und ufgehn, das hilft nu Alles mal nichts. Druf, das hilft!" Er pflegte "die Wische" wie er die einlaufenden Depeschen in seiner starken Sprache nannte, schon lange vorher erst dann, wenn ihm seine einmal beschlossenen Manövres gelungen waren, zu öffnen und darauf sich in sehr expressive Herzensergießungen auszuströmen: "Hab ich's doch gesagt, das ist gewiß wieder von dem überschlauen Metternich, dem listigen Esel, ausgeheckt; hätt' ich dem Schafskopf gefolgt, so wäre schon längst das ganze Hauptquartier zum Teufel!" Der Oberst von Grolmann erwirkte Blüchern in Bar sur Aube die Zustimmung der Monarchen zu seinem Plane, in Vereinigung mit dem Nordheer Bülow's und Winzingerode's den Marsch nach Paris zu unternehmen. Die Vereinigung mit dem Nordheer, welches aus den Niederlanden vorgerückt war, gelang ihm glücklich am 3. März. Dadurch hatte nun Blücher eine neue Basis gewonnen. Er lieferte, freilich 100,000 Mann stark, Napoleon, der nur etwas über 50,000 Mann unter sich hatte, am 9. März die Schlacht bei Laon und gewann sie. Napoleon schrieb sich zwar den Sieg zu, hatte aber sechzig Kanonen und 8000 Soldaten eingebüßt und mußte in seinem Bülletin zugeben: "daß er die Höhen von Laon unangreifbar gefunden habe."

Den unbegreiflichen Umstand, weshalb Blücher den Sieg bei Laon nicht verfolgte, hat Raumer in seinen

Erinnerungen aus einer Mittheilung aus Gneisenau's Munde begreiflich gemacht. Gneisenau brachte noch in Laon dem an einem Augenübel erkrankten Feldmarschall eine Ordre an General York zur Unterschrift. Er lag im Bett. Gneisenau sandte die Ordre, ohne sie noch einmal anzusehen, fort. York fand, daß der Feldmarschall seinen Namen umgekehrt unterzeichnet hatte. Er ging zu Kleist und sagte ihm: „Da sieht man's, der Alte ist wieder verrückt geworden, wie früher in Pommern! So ist's eigentlich Gneisenau, der uns befiehlt, das müssen wir nicht leiden." Beide wollten Prinz Wilhelm an Blücher's Stelle bringen, aber da es nach dem Alter des Patents ging, wäre ein russischer General an Blücher's Stelle gekommen. So unterblieb der Plan und Gneisenau, der sich erbot zurückzutreten, erhielt Befehl zu bleiben. Nur am ersten Schlachttage von Laon war Blücher einige Stunden zu Pferde, von Laon bis Paris mußte er im Wagen gefahren werden. Die Mißverhältnisse bei der Blücher'schen Armee vermehrten noch die Reibungen derselben mit der niederländischen Armee Bülow's. Diese war bei weitem nicht so angegriffen, hatte gute Tage in Belgien gehabt, war trefflich ausgestattet, mit reichlichen Vorräthen versehen und wollte doch von diesen nichts abgeben. „Alle Bülow's sind eigen, für ihre Meinung eingenommen und nicht sehr verträglich," urtheilte Scharnhorst in einem Briefe vom Jahre 1811 an York und von Bülow-Dennewitz insbesondere sein genialer Bruder: „unter uns Brüdern ist er der Beschränkteste, aber darum immer noch der klügste Offizier in der Armee."

Die größte Freude erlebte der alte Blücher, als die frohe Nachricht an ihm gelangte, daß auch nun endlich am 23. März im Hauptquartier zu Pougy in der Champagne nach einem in der Wohnung des Kaisers Alexander abgehaltenen Kriegsrathe der Entschluß durchgedrungen sei, die Unterhandlungen ganz abzubrechen und mit gesammter vereinigter Heeresmacht auf Paris loszurücken, weshalb das Hauptheer, mit ihm Friedrich Wilhelm und Alexander, die Richtung nach Chalons einschlagen und sich mit Blücher vereinigen solle. Kaiser Franz begab sich, aus Rücksicht für seine Tochter, die Kaiserin Marie Luise, nicht mit nach Paris, sondern zu dem Südheer nach Lyon: er ritt mit Metternich und den andern Diplomaten nach Dijon. Als Blücher diese frohe Nachricht erhielt, rief er aus: „Das ist doch einmal eine Nachricht! Nun heißt's nicht mehr blos bei uns, sondern überall: Vorwärts! Das wußte ich wohl, daß mein tapferer Bruder Schwarzenberg doch noch eines Sinnes mit mir werden würde. Nun wollen wir auch bald ein Ende machen!“

Napoleon war nach der gegen Blücher verlornen Schlacht bei Laon wieder gegen Schwarzenberg gezogen, sein Angriff auf denselben in den Gefechten bei Arcis sur Aube am 20. und 21. März wurde aber mit Verlust zurückgewiesen. Nun befand er sich in einer mißlichen Lage, Paris war hinter ihm gefährdet. Um die Verbündeten von der Hauptstadt abzuziehen, beschloß er in ihren Rücken zu gehen und, indem er sie von Deutschland abschnitt, mit Hülfe des aufgeregten

Landvolks einen Gebirgskrieg in ihrem Rücken zu beginnen. Es ward aber, wie erwähnt, von den Verbündeten beschlossen, Napoleon hinter sich lassend, dennohngeachtet nach Paris vorzugehen. Die unzufriedene Stimmung daselbst bestätigte sich immer mehr, einer der einflußreichsten Männer der Hauptstadt, Talleyrand, hatte den Verbündeten geschrieben: „Vous pouvez tout, et vous n'osez rien. Osez donc une fois!“

Der Ruf: „nach Paris!“ electrisirte Alles. Das Schwarzenbergische Heer rückte, während Napoleon östlich gegen St. Dizier zog, westlich nach Vitry, am 24. März war die Verbindung mit dem schlesisch-niederländischen Heere hergestellt, das sich auf Chalons, Rheims, Epernay und Chateau Thierry vertheilt hatte. Am 25. traten beide Heere den Marsch nach Paris an, sie trafen auf die etwa 30,000 Mann starken Marmont und Mortier, die Napoleon zur Deckung der Hauptstadt hinterlassen hatte. Sie erschraken nicht wenig, als sie sich auf einmal durch 200,000 Mann von Napoleon getrennt sahen. Sie wurden, trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit, mit Verlust von mehr als 10,000 Mann und über 100 Kanonen nach Paris zurückgedrängt. Am 29. März entfalteten sich die dunkeln Heersäulen der Alliirten an den Höhen des Montmartre. Der letzte Kriegsrath der verbündeten Fürsten und Feldherrn ward in dem letzten Nachtquartier der Monarchen zu Bondy auf der Straße von Chalons nach Paris gehalten; es wohnten ihm bei: Alexander, Friedrich Wilhelm — Franz kam erst am 15. April nach Paris — Schwarzenberg, Barclay de Tolly

und Nesselrode. Am 30. März, sechs Uhr Morgens, mit Aufgang der Sonne, die einen heitern, schönen Tag verkündigte, fiel der erste Kanonenschuß gegen die zeitherige Hauptstadt der Welt. Von Bondy her bewegten sich die Heersäulen Barclay de Tolly's, mit ihnen erschienen der König, der Kronprinz und der Prinz Wilhelm von Preußen. Eine Stunde später folgte der Kaiser von Rußland. Die Oestreicher und Würtemberger, die sich nur langsam längs der Marne fortbewegen konnten, erschienen erst gegen Mittag auf dem Schlachtfeld, noch später Blücher, der aus einem Versehen den Plan zur Schlacht mit dem Befehle zum Aufbruch erst um sieben Uhr Morgens auf seinem Marsche auf der Straße von Soissons her erhielt. Zum letztenmal schlugen sich die Franzosen mit der heldenmüthigsten Tapferkeit bis Nachmittags drei Uhr, wo Unterhandlungen angeknüpft wurden. Noch einmal verloren die Alliirten gegen 10,000 Mann, darunter über 7000 Russen und gegen 2000 Preußen. Nachmittags drei Uhr, als Barclay de Tolly mit Marmont eine Waffenruhe auf zwei Stunden abgeschlossen hatten, bestiegen Friedrich Wilhelm und Alexander die vom Feinde verlassenen Höhen von Belleville. Vor ihnen lag der Häuser-Ocean der Weltgebieterin, des stolzen, großen, weiten Paris. Weiße Tücher wehten ihnen entgegen, nach allen Seiten ritten Offiziere, die ihre Taschentücher schwenkend, damit das Feuern eingestellt werde, den Truppen die Nachricht von der eben abgeschlossenen Waffenruhe überbrachten. An Blücher gelangten diese

Boten, als eben die Russen unter Langeron den von Mortier besetzten Montmartre zu stürmen sich in Marsch gesetzt hatten. Sie ließen sich, während Mortier mit Marmont wegen Anschluß an die von diesem eingegangene Waffenruhe in Unterhandlung trat, nicht abhalten vom Sturme. General Kapczewitsch bemächtigte sich des Montmartre mit neunundzwanzig Kanonen. Mortier wollte sich nun am Thore von Clichy hinter einer Wagenburg noch vertheidigen, da erschmetterten die Trompeten und verkündeten feierlich den definitiv erfolgten Abschluß des Waffenstillstandes.

Die Unterhandlungen wegen der Capitulation von Paris, die erst zwei Uhr Nachts zum Schlusse kamen, waren nicht nach Blücher's Sinn. Er wollte die Unterwerfung rasch erzwungen wissen; nachher meinte er, könne man bewilligen, was man für gut halte. Indem er vom Montmartre herab die Stadt durch das Fernrohr sich betrachtete, rief er: „Lieber als das Fernrohr, richtete ich meine Kanonen auf das Nest.“ Als die Uebergabe sich länger verzog, als er glaubte, ließ er vierundachtzig schwere Geschützstücke aufpflanzen, und schickte sich zum Uebernachten auf dem Montmartre an. Während dem bestiegen Friedrich Wilhelm und Alexander die Höhe von Chaumont und warfen noch einen Blick auf die eroberte Stadt, die die Strahlen der untergehenden Sonne beschienen. Die auf den Höhen und in der Ebene gelagerten 150,000 M. Truppen stimmten Freuden-Musik und frohe Lieder an. Von den Thoren wehten weiße Tücher und Fahnen.

Die Monarchen kehrten dann mit dem Fürsten Schwarzenberg nach Bondy zurück.

Gegen Napoleon war der russische General Baron von Winzigerode mit 10,000 Mann Cavalerie und reitender Artillerie zurückgelassen worden, um ihn glauben zu machen, das ganze Hauptheer folge ihm. Zwei Tage nach dem Aufbruch der verbündeten Armeen von Vitry am 27. März erfuhr Napoleon nach einem Gefecht mit Winzingerode bei St. Dizier, aus der Aussage der Gefangenen, daß Schwarzenberg und Blücher auf die Hauptstadt losgerückt seien. Er schlug sofort den Weg über Vitry und Troyes ein, um vor ihnen in Paris anzukommen, er erreichte Troyes am 30. Morgens, ordnete hier alles so an, daß sein Heer am 2. April vor Paris eintreffen konnte, trennte sich von den Truppen und eilte nun mit Courierpferden in Begleitung Berthier's und Caulaincourt's auf einem schlechten zweispännigen Fuhrwerk über Feldwege der Straße von Paris zu, auf der ihn zwischen Essone und Villejuif sein Wagen erwartete. Abends zehn Uhr langte er in la Cour de France ohnweit Juvisy an, dem letzten Posthause vor Paris auf der Straße von Fontainebleau her. Die vor den Verbündeten fliehenden zerstreuten Truppenhaufen kamen ihm hier entgegen. General Belliard erscheint, um ihm Mittheilungen über die verlorene Schlacht und die von den Marschällen Marmont und Mortier getroffene Uebereinkunft zu machen. Sprachlos und mit bleichem Gesicht hört der Kaiser, was in seiner Abwesenheit vorgefallen ist. Dicke Schweißtropfen rinnen

ihm von der Stirn. Er entschließt sich endlich auf der Stelle nach Paris aufzubrechen. Man entgegnet ihm, daß dies nach dem geschlossenen Vertrage nicht geschehen könne. Er schickte nun den Herzog von Vicenza nach Paris, um wo möglich noch an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Er wartet, nur durch die Seine von den Vorposten der Verbündeten getrennt, mit zwei Postwagen und einigen Dienern, bis Caulaincourt zurück ist. Morgens vier Uhr trifft dieser ein, er berichtet, daß die Uebergabe der Hauptstadt zwei Uhr Morgens geschehen ist. Napoleon ist außer sich vor Schmerz. Aber er schickt Caulaincourt nochmals ab, um mit Alexander zu sprechen und unter jeder Bedingung ihm die Krone zu retten. Der Großstallmeister besteigt von Neuem das Pferd und verläßt den Kaiser mit den Worten: „Wohlan, todt oder lebendig, ich komme nach Paris und rede mit Alexander.“ Darauf setzt sich Napoleon in den Wagen und fährt zurück nach Fontainebleau. Caulaincourt traf die verbündeten Monarchen noch in Bondy, ward aber hier nicht von dem Kaiser von Rußland empfangen, sondern nach Paris beschieden. Eben als er in Bondy eintraf, wurden die Abgeordneten der Stadt, die Präfecten des Seinedepartements und der Polizei, Deputationen des Generalstabs, der Municipalität und des Offiziercorps der Nationalgarde mit den huldvollsten Versicherungen wieder nach Paris entlassen. Ihre Erzählungen von der freundlichen und gnädigen Aufnahme bei den Monarchen verbreiteten sich schnell durch die Stadt und erhöhten nicht wenig die Gefühle der Bewunderung

und des Vertrauens zu denselben. Man freute sich auf ihren Einzug und schmückte sich festlich zu demselben.

Es war am 31. März 1814 gegen Mittag als der König von Preußen und der Kaiser von Rußland diesen feierlichen Einzug in Paris hielten. Die Garden und die Grenadiere der verbündeten Armeen rückten ein, die andern Truppen, die Truppen, die die Schlachten geschlagen hatten, mußten in der Umgebung von Paris in den Dörfern und Landhäusern bleiben. Es geschah wegen ihres desperaten äußeren Ansehens. Namentlich die Truppen der Avantgarde, die in drei Monaten nicht unter Dach und Fach gekommen waren, kaum ein Hemd gewechselt und nie den Bart geschoren hatten, sahen aus wie Räuber. Aber es wurmte die tapfern Reiterherzen, als die Garden und die übrigen gutmontirten Truppen an ihnen vorüber in die Stadt zogen und ein Herr aus dem Generalstab zu ihnen heran ritt, um ihnen jene Bemerkung zu machen. Ein Oberst erwiederte: „Es mag sein, daß wir wie Räuber aussehen, aber wir sind gesund und können es noch mit allen geschniegelten Herren aufnehmen."

Den Zug der verbündeten Monarchen eröffnete die preußische Gardereiterei. An ihrer Spitze ritten die Monarchen selbst, umgeben von allen in ihrem Hauptquartier befindlichen Prinzen und Generalen. Unter letzteren fehlte nur der Hauptheld, der alte Blücher. Seine Kränklichkeit hatte so zugenommen, daß er schon am vorigen Tage bei der Schlacht sich nicht hatte auf dem Pferde erhalten können, er hatte seine Befehle im

Wagen sitzend ertheilt, mit einem grünseidenen Damenhute auf dem Kopfe, der ihm als Augenschirm diente. Er blieb am 31. noch in seinem Lager, auf dem Montmartre. Der Empfang, den die Monarchen von den Parisern erhielten, war über alle Maßen ausschweifend, es schien, als sei selbst die Erinnerung an den großen Kaiser entschwunden. Augenzeugen, wie Steffens in seiner Lebensbeschreibung, versichern, daß sie sich des tiefsten Schamgefühls in die Seele dieser veränderlichen Bewohner der Hauptstadt der gebildeten Welt hinein nicht zu erwehren vermocht hätten. Diese Leute waren wie bezaubert durch den Glanz der einziehenden Monarchen, ihr Wohlwollen und ihre Huld, das schöne Ansehen und die gute Haltung der Truppen. Tausende waren bis weit vor die Thore entgegengekommen, man schwenkte die Hüte, alles rief: „Es lebe Alexander! Es lebe Friedrich Wilhelm! Es leben unsere Befreier!“ Man streute Blumen auf den Weg, in der Vorstadt St. Martin war der Andrang der jubelnden Menge so groß, daß die Truppen eine Zeit lang nicht weiter marschiren konnten. Alle Straßen, durch die der Zug ging, waren überfüllt, ebenso die Fenster bis zu den Dächern hinauf. Auf den Balconen grüßten die Damen mit ihren Tüchern und klatschten in die Hände. Die Leute auf den Straßen küßten den Monarchen die Füße und die Kleider, man bot den Truppen Erfrischungen an. Auf den elysäischen Feldern hielt der Zug an, es defilirten hier die Truppen in Parademarsch vor den Monarchen. Friedrich Wilhelm stieg

im Hôtel Villeroi in der Straße Bourbon ab, Alexander nahm im Palaste Talleyrand's seine Wohnung.

Caulaincourt ward, nachdem er zwei Tage auf Gehör gewartet, vom Kaiser Alexander mit vieler persönlicher Theilnahme empfangen, erhielt aber im Punkte der Fortdauer der Napoleonischen Herrschaft eine abschlägliche Antwort. Napoleon entschloß sich nun der Krone für seine Person zu entsagen; er wollte sie seinem Sohne unter seiner oder seiner Gemahlin Regentschaft erhalten wissen. Caulaincourt erschien mit diesem neuen Vorschlage vor Alexander, bei dem er Anklang zu finden schien. Aber Napoleon unterließ es, schnell die Entsagungsurkunde auszustellen und die übrigen Verbündeten zu gewinnen. Am 3. April sprach der Senat Frankreichs unter dem Vorsitze Talleyrand's, der der Hauptführer der politischen Bewegungen damals in Paris war und an die Spitze der provisorischen Regierung, die errichtet wurde, trat, die Entthronung Napoleon's für ihn und seine Erben aus. Die gesetzgebende Versammlung trat diesem Senatsbeschlusse bei. Napoleon war wieder in eine seiner Abspannungsperioden verfallen, die ihn lähmte und zu keinem klaren Entschlusse gelangen ließ. Noch immer hatte er eine Waffenmacht von 40,000 Mann in seiner Nähe, er konnte sich hinter die Loire ziehen, den Kriegsschauplatz nach dem innern Frankreich versetzen, die Heere von der Rhone und den Pyrenäen an sich ziehen, selbst nach Italien den Kampf versetzen. Den Zug ins innere Frankreich billigte ein am 2. April zu Fontainebleau gehaltener Kriegsrath. Aber Napoleon verfolgte diesen

Plan nicht, er wollte vielmehr nach Paris. Schon war Befehl ertheilt, am 4. von Fontainebleau aufzubrechen, als seine eigenen Marschälle ihm erklärten, daß sie nicht nach Paris marschiren würden, sie drangen in ihn, dem Throne zu entsagen. Er thut es in ihrer Gegenwart, aber mit Vorbehalt der Rechte seines Sohnes. Caulaincourt, Ney und Macdonald werden mit der Entsagungsurkunde an die Monarchen nach Paris entsendet. Unterdessen aber hat Marmont mit Schwarzenberg capitulirt und seine Truppen sind am 5. Morgens statt nach Fontainebleau nach Versailles aufgebrochen. Als die Marschälle Napoleon's das Entsagungsschreiben überreichten, entgegnete ihnen der König von Preußen: „Die Ereignisse, die einander drängen, gestatten den verbündeten Monarchen nicht, sich in Unterhandlungen mit dem Kaiser Napoleon einzulassen. Frankreichs Wünsche für die Rückkehr seiner angestammten Fürsten geben sich von allen Seiten immer deutlicher kund. Die erste Staatsbehörde, von der Zustimmung ihrer Mitbürger unterstützt, hat Napoleon des Thrones für verlustig erklärt. Es ist nicht Sache der verbündeten Mächte, sich in die Angelegenheiten der französischen Regierung zu mischen und der Erklärung des Senats entgegen dem vom Throne gestoßenen Kaiser Napoleon ein Recht zuzuerkennen, über die Krone Frankreichs zu verfügen.“ Die Marschälle wollten auf diese Erklärung Friedrich Wilhelm's Erörterungen anknüpfen, allein in jedem Augenblick langten Unterwürfigkeitsbezeugungen der Anführer der Truppen und der Verwaltungsbehörden an, die ihre Rede widerlegten. Die

Worte erstarben ihnen auf der Zunge, man entließ sie mit der einfachen Erklärung, daß Napoleon eine unbedingte, völlige Verzichtleistung auf den Thron Frankreichs für sich und seine Familie zu geben habe. Napoleon, in Kenntniß gesetzt, will nun noch einmal die ihm übrig gebliebene Umgebung für den Plan eines Rückzugs nach der Loire oder nach Italien gewinnen. Aber jetzt ist es vergebens, selbst Berthier bleibt kalt, es verläßt ihn einer nach dem andern. Da war es, wo, wenn die Berichte wahr sind, Napoleon, nachdem er am 9. auf der Jagd gewesen war, Gift nahm. Aber auch dieses Mittel schlug fehl. Nach einer gräßlich durchwachten Nacht erholte er sich wieder und stellte nun am 11. seine Abdankungsurkunde aus. Am 12. nahm er die ihm überlassene Insel Elba mit einem Jahrgehalt von zwei Millionen Franken und einer Leibwache von 400 Freiwilligen an. Neun Tage verzog er noch in Fontainebleau, immer auf irgend ein glückliches Ereigniß, auf eine Meinungsverschiedenheit der verbündeten Mächte wartend. Endlich am 20. April nahm er den berühmten Abschied von seiner alten Garde und setzte sich in den Wagen, um nach dem Hafen Frejus am Mittelmeer zu fahren. Im Anfang seiner Reise ward er überall mit Achtung und Theilnahme aufgenommen. Jenseits Lyon aber verstummte der Beifall. In der Provence, in Orgon, hinter Avignon, zeigte das Volk die heftigste Erbitterung, so daß Napoleon sogar zur Verkleidung seine Zuflucht nehmen mußte: sein Begleiter, der kluge Polizeimann seines Schwiegervaters, General Koller ließ ihn im

Kutscherpelz auf dem Kutschbocke sitzen, die weiße Kokarde an dem Hute. Am 27. April schiffte er sich mit dreißig Personen seines Gefolges in Frejus ein und landete am 4. Mai auf der Insel Elba. Achtzehn Jahre hatte seine glorreiche Feldherren- und Herrscherlaufbahn gedauert, achtzehn Jahre gerade vor dem 11. April 1814, dem Tage der Abdankung in Fontainebleau, hatte er sie mit dem Siege von Montenotte 1796 eröffnet.

Am 30. Mai 1814 schlossen die Diplomaten der acht europäischen Mächte, der fünf großen und Spaniens, Portugals und Schwedens, den ersten Pariser Frieden, von preußischer Seite Hardenberg, von russischer Rasumoffsky, von östreichischer Metternich, von englischer Castlereagh und von französischer Talleyrand. Blücher ward am 3. Juni zum Fürsten Blücher von Wahlstatt, Hardenberg ebenfalls zum Fürsten, Gneisenau, York, Kleist, Bülow zu Grafen erhoben. Dazu erhielt Blücher eine reiche Dotation an den Stift Trebnitzischen Gütern in Schlesien, Hardenberg die Johanniter-Comthurei Lietzen und die Domaine Quilitz, woraus die Standesherrschaft Neuhardenberg formirt ward; Gneisenau die Herrschaft Sommerschenburg bei Magdeburg, York die Maltheser-Commende Klein-Oels bei Ohlau in Schlesien, Kleist die Domaine Stötterlingenburg bei Halberstadt, Bülow Güter im Werth zu 200,000 Thaler, namentlich bei Königsberg in Preußen. Stein, der ebenfalls in Paris anwesend war, erhielt keine Auszeichnung, auch

nicht die Söhne Scharnhorst's. Blücher wollte nichts mit der Diplomatie zu thun haben. Er hatte das Hôtel Fouché bezogen, den Oberbefehl des schlesischen Heers einstweilen an Barclay de Tolly abgetreten und ließ sich von den Pariser Aerzten auscuriren. Er sagte den Diplomaten, die er „diese Schwerenöther von Federfuchsern“ zu nennen pflegte: „Ich habe meine Sache gemacht, nun macht ihr die eure. Ihr habt es vor Gott und der Welt zu verantworten, wenn unsre Arbeit umsonst gethan ist und noch einmal gethan werden muß. Mich geht's weiter nichts an.“ Er äußerte aber gegen seine Vertrauten mit einer ganz richtigen Vorahnung: „Es ist eine Lust und Herrlichkeit, eine Großmuth und Menschenfreundlichkeit ohne Gleichen mit dem Franzosenvolk, daß man's kaum glauben könnte, wenn man's nicht sähe und hörte. Wenn das gut geht, — na, so ist mir's auch recht; mögen sie nur unsre braven Soldaten und das arme Vaterland nicht darüber vergessen.“

Gewiß interessant ist die Herzensergießung, die einer der eingeweihtesten Diplomaten, Friedrich von Gentz, bereits am 20. April 1814 von Wien aus an seine Freundin Rahel in Prag gab: „Ich bin durch nichts entzückt, vielmehr sehr kalt, blasirt, höhnisch, von der Narrheit fast aller Andern, und meiner eignen — nicht Weisheit — aber Hellsichtigkeit, Durch-, Tief- und Scharfsichtigkeit, mehr als es erlaubt ist, durchdrungen, und innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt solch ein lächerliches Ende nahmen. Das

ist ungefähr meine Stimmung. Nun denken Sie gewiß sich das Uebrige hinzu. Es hinge nur von mir ab, morgen nach Paris zu gehen. Ich mag aber nicht, will meine Gesundheit pflegen, ziehe mit einem klaren Engel, den man Gräfin Fuchs nennt (ohne irgend einen Schatten von Verliebtheit) nächstens nach Baden und lasse die Welt, der ich nun vierundzwanzig Jahre lang gedient habe, gehen, wie sie will."

Blücher seinerseits suchte sich durch hohes Spiel an der grünen Tafel im Palais royal zu zerstreuen, er spielte so hoch, daß einmal auf einem Blatte 20,000 Louisd'or standen. Dabei war er übrigens so ungenirt, daß er einmal, als es ihm im Speisesaal zu warm ward, ganz ruhig seinen Rock auszog und die Herren bat, sich's auch bequem zu machen. Die Franzosen entsetzten sich über diesen Mangel an Politesse, sie konnten es auch gar nicht leiden, daß Blücher Tabak rauchte und starken Punsch trank. Die Engländer aber brachen in lauten Jubel aus. Einer von ihnen verließ, als Blücher den Rock auszog, sogleich den Saal, um sich nach England einzuschiffen und seinen Landsleuten über dieses Zusammentreffen mit dem old Blücher zu berichten.

In Paris verweilte Friedrich Wilhelm über zwei Monate, der in dieser Weltstadt ganz einheimische Alexander von Humboldt machte hier seinen Cicerone. Anfang Juni begab er sich auf eine Einladung des Prinz-Regenten über Boulogne mit Alexander nach London, um den Engländern, ihren ältesten und treuesten Bundesgenossen, einen Besuch

abzustatten. Sie machten hier einen Aufenthalt vom 7.—23. Juni. Die Diplomaten, Minister und Feldherren waren mit ihnen, auch Blücher. Blücher ward in England schon beim Aussteigen in Dover mit dem höchsten Enthusiasmus empfangen, eine Fluth von Menschen zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß geleitete seinen Wagen bis London, fortwährend rufend: „Hurrah! Blücher for ever!“ Ein Wagen des Prinz-Regenten führte ihn direct nach dessen Palais Carltonhouse: es war Abends gegen sechs Uhr. Unwiderstehlich brach das Volk durch die Wachen und Thore bis in die Zimmer des Prinz-Regenten. Da führte dieser den greisen Blücher an der Hand mitten durch das Volk und hing ihm sein mit Brillanten reich besetztes Bildniß um, wobei nach der englischen Hofsitte der alte Herr auf die Kniee niederfiel. In dem ihm neben der Wohnung seines Königs bereiteten Absteigequartier fand Blücher, als er eines Tages von einem Gastmahle in der Freimaurer Tavern zurückkehrte, sein Vorzimmer von Damen erfüllt, die ihn alle sehen wollten. Um sich des Besuchs zu entledigen, wählte er endlich eine List, er umarmte die nächststehenden, in der Hoffnung, die andern würden dann schon flüchten. Aber sie drängten nun nur noch heftiger auf ihn ein, alle wollten die Ehre haben, von dem old Blücher umarmt worden zu sein. Am andern Morgen fand sich wiederum zu seinem Lever ein Gedränge der elegantesten Damen ein, die gleiche Ansprüche machten. Der old Blücher mußte auch diesen Damen sich in die Arme werfen. Wo er

sich nur zeigte, zu Wagen, zu Pferde, im Theater, ward er mit Liebkosungen fast erdrückt. Das Volk stieg ihm in den Wagen, drückte ihm die Hände, spannte ihm die Pferde aus und zog ihn; einmal in Hydepark mußte er vom Pferde steigen und sich in den Garten von Kensington retten. Es gefiel dem old Blücher sehr in London, er äußerte: „Nein so eine Stadt wie London giebt's in der Welt nicht weiter.“ In Oxford machte ihn die Universität mit seinem König, Kaiser Alexander und Metternich zum Doctor. Er meinte: „macht Gneisenau zum Apotheker, der hat mir die Pillen gedreht. Wir zwei gehören einmal zusammen.“ In Ascott beim Pferderennen brach das Volk wieder durch die Schranken und rief: „Blücher heraus!“ Der Prinz-Regent trat hervor und erklärte artig, er sei noch nicht da. Er mußte nun den Kaiser Alexander vorführen, der mit lautem Beifall empfangen wurde. Aber als der alte Blücher selbst kam, wollte der Jubelruf gar kein Ende nehmen. In Portsmouth strömten 300,000 Menschen zusammen, um ihn zu sehen, zwei Matrosen tanzten auf seinem Wagen, Blücher trank vor der ungeheuern Volksmenge, die unter seinen Fenstern versammelt war, einen Becher auf das Wohl des englischen Volks. Noch in Dover, als er bei der Abreise nach Calais überfahren wollte, mußte er den ihn rings umwogenden Menschen fortwährend rechts und links die Hände reichen, bis er ins Boot stieg. Nur ein Engländer war nicht entzückt von dem old Blücher: der Dichter Lord Byron. Er schrieb in

sein Tagebuch: „Ich erinnere mich Blücher in einigen Londoner Gesellschaften gesehen zu haben, und nie sah ich einen Mann seines Alters, der ein so wenig ehrwürdiges Ansehen hatte. Mit der Stimme und den Manieren eines Werbe-Sergeanten macht er Ansprüche auf die Ehre eines Helden. Es ist gerade, als wenn ein Stein angebetet sein wollte, weil ein Mensch über ihn gestolpert ist."

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in England traf Friedrich Wilhelm am 26. Juni wieder in Calais ein und ging als Graf von Ruppin nach der Schweiz, um von dem von Berthier wieder abgetretenen Neufchatel Besitz zu nehmen. Er besuchte hierauf das Berner Oberland und kehrte dann nach Berlin zurück. Am 7. August hielt er mit den Prinzen, dem alten Blücher, Bülow und Tauentzien seinen feierlichen Einzug durch das wieder mit dem aus Paris zurückgebrachten Siegeswagen geschmückte Brandenburger Thor. Von da ritt er durch die Linden zu einem im Lustgarten vor dem Schlosse errichteten Altar, an welchem die Geistlichen aller Confessionen versammelt waren. Es wurde hier ein feierlicher Gottesdienst und zum Schlusse ein Dankgebet gehalten und alles Volk fiel dabei mit dem König auf die Kniee. Gerade in diesem Augenblick brach nach einigen gefallenen Regentropfen die bis dahin verhüllte Sonne aus dem düstern Gewölke hervor und beleuchtete auf kurze Zeit die Scene. Am Abend war die Stadt so glänzend, wie

noch niemals, erleuchtet und der König ritt unter lautem Jubelruf, wie am Morgen, umher. Schon am 17. September wurden durch einen Ministerialerlaß die Vorbereitungen zu einer neuen Liturgie angekündigt, „die der Form des Gottesdienstes mehr Feierlichkeit geben solle, da der bisherige nicht genug anrege und ergreife.“

Für den Herbst zum 1. October war der große Monarchen- und Minister-Congreß in Wien bestimmt, wo über die durch Napoleon's Sturz herrenlos gewordenen Länder verfügt werden sollte. Friedrich Wilhelm kam am 25. September mit Hardenberg und Humboldt daselbst an. Stein trat in den Unterhandlungen als russischer Bevollmächtigter auf. Die Entschädigungsfrage Preußens wurde eine Hauptschwierigkeit des Fortgangs der Unterhandlung. Es war mit Worten vielfach anerkannt worden, daß Preußen die Hauptsache für die Befreiung Deutschlands gethan habe; sogar der Kaiser von Oestreich hatte bei seiner Anwesenheit in Paris, als nach der Entthronung Napoleon's die stellvertretende Regierung sich den Bundeshäuptern vorstellte und an ihn Worte des Dankes richtete, sie an den König von Preußen gewiesen und erklärt: „Diesem Fürsten habe ich und haben Sie die Rettung Europas und Frankreichs zu verdanken.“ Preußen hatte die Versicherung erhalten, seine Wiederherstellung in der Größe, die es vor dem Tilsiter Frieden gehabt hatte, zu erlangen. Man gewährte sie ihm zum Theil am Rhein und Westphalen, aber die Landestheile, die Preußen von Polen inne-

gehabt hatte, nahm Rußland für sich in Anspruch. Dafür sollte zur Entschädigung Sachsen an Preußen fallen. Fürst Hardenberg stellte die erste Forderung von Sachsen an die Bevollmächtigten Oestreichs und Großbritanniens am 9. u. 10. October. Lord Castlereagh gab schon unterm 11. October freudig seine Zustimmung, Metternich unterm 22. October dagegen nur auf den Fall, daß „die Gewalt der Umstände die Vereinigung Sachsens mit Preußen unvermeidlich machte," er bezog sich darauf, daß diese Vereinigung dem allgemeinen Gefühle widerspreche, er sprach den Wunsch aus, daß Sachsen der an Böhmen grenzende Theil erhalten werden möge. Entschieden erklärte sich Castlereagh für Herstellung Polens als eines unabhängigen Reichs unter einem besonderen Fürstenhause, entschieden Metternich, daß Oestreich lieber auf seine Unkosten ein neues polnisches Königshaus entstehen sehen werde, als zu einer ungemessenen Vergrößerung Rußlands beitragen. Der Kaiser von Rußland entgegnete darauf Castlereagh, „daß er sich die Unabhängigkeit Polens gefallen lassen und zur Herstellung derselben sogar alle seine in diesem Lande erworbenen Besitzungen zurückgeben wolle, wenn ganz Europa in die Lage zurück versetzt wurde, in der es sich vor den Theilungen Polens befunden habe. Allein Großbritannien werde am wenigsten die Ländermasse zurückerstatten wollen, die es seit jener Zeit an sich gebracht habe und wolle und könne es auch das, so behielte es doch immer noch ein unauf-

noch niemals, erleuchtet und der König ritt unter lautem Jubelruf, wie am Morgen, umher. Schon am 17. September wurden durch einen Ministerialerlaß die Vorbereitungen zu einer neuen Liturgie angekündigt, „die der Form des Gottesdienstes mehr Feierlichkeit geben solle, da der bisherige nicht genug anrege und ergreife.“

Für den Herbst zum 1. October war der große Monarchen- und Minister-Congreß in Wien bestimmt, wo über die durch Napoleon's Sturz herrenlos gewordenen Länder verfügt werden sollte. Friedrich Wilhelm kam am 25. September mit Hardenberg und Humboldt daselbst an. Stein trat in den Unterhandlungen als russischer Bevollmächtigter auf. Die Entschädigungsfrage Preußens wurde eine Hauptschwierigkeit des Fortgangs der Unterhandlung. Es war mit Worten vielfach anerkannt worden, daß Preußen die Hauptsache für die Befreiung Deutschlands gethan habe; sogar der Kaiser von Oestreich hatte bei seiner Anwesenheit in Paris, als nach der Entthronung Napoleon's die stellvertretende Regierung sich den Bundeshäuptern vorstellte und an ihn Worte des Dankes richtete, sie an den König von Preußen gewiesen und erklärt: „Diesem Fürsten habe ich und haben Sie die Rettung Europas und Frankreichs zu verdanken.“ Preußen hatte die Versicherung erhalten, seine Wiederherstellung in der Größe, die es vor dem Tilsiter Frieden gehabt hatte, zu erlangen. Man gewährte sie ihm zum Theil am Rhein und Westphalen, aber die Landestheile, die Preußen von Polen inne-

gehabt hatte, nahm Rußland für sich in Anspruch. Dafür sollte zur Entschädigung Sachsen an Preußen fallen. Fürst Hardenberg stellte die erste Forderung von Sachsen an die Bevollmächtigten Oestreichs und Großbritanniens am 9. u. 10. October. Lord Castlereagh gab schon unterm 11. October freudig seine Zustimmung, Metternich unterm 22. October dagegen nur auf den Fall, daß „die Gewalt der Umstände die Vereinigung Sachsens mit Preußen unvermeidlich machte," er bezog sich darauf, daß diese Vereinigung dem allgemeinen Gefühle widerspreche, er sprach den Wunsch aus, daß Sachsen der an Böhmen grenzende Theil erhalten werden möge. Entschieden erklärte sich Castlereagh für Herstellung Polens als eines unabhängigen Reichs unter einem besonderen Fürstenhause, entschieden Metternich, daß Oestreich lieber auf seine Unkosten ein neues polnisches Königshaus entstehen sehen werde, als zu einer ungemessenen Vergrößerung Rußlands beitragen. Der Kaiser von Rußland entgegnete darauf Castlereagh, „daß er sich die Unabhängigkeit Polens gefallen lassen und zur Herstellung derselben sogar alle seine in diesem Lande erworbenen Besitzungen zurückgeben wolle, wenn ganz Europa in die Lage zurück versetzt wurde, in der es sich vor den Theilungen Polens befunden habe. Allein Großbritannien werde am wenigsten die Ländermasse zurückerstatten wollen, die es seit jener Zeit an sich gebracht habe und wolle und könne es auch das, so behielte es doch immer noch ein unauf-

wiegbares Uebergewicht durch den Abgang aller der fremden Flotten, deren Vernichtung es bewirkt habe."

Nach dieser Erklärung war es unvermeidlich, daß man auf die Theilung Polens zurückkommen mußte.

Jedenfalls hätte Preußen besser gethan, bei der großen Wiederherstellung seine Forderungen auf eine Vergrößerung an der Seite zu richten, wo sie ihm von der Natur geboten ist, nämlich im Nordwesten, es hätte eine Stellung seiner Hauptmasse an dem deutschen Hauptmeere der Nordsee verlangen sollen; es war in dieser Beziehung nöthig, Ostfriesland, dessen wackre Bewohner noch dazu mit Liebe an Preußen hingen, um jeden Preis fest zu halten und es nicht an Hannover, so wie Lauenburg nicht an die Dänen geben zu lassen; die Rheinprovinzen hätten namentlich mit Mainz besser abgerundet und die Maas hätte nicht den Holländern überlassen werden müssen. Statt dessen mattete Preußen sich um Sachsen ab. Es brachte sich, indem es diesen Staat vernichten oder entkräften wollte, um das öffentliche Vertrauen und bestand, ohne einmal die unumstößliche Nothwendigkeit dieser harten Maßregel für sich anführen zu können, nach gewichtigen Stimmen in der öffentlichen Meinung, auf einem Unrecht.

Für Sachsen verwandten sich die bei der Frage selbst betheiligten herzoglichen Häuser, namentlich Coburg, ferner die deutschen Fürsten zweiten Rangs, namentlich Baiern und Würtemberg und ganz besonders Talleyrand im Namen Frankreichs. Der

regierende Herzog von Sachsen-Coburg nahm die Geneigtheit des britischen Volkes in Anspruch. Das Parlament entschied sich in der Mehrheit für die Erhaltung Sachsens. Der Prinz-Regent, seit dem Besuch der Monarchen von Preußen und Rußland gegen diese und ganz für Metternich, der ihn bezaubert hatte, eingenommen, ließ an Castlereagh eine fulminante Depesche ergehen, worin er ihm bedeutete, „nicht im sanscnlottisch-monarchischen Sinne zu verfahren, sondern das Princip der Erhaltung der Dynastien aufrecht zu halten, keinen Ideen Eingang zu geben, die, wie die zeitherigen, revolutionairer Tendenz wären.“ Metternich, durch die gänzliche Umstimmung des nobeln Lords überrascht und noch weit mehr vergnügt, trat nun fest gegen den Kaiser Alexander auf, so fest, daß man Zank und Streit im Vorzimmer hörte. Mit Stein, den der Kaiser in die Unterhandlung darauf ziehen wollte, weigerte sich Metternich zu tractiren. Der Kaiser kam nun nicht mehr in seine Gesellschaften, ja so weit kam es, daß der Kaiser Alexander und der König von Preußen ihren Bruder Franz persönlich klagend gegen Metternich angingen. Aber Metternich wußte sich zu behaupten. Der alte Talleyrand verfocht mit ihm die Wiederherstellung des Königs von Sachsen durch den Grundsatz der Legitimität, er behauptete, daß der ungeschmälerte Sieg der gesetzmäßigen Thronfolge im Gegensatz der Gewaltherrschaft, nicht erreicht sei, wenn man den König von Sachsen nicht wieder in sein rechtmäßiges Besitzthum einsetze.

Dieser neue Gesichtspunkt, die Theorie der Legitimität, verfehlte ihre Wirkung nicht. Im Geheim schlossen am 6. Januar 1815 Oestreich, Großbritannien und Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Preußen und Rußland. Baiern, Hannover, Holland und Sardinien traten diesem Bündnisse bei. Die Sache blieb ein Geheimniß und Alexander erhielt davon erst nach der Rückkehr des französischen Kaisers durch dessen Minister Kenntniß, wobei Napoleon stark hoffte, sich Rußland verbinden zu können. Rußland hatte im November 1814 Sachsen den Preußen geräumt, aber noch im Januar 1815 hatte der König, wie Nostitz in seinem Tagebuche berichtet, mit Hardenberg einen gewaltigen Auftritt. „Eine lange verhaltene Unzufriedenheit brach über die preußische Besetzung von Sachsen endlich aus. „„Ich hab's immer, hat der König in seinen gebrochenen Redensarten herausgeworfen, hab's immer gesagt, daß es ein voreiliger Schritt sei — haben aber Alle klüger sein wollen — nun ist die Prostitution fertig, wenn man wieder abziehen muß. Geschieht gar nichts Kluges mehr, soll aber Alles so aussehn."" Hardenberg hat gar nicht können zu Worte kommen." „Der König von Preußen, schreibt Nostitz an einer andern Stelle, sieht immer aus, wie Groll und Zorn. Wenn er auch von dieser Congreßkost sich zuweilen nährt, so täuscht das Aussehen doch gar sehr. Er ist im Gegentheil sehr empfänglich und bezeigt eine romantische Beständigkeit für Julie Zichy (geborne Gräfin Festetics, des Geh. Raths

Grafen Carl Zichy Gemahlin seit 1806, gestorben 1816; Alexander nannte sie die „beauté céleste" des Congresses) die man auch für Gewöhnung auslegen möchte. Die Frau weiß, wie in Potsdam die Parade sich stellte, wie sonst und jetzt die Preußen angezogen waren u. s. w. Sie regalirt dafür die courtoisirende Majestät mit Erhabenheit und Religion. Diese Gespräche dauern oft ganze Abende, in traulichen, doch scheinbar finstern têtes à tête."

Am 1. Februar kam der an Castlereagh's Statt geschickte Wellington zum Congresse, die sächsische Frage wollte aber immer noch keine Entscheidung erlangen. Man fing nun schon mit Drohungen an, den bevorstehenden Bruch einzuleiten: Oestreich zog seine Truppen in Mähren zusammen, Frankreich berief seine entlassenen Truppen wieder ein, Rußland ließ durch den Grafen Nesselrode erklären, daß acht Millionen sich für ihre Unabhängigkeit zu kämpfen rüsteten; schon am 11. December 1814 hatte der Großfürst Constantin die Polen eingeladen, sich mit ihm für ihre politische Existenz zu verbinden, er stellte ihnen die Wiederherstellung des alten Polens in Hoffnung.

Die Nachricht von der Rückkehr Napoleon's schlug endlich alles Drohen und Zaudern und Zögern nieder. Daß er Elba verlassen habe, erfuhr man durch den englischen Consul in Livorno über Florenz am 5. März Abends in Wien, als die Häupter des Congresses eben bei der Kaiserin von Oestreich versammelt waren, um der Darstellung eines lebenden Bildes bei-

zuwohnen. Der Herzog von Wellington soll vierundzwanzig Stunden früher unterrichtet gewesen sein. Erst am 8. März erfuhr man, daß sich Napoleon nach Frankreich gewendet habe und siegreich auf die Hauptstadt losgehe. Gerade an diesem Tage hatten sich die Fürsten Metternich und Talleyrand mit dem Herzog von Wellington zu dem König von Sachsen begeben, der auf Einladung der Großmächte von Friedrichsfelde bei Berlin nach Presburg gekommen war, um dem Congresse näher zu sein. Sie legten ihm die schon fertigen Beschlüsse desselben vor, kraft deren Sachsen getheilt werden solle. Rußland hatte in die Abtretung Posens gewilligt. In größter Einigkeit ward Napoleon darauf am 13. März in die Acht der acht Mächte, die den Parisen Frieden unterschrieben hatten, erklärt und aufs Schleunigste von Neuem die Kriegsheere gegen ihn in Bewegung gesetzt.

Napoleon, mit nur 1500 Mann am 2. März 1815 bei Cannes in Provence gelandet, war in Frankreich mit Enthusiasmus wieder aufgenommen worden. Seine Vorausverkündigung in den Manifesten, die er bei seiner Landung erließ, daß der Adler mit den Volksfarben vor ihm her von Thurm zu Thurm fliegen werde, bis er sich auf dem von Notre Dame niedergelassen habe, war in Erfüllung gegangen. In Zeit von drei Monaten stand über eine halbe Million Franzosen für ihn in den Waffen. Am 15. Juni, dem Jahrestage der Schlachten von Marengo und Friedland eröffnet er, nachdem er Paris am 12. Juni

Morgens verlassen, mit 120—130,000 Mann von der Seite von Maubeuge her in Belgien den Kampf. Gegen 220,000 Mann standen ihm hier entgegen, das britische Heer, 100,000 Mann stark, unter Wellington, der in Brüssel sein Hauptquartier hatte und das preußische Heer, gegen 120,000 Mann stark, unter Blücher, dessen Hauptquartier sich in Namur befand.

Blücher war, als die Nachricht von Napoleon's Landung in Frankreich bekannt ward, gerade in Berlin. Sein erster Ausruf über die unerwartete Begebenheit war gewesen: „Nun da haben wir den Sallat!“ Er war zum englischen Gesandten gegangen, hatte ihn aus dem Schlafe geweckt und ihm in die Ohren gerufen: „Haben die Engländer eine Flotte auf dem mittelländischen Meere?“ Er hatte sofort zum erstenmale wieder seine Marschallsuniform angelegt und verschwor sich hoch und theuer, „den Spitzbuben, wenn er ihn kriege, ohne Weiteres und ohne Anfrage erschießen zu lassen.“ Von Wien aus erließ der König unterm 7. April einen neuen Aufruf zur Bewaffnung des Volks. Am 15. Mai erfolgte der Aufruf der Landwehr zweiten Aufgebots und des Landsturms. An demselben Tage erschien Blücher in Namur. Gegen Ende des Monats kam er mit Wellington persönlich zusammen, beide Feldherren entwarfen gemeinschaftlich den Operationsplan. Man nahm an, daß Napoleon's Hauptabsicht dahin gehen werde, Brüssel zu nehmen. Er konnte von Maubeuge aus links über Bergen hervorbrechen: in diesem Falle sollte Wellington den ersten Angriff aufnehmen und

Blücher ihn dabei unterstützen. Im anderen Falle, wenn Napoleon von Maubenge aus rechts über Charleroi komme, solle Blücher die Schlacht annehmen und von Wellington unterstützt werden.

Der letztere Fall trat ein. Napoleon wollte zuerst die Preußen angreifen und dann das britische Heer schlagen. Er berechnete sehr richtig, daß der vorsichtige und bedächtige Wellington nicht so schnelle und entscheidende Hülfe Blüchern leisten werde, als dieser jenem. Am 15. Juni, dem Jahrestage von Marengo und Friedland, Morgens griff Napoleon die preußischen Vortruppen unter General Ziethen an und erzwang bei Charleroi den Uebergang über die Sambre. Blücher nahm für den 16. die Schlacht an, dabei auf die Mitwirkung des Wellington'schen Heeres rechnend. Er schickte im Laufe des 15. vier Eilboten nach Brüssel. Die erste Nachricht empfing der Herzog von Wellington Nachmittags vier Uhr, als er eben von Tische aufstand. Wellington aber, der den Angriff der Franzosen von Bergen her erwartete, glaubte, Blücher sei vielleicht durch Scheinbewegungen irre geführt, weil von den Vorposten von Bergen her noch keine Meldung eingetroffen war. Auf eine zweite Mittheilung Blücher's, die gegen Abend eintraf und die den Verlust der Sambre-Uebergänge bekannt machte, ließ Wellington den Befehl ertheilen, daß die Truppen zum Aufbruche bereit gehalten werden sollten. Er besuchte hierauf am 15. Abends spät noch einen Ball bei der Herzogin von Richmond. Um Mitternacht kam die amtliche Anzeige von den Vorposten bei Bergen, daß

die französischen Truppen sich rechts nach der Sambre gezogen hätten. Die dringenden Vorstellungen des Herzogs von Braunschweig, der auf dem Balle mit zugegen war, bewogen endlich Wellington, den Befehl zum Abmarsch zu ertheilen. Er erfolgte mit Anbruch des Morgens. Zwölf kostbare Stunden waren verloren. Wellington's Zögerung bewirkte Blücher's Verderben, den Verlust der Schlacht bei Ligny am 16. Juni. Ein Uhr Mittags an diesem Tage, kurz vor dem Beginn der Action, erschien zwar Wellington auf der Höhe von Bry, um in einer persönlichen Unterredung mit Blücher diesen zur Annahme der Schlacht zu bewegen; Wellington versicherte, daß seine Truppen in Bewegung seien, im Augenblick heranrücken und den linken feindlichen Flügel hinreichend beschäftigen würden; — aber die britischen Truppen vermochten nicht, das Schlachtfeld zu ereilen, sie wurden bei Quatrebras durch den Marschall Ney aufgehalten. Eben so wenig traf das Corps Bülow's von Lüttich her bei Blücher ein: die Befehle dazu erreichten ihn theils zu spät, theils empfing er sie gar nicht. Blücher mußte allein den Kampf mit Napoleon ausfechten, seine Armee war gegen 84,000 Mann stark, die Napoleon's gegen 75,000 Mann. Drei Uhr Nachmittags begann die Schlacht, sie war bis neun Uhr Abends unentschieden. Nach neun Uhr trat ein starker Gewitterregen ein und die Luft verfinsterte sich. Da erschien Napoleon vor Ligny mit den Garden, der Reiterei und einer starken Geschützmasse, um noch einen letzten Hauptangriff zu machen. Blücher hatte bereits alle Reserven

ins Gefecht gezogen, triumphirend rief Napoleon, als er die Aufstellung der Preußen überblickte: „Sie sind verloren, sie haben keine Reserve mehr!“ Blücher setzte sich selbst an die Spitze eines Reiterangriffs und jetzt war es, wo der Augenblick der höchsten Gefahr für ihn eintrat. Die französischen Kuirassiere Milhaud's warfen die preußische Cavalerie über den Haufen, Blücher befand sich mitten im Handgemenge, sein Pferd, ein Schimmel, den ihm der Prinz-Regent von Großbritannien geschenkt hatte, erhielt einen tödtlichen Schuß in den Leib, es rannte pfeilschnell fort; als es zusammenstürzen wollte, rief Blücher seinem Adjutanten, dem Grafen Nostitz zu: „Nostitz, nun bin ich verloren!“ In demselben Augenblicke stürzte das Pferd, mit ihm Blücher, besinnungslos halb unter demselben liegend. Sogleich sprang Nostitz von seinem Pferde herab und jagte es durch einen Schlag ins weite Feld, um die Blicke der Feinde nicht auf die gefährliche Stelle zu lenken, er hielt sich unbeweglich, auf der Seite der Straße, ein Pistol in der Hand, neben dem Feldmarschall. Zum Glück sammelte sich die preußische Reiterei wieder und warf die französische zurück. Die französischen Kuirassiere sprengten an Blücher vorüber, die Preußen setzten ihnen nach, Nostitz hielt die vordersten an, man half Blüchern auf und hob ihn auf ein anderes Pferd. Kaum war dies gethan, als die Franzosen zurückkehrten, die Preußen mußten nochmals weichen und Blücher entkam noch eben mit ihnen.

Zwischen zehn und elf Uhr trat das preußische Heer durch das entscheidende Wort Gneisenau's, da Blücher für todt galt, bestimmt, seinen Rückzug an, nordwärts nach Wawre, in vollkommener Ordnung und wenig vom Feinde beunruhigt. Der Verlust aber war groß gewesen, nach preußischen Angaben wurden gegen 12,000 Mann kampfunfähig gemacht und sechszehn Kanonen gingen verloren, Gourgaud giebt 25,000 Mann und Vaudoncourt funfzig Kanonen Verlust an. Napoleon zählt 20,000 Ueberläufer und Ausreißer auf, die Preußen geben nur 8000 zu, neuausgehobene Truppen aus den vormals französischen Landschaften am Rheine, die aber in den folgenden Tagen wieder eingebracht worden sein sollen. Blücher's Muth aber blieb ungeschwächt. Er hatte sich beim Sturz vom Pferde die eine Seite stark zerschlagen, der Schmerz war heftig, er konnte sich kaum regen. Aber sein guter Humor verließ ihn nicht. Der Wundarzt wollte ihn mit etwas einreiben. Blücher frug, was es wäre? Der Arzt antwortete: „Es sind Spirituosa.“ „So, sagte Blücher, auswendig hilft das Ding nichts,“ riß ihm das Glas aus der Hand und trank es aus. Darauf ließ er sich Champagner bringen. Selbst das eingetretene böse Wetter vermochte nicht, ihn mißgestimmt zu machen. Als er die herabströmenden Regengüsse bemerkte, äußerte er: „Das sind unsre Verbündete von der Katzbach; die ersparen dem König viel Pulver!“ Wellington ließ er melden, daß er nicht nur mit zwei Heerhaufen, wie

dieser es wünschte, sondern mit gesammter Macht zu ihm stoßen werde.

Wellington hatte unterdessen am 16. Juni gegen den Marschall Ney bei Quatrebras gekämpft. Hier war es, wo der Herzog von Braunschweig den Heldentod starb. Wellington hatte das Schlachtfeld behauptet, sein Heer lagerte die Nacht über auf demselben, er selbst übernachtete in Gemappe. Am 17. früh sieben Uhr erfuhr er den Ausgang der Schlacht bei Ligny und den Rückzug Blücher's auf Wawre. Er machte nun ebenfalls eine rückgängige Bewegung und stellte sich auf der Straße von Gemappe nach Brüssel in dem nachher durch den Sieg so berühmt gewordenen Schlachtfelde von Waterloo auf. In Waterloo, einem Dorfe nahe an dem dahinterliegenden Walde von Soignes, übernachtete der Herzog. Diese Stellung, die von der Hauptstadt Brüssel vier Stunden entfernt und nur durch den Wald von Soignes davon getrennt ist, hatte der Herzog auf seiner Reise nach Paris im Jahre 1814 zur Vertheidigung Belgiens am geeignetsten gefunden. Die Chaussée durchzieht diesen Wald, der aus hochstämmigen, dichten Anpflanzungen besteht. Der Boden außerhalb der Chaussée und den wenigen Verbindungswegen war ein fortlaufender Morast. Der Regen, der den Boden aufweichte, strömte den ganzen 17. Juni noch fort, erst am 18. Morgens ließ das böse stürmische Wetter nach. Im Fall die Schlacht verloren ging, konnte man sowohl bei der Höhe la Haye sainte die Chaussée mit Kanonen bestreichen, als auch in der fast ununterbrochenen

Häuserreihe, die zu bei den Seiten bis nach Brüssel hin an ihr liegt, Vertheidigungspunkte finden.

Napoleon hatte am Morgen nach der Schlacht von Ligny das Schlachtfeld besichtigt, mit dem Marschall Grouchy und dem General Gerard über Staatsangelegenheiten und andere der Bestimmung des Augenblicks ganz fremdartige Dinge gesprochen. Erst gegen Mittag beauftragte er Grouchy, mit 23,000 Mann die Preußen, die er in der Richtung rechts nach Namur und Lüttich nach dem Rhein hin auf der Flucht vermuthete, statt daß sie links nach Wawre gezogen waren, wo er sie beträfe, anzugreifen und in den Rhein zu stürzen; mit den ihm übrig bleibenden gegen 70,000 Mann und 300 Kanonen wollte er selbst den Engländern entgegengehen. Er übernachtete in Caillou hinter Gemappe. Ein Uhr Morgens durchwandelte er, von Bertrand begleitet, das Schlachtfeld. Fünf Uhr klärte sich das Wetter auf und der Himmel ward mit jeder Stunde heitrer. Als Napoleon das auf den Höhen vor dem Wald von Soigne aufgestellte Heer der Engländer ansichtig wurde, rief er froh aus: „Ha, nun hab' ich sie, diese Engländer!“ Er verschob aber den Angriff bis auf die Mittagsstunde, weil er das Eintreffen Grouchy's in Wawre um diese Zeit erwartete, der ihm in der Nacht um zwei Uhr gemeldet hatte, daß die Preußen nicht nach Namur, sondern nach Wawre gezogen seien. Um Mittag ritt Napoleon nach der Anhöhe von la Belle Alliance, um die Schlacht zu überblicken. Um ein Uhr war sie in vollem Gange. Drei Stunden lang hatte Wellington den

heißesten Kampf zu bestehen, Napoleon drängte auf alle Punkte seiner Stellung mit der gewaltigsten Macht. Er war über 90,000, Wellington nur 64,000 Mann stark. Wellington hielt auf der höchsten Anhöhe der Brüssler Straße in der Mitte seiner Schlachtlinie, das Fernrohr in der Hand, inmitten des heftigsten Kartätschenregens, unter welchem mehrere seiner Adjutanten dahinsanken. Die Vertreter Preußens, Rußlands, Oestreichs und Spaniens, die Generale Müffling, Pozzo di Borgo, Baron Vincent und Miguel Alava umgaben ihn. Er durchritt mit Gleichmuth die Schlachtreihen in den gefahrdrohendsten Augenblicken, sammelte die zerstreuten Corps und führte sie in Person wieder gegen den Feind. Er enthusiasmirte sie mit der fortwährenden Ermunterung: „Kinder, wir dürfen nicht geschlagen werden, was würde man in England sagen?“ Die Engländer hielten auch Stand wie die Mauern. So oft auch die Kanonen ihre Reihen durchbrachen, immer sogleich wurden sie wieder geschlossen. Selbst Napoleon sagte zu Soult, indem er zuerst die gute Haltung der Franzosen bewunderte, dann aber auch dem Feind sein Recht zukommen ließ: „Welche brave Truppen! Wie sie arbeiten! Aber auch diese Engländer schlagen sich gut. Doch, werden sie nicht endlich Anstalten zum Abzuge machen?“ „Ich glaube, erwiederte der Herzog von Dalmatien, sie werden sich eher in Stücke hauen lassen.“ Nichts desto weniger zweifelte Napoleon gar nicht am Gelingen, er lud seine Vertrauten ein, mit in Brüssel zu Abend zu speisen. Schon drei Uhr

sandte er einen Courier mit der Siegesnachricht nach Paris. Wellington wurde endlich so hart bedrängt, daß er schon einen Theil seiner Flügelstellungen in die Mitte ziehen mußte. Er seufzte tief: „Möchte es Gott gefallen, daß endlich die Nacht oder das Heer Blücher's herankäme!“ Es war ein entscheidender Augenblick, das Schicksal Europas hing an Secunden. Da ertönte Kanonendonner von der rechten Flanke der Franzosen her. Napoleon vernahm ihn. „Es ist Grouchy!“ sagte er voller Freude. Es war aber nicht Grouchy, der von Thielemann bei Wawre festgehalten wurde, sondern es war der alte Blücher, der Napoleon wie Grouchy desorientirt hatte durch den von Gneisenau befohlenen Marsch nordwärts. Wellington, der sich im dicksten Kugelregen unter seinen Bergschotten mitten auf die Brüssler Chaussée auf die Erde gesetzt hatte, fuhr plötzlich auf, Thränen kamen in seine Augen, er rief mit erleichterter Seele: „Nun da ist der alte Blücher!“

Blücher war mit seinen braven Truppen durch die aufgeweichten, grundlosen Wege aufgehalten worden, im Engweg von St. Lambert hatte man den angeschwollenen Lasne-Bach durchwaten müssen. Viele Leute sanken von Müdigkeit um, die Kanonen blieben stecken. Blücher aber, trotz seiner Wunden, trieb immer vorwärts. „Kinder, rief er, wir müssen vorwärts. Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehn, ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen. Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Blücher kam auf dem Schlachtfeld nach vier Uhr an.

Er wartete den Heranzug der Heerhaufen nicht ab, sondern beschloß gleich mit den Vortruppen den Angriff. Allen nachziehenden Truppen ward die möglichste Beschleunigung ihres Marsches anbefohlen. Zum Vereinigungspunkt sollte das Vorwerk la belle Alliance dienen, das seiner hohen Lage und hellrothen Dächer halber überall leicht zu erkennen war. Halb fünf Uhr stürzten die ersten Preußen unter Bülow, dem Sieger von Groß-Beeren und Dennewitz, aus dem Walde von Frichemont hervor, den die Franzosen unbesetzt gelassen hatten, auf den rechten Flügel derselben. Zugleich ließ Blücher in bedeutender Entfernung hinter ihnen fortwährend ein Kanonenfeuer donnern, um den Engländern sowohl die nahe Hülfe anzukündigen, als auch um die Aufmerksamkeit des Feindes zu beschäftigen. Blücher hatte richtig gerechnet, dies Feuern überzeugte Napoleon, daß der erwartete Grouchy nicht komme, sondern daß Blücher im Anzuge sei. Er schien alle Fassung zu verlieren und erholte sich nur, als er die geringe Anzahl der Preußen überblickte. Er ließ den rechten Flügel, wo Graf Lobau commandirte und der in Planchenoit stand, mit acht Bataillonen der jungen Garde und vierundzwanzig Geschützstücken verstärken. Es gelang, die Bülow'schen Truppen zu werfen. Um sechs Uhr Abends stand die Schlacht für die Verbündeten bedenklich. Wellington hatte alle seine Reserven ins Feuer geführt, Bülow sah sich an beiden Flügeln hart bedroht. In diesem Augenblick erschienen die Vortruppen des Ziethen'schen und Pirch'schen Heertheils der Preußen. Napoleon wagt

nun einen letzten und entscheidenden Schritt, er verstärkt von den acht Bataillonen der Garde, die ihm noch übrig sind, mit vieren seinen rechten Flügel in Planchenoit gegen die Preußen, die andern vier Bataillone rücken zum Viereck geordnet gegen die Höhe la Haye sainte auf das englische Centrum. Marschall Ney führt sie an. „Seht, sagte Napoleon, als sie an ihm vorüberzogen, indem er mit dem Finger auf die Lücken in der Schlachtordnung Wellington's hinwies, seht, das ist die Straße nach Brüssel!" Es war den Garden die Lüge gesagt worden, daß die zur Rechten heranziehenden preußischen Truppen Franzosen vom Heere Grouchy's seien. Die Garden marschieren sieben Uhr Abends auf die Anhöhen der englischen Mittelstellung los, sie ersteigen sie im Sturmschritt unter dem furchtbaren Kartätschenhagel von den Kanonen bei la Haye sainte. Die englischen Garden Maitland's, die so lange am jenseitigen Abhang auf der Erde gelegen hatten, erheben sich jetzt und stellen sich zum Empfang der Feinde vier Mann hoch in Linie auf. Sie eröffnen ein Bataillonfeuer, als die Garden in ziemliche Nähe herangekommen sind. Marschall Ney verliert sein Pferd, er setzt sich zu Fuß mit gezogenem Degen an die Spitze der Grenadiere. Die englischen Garden weichen, ihre erste Linie wird durchbrochen, ihre Geschütze hören auf zu feuern. Die französischen Garden erreichen die Höhe. Aber hier überschüttet sie ein neuer Kartätschenhagel. Achtundzwanzigmal halten sie die Schüsse der britischen Feuerschlünde von la Haye sainte aus, beim neunundzwanzigsten

weicht der linke Flügel. Nun ergreifen die englischen Garden das Bayonnet und durchbrechen die Reihen der Franzosen. Dies war die entscheidende Krisis. Wellington läßt seine ganze Schlachtlinie vorwärts gehen. Zu gleicher Zeit donnert Ziethen den Franzosen mit seinen Kanonen in die Flanke, das preußische Heer jagt unter Trommelschlag den rechten Flügel der Franzosen vor sich her. Heiter ruft Blücher seinen Truppen zu: „Bravo, ich kenne euch, meine Schlesier, heute wollen wir uns mal die Franzosen von hinten besehen! Druf, druf, vorwärts!" Napoleon wird von zwei Seiten umfaßt, hier von den Preußen, dort von den Engländern. Den Preußen gelingt es, die zur Unterstützung des rechten französischen Flügels nach dem Dorfe Planchenoit geschickten Gardebataillone aus demselben herauszuwerfen, mit diesem Dorfe ging der letzte Stützpunkt des Rückzugs der Franzosen nach Gemappe verloren. Als die aus Planchenoit geworfenen Garden aus dem Dorfe stürzten, sahen sie die erste Abtheilung des von den Engländern zurückgeworfenen französischen Heers auf dem Anger des Dorfs anlangen, der ihnen zum Sammelplatz angewiesen war. Die Schlachtlinie Napoleon's verwandelte sich jetzt in einen wild verworrenen Knäuel, der sich im dichtesten Gedränge, rath- und hülflos wie im Kreisel gedreht, nach der Straße von Gemappe zurückwälzte. Da alle Heere durch die Unordnung geschlagen werden, die entsteht, wenn aus den Gemüthern das Zutrauen weicht, das die Kraft zum Widerstand giebt, so sah auch Napoleon, daß hier

nichts weiter zu thun sei und floh, wie die andern, vom Schlachtfelde. Die englische und die preußische Reiterei, die plötzlich das Feld weit in der Runde bedeckte, blieb ihm beständig auf dem Nacken. Von allen Seiten ertönte das Geschrei der englischen Reiter, sich zu ergeben. Nur das zweite Bataillon des ersten Garde-Chasseurregiments hielt noch Stand, ihm und der einbrechenden Dunkelheit verdankte Napoleon seine persönliche Rettung. General Cambronne, der Führer dieses Bataillons, der mit Napoleon auf der Insel Elba gewesen war, rief: „die Garde ergiebt sich nicht, sie stirbt!“ Er wurde von einem Granatsplitter am Kopfe verwundet, sank vom Pferde, der englische Oberst Halkett nahm ihn gefangen.

Auf der Höhe von Planchenoit beim Vorwerk la belle Alliance — so genannt, weil sich hier einst ein paar schöne Liebende angesiedelt — auf dem Punkte, wo Napoleon die Schlacht, die letzte Schlacht seines Lebens, commandirt hatte, reichten sich neun Uhr Abends Wellington und Blücher beim Zusammentreffen mit ihren Truppen die Hände. Blücher war mit einem schlechten grauen Militairrock mit rothem Kragen und einer Feldmütze bekleidet und seine Waffe bestand in einem Säbel. Wellington trug einen blauen Ueberrock, weiße Unterkleider, eine weiße Halsbinde und einen dreieckigen Hut mit einer vierfachen Kokarde, die auf die vierfache Feldmarschallswürde deutete, die ihm von England, Spanien, Portugal und den Niederlanden zuertheilt war und wozu später noch die fünfte, die preußische, kam. Die beiden

Feldherren wünschten sich gegenseitig zu dem gewonnenen Siege Glück. „Ich werde in Bonaparte's gestrigem Nachtquartier schlafen,“ sagte Wellington. „Und ich werde ihn aus seinem heutigen verjagen,“ sagte Blücher. So geschah es: das preußische Heer übernahm die Verfolgung, das niederländisch-englische rastete und übernahm dann das Vordringen über Nivelles nach Frankreich.

Es war eine mondhelle Nacht. Die gesammte preußische Reiterei und die Scharfschützen von vier Regimentern, mit einer Geschützbatterie versehen, setzten den fliehenden Franzosen unter Hurrahruf, Trommelwirbel und Hörner- und Trompetenklang nach. Die ganze Heerstraße nach Gemappe war ein endloses Gewirre. Aus sieben Bivouacs wurden die Franzosen aufgejagt und der Grenze von Frankreich zugetrieben. Napoleon war so in Abspannung und Geisteszerrüttung versunken, daß er, als er die Schlacht unwiederbringlich verloren sah, erbleichend ausrief: „Tout est perdu!“ Er floh unaufhaltsam, um nur seine Person nach Paris zu bringen. Nach elf Uhr erschienen die ersten Preußen auf den Höhen von Gemappe. Hier stopfte sich die Flucht bei der über die Dyle führenden Brücke, die mit umgeworfenen Wagen gesperrt war. Hier in Gemappe wäre Napoleon beinahe selbst gefangen worden. Er mußte bei dem plötzlichen Geschrei, die Preußen seien da, so eilig aus dem Wagen springen, daß er seinen Degen zurückließ und den Hut vom Kopfe verlor. Er warf sich auf ein Pferd, um weiter

zu kommen. Jetzt war Napoleon wirklich abgesetzt, er floh zum erstenmale in seinem Leben über Hals und über Kopf. Die Rolle des Mannes war jetzt völlig ausgespielt, um dessentwillen 5½ Millionen Menschen hatten sterben müssen. Die Preußen machten eine überreiche Beute, Napoleon's eigne Feldrüstung, sein silbernes Reisetafelgeschirr, eine Menge Ringe, Ketten, Armbänder und andere Schmucksachen, die, wie man glaubte, für die Brüssler Damen bestimmt waren, an Werth mehrere Millionen, fand man in seinem Wagen, welchen die Füseliere des 15. Regiments, eines schlesischen Landwehrregiments, gewannen. Als Blücher um Mitternacht nach Gemappe kam um hier zu übernachten, nahm er lachend die Beute in Empfang, Napoleon's Hut, Degen und Ordenssterne, auch den schwarzen Adlerorden, den er einst getragen, übersandte er dem König, dieser gab an Gneisenau den schwarzen Adlerorden. Napoleon's Mantel, Fernglas und den Wagen behielt Blücher. Alles übrige, Juwelen, Kostbarkeiten, Silberzeug, Gold und Geld überließ er den Soldaten. Oberst Schill, der Commandeur des 15. Regiments, Bruder des berühmten Parteigängers, glückte es alle Stücke mit dem kaiserlichen Adler, die zu dem Reisetafelgeschirr gehörten, zusammenzubringen, er speiste bei feierlichen Gelegenheiten auf seinem Gute Neudorf am Gröditzberge in Schlesien seine Gäste von diesem Silber.

Wie in Gemappe, eben so erging es den Franzosen auf der weitern Flucht nach Quatrebas und Frasnes, bis wohin Gneisenau die Verfolgung fortsetzte. Als die Kräfte des preußischen Fußvolks erschöpft waren,

als auch der letzte Trommelschläger nicht mehr fortkommen konnte, setzte man im frohen Siegeshumor diesen Ermüdeten auf eines der Pferde von Napoleon's Wagen und befahl ihm, fortwährend die Trommel zu schlagen. Eben so schlossen sich mehrere Hornisten auf aufgegriffenen Pferden der Reiterei an. Die beabsichtigte Täuschung gelang. Die Franzosen meinten, daß ein neues Heer in ihrem Rücken heran nahe und flohen ohne Aufenthalt immer weiter. Mit Tagesanbruch sah man hinter Frasnes den Feind völlig aufgelöst und zerstreut, einzeln über Gosselies, Marchiennes und Charleroi fliehen.

Es war ein Sieg, wie es wenige gegeben hat in der Geschichte, die ganze französische Armee war zersprengt, an 300 Stück Geschütz wurden erbeutet, der Weg nach Paris stand ungehindert offen. Blücher schrieb an Schwarzenberg: „Mein Freund! Die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Das Detaillirte wird erfolgen. Ich denke, die Bonapartische Geschichte ist nun wohl vorbei. La belle Alliance, den 19. Juni. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittere an allen Gliedern. Die Anstrengung war zu groß. Blücher.“

Die plötzliche und alleinige Rückkehr Napoleon's nach Paris am 21. Juni Vormittags 11 Uhr war ein Zeichen der Schwäche des Mannes, der zeither nur zu oft eine in Härte und Trotz ausartende Seelenkraft bewiesen hatte. Ihn zog sein dunkles Verhängniß. Er hatte Laon verlassen, wo er sein Heer hätte sammeln

und nach Herbeiziehung aller Hülfsquellen nach französischen Angaben sich in kurzer Zeit auf 150,000 Mann wieder verstärken können. Er war überzeugt, wie er sich ausdrückte, daß seine Generale, die ihm gerathen hatten, nach Paris zu gehen, ihn einen dummen Streich begehen ließen. Aber er ging dennoch nach Paris. Er kam finster, zerstört, zerrüttet daselbst an, statt mit gutem Muthe und mit Vertrauen zu kommen. Zu seinem Unglück hatten die Minister schon zwei Stunden vor seinem Eintreffen durch eine unbekannt gebliebene Hand die Nachricht von dem eingetretenen Unglücke erhalten. Alles was er den Kammern vorzuschlagen hatte, war, mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten, als ob Frankreich rettungslos verloren sei. Dieser Vorschlag, durch den er in einen Feind, der nur gegen ihn die Waffen ergriffen hatte, mehr Vertrauen setzte, als in das französische Volk, das nur für ihn sich erhoben hatte, setzte ihn in der Achtung der Kammern herab, Lafayette war es, der die freiwillige Abdankung des Kaisers in Anregung brachte. Diesen Gedanken ergriff Fouché, der diesmal die Rolle spielte, die im vorigen Jahre Talleyrand gespielt hatte. Napoleon dankte zu Gunsten seines Sohns ab, Fouché ward Präsident der stellvertretenden Regierung.

Am 11. Tage nach der Schlacht bei la Belle Alliance stand Blücher vor Paris, 29. Juni 1815. Den Tag darauf kam Wellington in sein Hauptquartier zu Gonesse, es ward beschlossen, Paris zu umgehen und von der schwach befestigten Südseite, im Rücken die Stadt, ihr die Lebensmittel abschneidend, zu nehmen.

Das britische Heer zählte 50,000, das preußische gegen 58,000 Mann. Napoleon war am 25. von Paris nach Malmaison bei St. Germain, das seine persönliche Besitzung war, gegangen, am 28. begab er sich, den Vorschlag verwerfend, sich der Großmuth Kaiser Alexander's zu überliefern nach Rochefort, um nach den Vereinigten Staaten sich einzuschiffen. Am 30. schrieb Davoust als Oberbefehlshaber an Wellington und Blücher, daß, da Napoleon dem Throne entsagt habe, also die Ursache zum Kriege hinweggeräumt sei, sie eine schwere Verantwortung auf sich lüden, wenn sie demohngeachtet den Krieg noch fortsetzen würden. Blücher schrieb ihm in deutscher Sprache zurück: „Mein Herr Marschall! Es ist irrig, daß zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Ursachen zum Kriege aufgehört, weil Napoleon dem Throne entsagt habe; dieser hat nur bedingungsweise entsagt, zu Gunsten seines Sohnes, und der Beschluß der vereinigten Mächte schließt nicht allein Napoleon, sondern auch alle Mitglieder seiner Familie vom Throne aus ꝛc. Wir verfolgen unsern Sieg und Gott hat uns Mittel und Willen dazu verliehen. Sehen Sie zu, Herr Marschall, was Sie thun und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben; denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen würde. Wollen Sie die Verwünschungen von Paris eben so, wie die von Hamburg auf sich laden? Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderung, die ihnen von Seiten des Pöbels droht.

Nur in Paris kann ein zuverlässiger Waffenstillstand statt haben. Sie wollen, Herr Marschall, dieses unser Verhältniß zu Ihrer Nation nicht verkennen. Ich mache Ihnen, Herr Marschall, übrigens bemerklich, daß, wenn Sie mit uns unterhandeln wollen, es sonderbar ist, daß Sie unsere mit Briefen und Aufträgen gesendeten Offiziere gegen das Völkerrecht zurückhalten. In den gewöhnlichen Formen conventioneller Höflichkeit habe ich die Ehre mich zu nennen, Herr Marschall

Ihren dienstwilligen
Blücher.

Die Feindseligkeiten nahmen ihren Fortgang bis zum 3. Juli, wo die Franzosen von Neuem Unterhandlungen anknüpften. Blücher's und Gneisenau's Hauptquartier war in St. Cloud. Hier ward die Uebergabe-Convention abgeschlossen. Die stellvertretende Regierung in Paris sandte als Bevollmächtigten den Baron Bignon, Minister des Aeußern, den General Guilleminot, Chef des Generalstabs und den Grafen Bondy Präfecten des Seine-Departements zu Blücher. Blücher ließ diese Herren lange im Vorzimmer warten, dann empfing er sie auf dem Napoleonischen rothen Sammtsopha sitzend und mit brennender Pfeife. Von ihren langen Reden ließ er sich nur den kurzen Sinn ins Deutsche übertragen. Als sich Uneinigkeit in ihren Ansichten zeigte und sie über den verlangten Rückzug des Heers hinter die Loire unter sich zu streiten anfingen, fuhr er mit seiner Pfeife unter sie und gebot Ruhe. Dann aber machte er ihnen begreiflich, daß, sobald sie an seinen Forderungen noch etwas auszusetzen hätten,

auf der Stelle die Feindseligkeiten wieder beginnen könnten, sollten und würden. Auf diese Weise einigte man sich über die Hauptpunkte mündlich. Dem General Müffling, der zum Commandanten von Paris ernannt ward, wurde die schriftliche Ausführung der Convention übertragen. „Es sind nun beinahe neun Jahre verflossen, sagte Blücher zu ihm, seitdem wir das schlechte Geschäft bei Lübeck machten. Sie hatten damals die schwierige Aufgabe, eine Uebereinkunft zu Stande zu bringen. Besorgen Sie heute dasselbe Geschäft, es wird Ihnen diesmal leichter werden.“

In den drei Tagen nach Abschluß dieser Convention räumten die Franzosen Paris und zogen sich hinter die Loire zurück. Am 7. Juli rückte Blücher in Paris ein, von der Südseite über die Brücke von Jena; gleichzeitig rückten die Engländer von der Nordseite ein. Man besetzte die Tuilerien, den Sitz der stellvertretenden Regierung und den Palast Luxemburg, den Sitzungsort der Pairs, mit einigen Brigaden und forderte vorläufig von der Stadt Paris eine Kriegssteuer von hundert Millionen Franken und eben so viel in Naturallieferungen für die Truppen. Außer dieser Kriegssteuer sollten den Truppen auch die in ihrem Bereiche liegenden Besitzungen Napoleon's und seiner Anhänger zu Gute kommen. Blücher richtete sich mit Gneisenau in St. Cloud ein. Was sich von geraubten Kunstschätzen in Paris noch vorfand, wurde in Sicherheit gebracht. Namentlich aber wollte Blücher durchaus die am Marsfelde gelegene Brücke von Jena in die

Luft sprengen lassen. Er schrieb 10. Juli aus St. Cloud an den Finanzminister von Bülow:

„Von der Stadt Paris habe ich hundert Millionen Franken gefordert, zwei Monate Tractement führ die Armee als Douceur und 110,000 Mann neugekleidet. Hindert mich der König nicht, so soll Alles richtig beigetrieben werden."

„Die Brücke von Jena lasse ich heute sprengen, so eben geht die Nachricht ein, daß die beiden Kaiser und unser König noch heute hier in Paris eintreffen sollen, was ich kaum glaube."

„ich wohne hier in St. Cloud und habe in Paris ein Absteigequartier; ich mag nicht einmal nach der Stadt, die Bourbons und das ganze Volk sind mich zuwider. Ist unser König nur fest und hört mich, so soll das Otterngezüchte diesesmahl nicht so davon kommen. 200,000 Preußen müssen bezahlt sein. adio. —"

Es fruchtete nichts, daß Ludwig XVIII. sich für Erhaltung der Brücke verwandte, und um des Feldmarschalls Zorn zu entwaffnen, ihr den Namen Invalidenbrücke gab, von dem ihr gegenüberliegenden Dome des invalides. Es fruchtete auch die Fürsprache von Blücher's Adjutanten, Grafen von der Goltz, späteren preußischen Gesandten in Paris, nichts, der im Namen Talleyrand's vorbat. Blücher meinte: „Ich werde die Brücke sprengen, und es wäre mir sehr lieb, wenn Herr Talleyrand sich vorher darauf setzte." Die Franzosen klagten: „Ah, ils sont mauvais les Prussiens!" Ein erster Versuch der Spren-

gung mißlang, einen zweiten verhinderte, obgleich Blücher nicht wenig tobte, die Ankunft des Königs von Preußen.

„Der eigentliche wahre Commandant von Paris, schreibt der General Nostitz in einem Briefe, den seine Memoiren mittheilen, war der General Phul. Die ganze Zeit seines Regiments hat er Paris fest in der Hand gehalten gegen die verschmitzteste Widerspenstigkeit der Franzosen und die unbedachte Nachgiebigkeit der Souverains. Man stand an keinem öffentlichen Ort, man ging über keinen Platz, man hörte keinen Streit, man sah keinen Auflauf, ohne nicht auch gleich die wachende Gegenwart eines fremden Gebieters zu empfinden. Die Unmöglichkeit, Paris militairisch zu besetzen, wovon die Franzosen gesprochen, ist sechs Monate lang durch Phul siegreich widerlegt worden.. Er hat in dieser Zeit die Bevölkerung der Stadt und viele Tausende französische Militairs, die ab- und zukamen, um ihrem Groll durch Störung der öffentlichen Ruhe Luft zu machen, er hat sie alle so niedergebeugt, wie die Frösche unter der Luftpumpe; sie konnten kaum piepsen und schnappten nach Luft, die der Commandant allein nach Gefallen aus- und einließ."

Polizeichef in Paris war damals der frühere Polizeipräsident in Berlin, der Osnabrücker Justus Gruner, der den Winkelzügen Fouché's, namentlich bei der Ausschaffung der Kunstwerke, die Wage halten mußte. Er ward nachher Gesandter in der Schweiz und starb 1820 zu Wiesbaden ohne Kinder.

Friedrich Wilhelm hatte die Nachricht Blücher's von dem Siege bei la Belle Alliance zu Merseburg

erhalten. Er hatte Wien am 26. Mai verlassen, Berlin besucht und war am 22. Juni von Potsdam nach dem Rheine abgegangen: er war erst am 27. Juni im Speier bei dem nach Frankreich nachrückenden Heere angekommen. Kaiser Franz und Alexander reisten von Wien über München und Stuttgart. Am 7. Juli empfing man auf dem Marsche von Nancy nach Vock die Nachricht Blücher's, daß Paris übergeben worden sei. Dies veranlaßte die verbündeten Monarchen, das Heer zu verlassen und für sich allein den Weg nach der Hauptstädt zu machen. Anfangs vom einem Kosackenregimente, dann von bairischer und jenseit Meaux von englischer Cavalerie begleitet, erreichten sie am 10. Juli Bondy und begaben sich, um alle Empfangsfeierlichkeiten zu vermeiden, noch am Abend dieses Tages nach Paris selbst, wo sie um neun Uhr eintrafen.

Von Neuem kamen nun die Diplomaten in Paris in Arbeit. Blücher ließ ihnen auch dies zweitemal seine Meinung nachdrucksvoll wissen. Als Wellington ein großes Fest gab, brachte Blücher, gegen Castlereagh gewandt, den berühmten Toast aus, der noch jetzt in England der Blücher-Toast heißt:

„Was die Schwerter uns erwerben,
Laßt die Federn nicht verderben!“

Um sich zu zerstreuen, ging er wieder an die grüne Spielbank. Er verließ Paris, nachdem er drei Millionen Francs, die er von der französischen Regierung erhalten, verspielt hatte.

Das Werk der Diplomaten, der zweite Pariser Frieden, kam erst nach längeren Conferenzen am 20. Nov. 1815 zu Stande. Frankreich ward auf die Grenzen

des Besitzstands des Jahres 1790 gebracht, mußte einige Festungen an der Nord- und Ostgrenze und namentlich Saarlouis an Preußen abtreten, zahlte an jede der fünf Großmächte hundert Millionen Contribution und an Preußen noch vorweg fünfundzwanzig Millionen (wie an England) und endlich zwanzig Millionen zu Befestigung des Niederrheins; auch ward es auf fünf Jahre mit 150,000 Mann unter Herzog von Wellington militairisch besetzt. Der Antrag, der von niederländischer Seite geschah, Frankreich solle alle seit zwei Jahrhunderten gemachten Eroberungen herausgeben, namentlich Straßburg, den großen Waffenplatz am Oberrhein, das Elsaß, Lothringen, die drei Bisthümer, Flandern und Artois, ein Antrag, den Preußen theilte — und der Antrag, den Preußen stellte, daß ihm außer Saarlouis wenigstens noch die Festungen Montmedy, Longwy, Thionville und namentlich Metz, der große Waffenplatz an der Mosel, überlassen werden möchten — gingen nicht durch, wiewohl Oestreich sich beiden zustimmig erklärte. Der Vorschlag, Elsaß und Lothringen an Erzherzog Carl, den Sieger von Aspern, zu geben, den der Kronprinz von Würtemberg that, im Interesse Würtembergs, indem dadurch Südwestdeutschland vor einem französischen Angriff sicher gestellt ward, wurde verworfen. Oestreich zögerte und unterstützte nicht. England und Rußland fürchteten durch diese Abtretungen das europäische Gleichgewicht verletzt zu sehen. England witterte in Allem preußische Vergrößerungsversuche, zu denen es einmal mit der Forderung Sachsens Verdacht gegeben, Rußland war

jetzt ganz gegen Preußen und für Frankreich. In dem Briefe, den Wilhelm von Humboldt im August 1815 an den Prinzregenten von England schrieb und den Montvérant in seiner Geschichte von England im Auszuge mittheilt, bezog sich Humboldt darauf, daß einer der russischen Unterhändler geradezu erklärt habe, es sei gar nicht russischer Politik gemäß, Deutschland gesicherte Grenzen gegen Frankreich zu geben. Humboldt bezog sich sogar darauf, daß das Gerücht gehe, Pozzo di Borgo, der selbst von Napoleon gefürchtete Diplomat, solle mit Bewilligung Kaiser Alexander's in das französische Ministerium eintreten — er, der früher Abgeordneter Corsica's in der Nationalversammlung gewesen und jetzt russischer Gesandter zu Paris war. Zuletzt ward auch Oestreich umgestimmt und der östreichische Beobachter schrieb: „einen besseren Frieden als man mit Frankreich geschlossen hat, verlangen, hieße Frankreich ruiniren.“

Zwei große Acte gingen von den Monarchen persönlich während ihrer Anwesenheit in Paris aus, ein strenger Act der Gerechtigkeit und ein ganz neuer, seit Jahrhunderten in der Politik unerhörter Act der christlichen Liebe. Jenen strengen Act der Gerechtigkeit beschlossen die Monarchen am 31. Juli, indem sie übereinkamen, Napoleon, der sich unterdessen den Engländern überliefert hatte, als Kriegsgefangenen nach der Insel Helena abführen zu lassen, die Wellington schon früher als den zweckmäßigsten Platz für die Haftnahme Napoleon's in Vorschlag gebracht hatte. Der neue religiöse Act aber, der der europäischen Politik

wieder die so lange vergessene und in den Hintergrund gestellte Weihe der Grundlage christlicher Principien geben sollte, war die am 26. September zwischen den Kaisern von Rußland und Oestreich und dem König von Preußen abgeschlossene heilige Allianz. Die drei Monarchen verbanden sich darin: „gemäß den Worten der h. Schrift, die allen Menschen befiehlt, sich als Brüder zu lieben, durch die Bande der wahren und unauflöslichen Bruderliebe verbunden zu bleiben; sich stets Beistand und Hülfe zu leisten; ihre Unterthanen als Familienväter zu beherrschen; die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten. Sie betrachten sich nur als Glieder Einer und derselben christlichen Nation; von der Vorsehung beauftragt, die Zweige Einer Familie zu regieren. Sie fordern alle Mächte auf, die gleiche Grundsätze anerkennen, zu diesem heiligen Bunde zu treten.“ England, auch eine christliche Macht, trat bekanntlich nicht bei; auch nicht der Pabst und der Sultan.

Der Gedanke der heiligen Allianz war aus dem Herzen Alexander's entsprungen, das sich unter dem Einflusse der außerordentlichen Begebenheiten der letzten drei Jahre und dem Umgange der Frau von Krüdener einer entschieden religiösen Richtung zugewandt hatte. Er wollte mit der h. Allianz im Angesicht der Welt und in der Welthauptstadt, von der die religionsfeindliche Gesinnung ausgegangen war, sich wieder zu der verworfenen Religion bekennen. Er legte den Monarchen von Preußen und Oestreich den Entwurf dieses Bekenntnisses vor und traf bei denselben eine ganz übereinstimmende Gesinnung. Als ein solches

öffentliches Bekenntniß sollte Europa die h. Allianz als ein ehrwürdiges Denkmal der Gesinnung, die damals die verbündeten Monarchen beseelte, betrachten. Indem sie sich zur christlichen Religion, als der Grundlage der Politik bekannten, wollten sie nicht blos Rechte ansprechen über ihre Völker, sondern auch die damit unzertrennlich verbundenen Pflichten übernehmen. Die Idee der christlichen Liebe, die als Hauptidee für den inneren lebendigen Zusammenhalt der europäischen Staatenfamilie an die Spitze gestellt wurde, schloß allerdings das rechte Verhältniß der Fürsten und Völker in sich. Diese Idee war, wenn sie anders in ihrer Wahrheit festgehalten wurde, allerdings eben so weit entfernt von der Idee des starren göttlichen Rechts, wie der absolute Ludwig XIV. sie aufgestellt hatte, als von der Idee des ebenso starren bürgerlichen Vertrags, zu dem sich die Revolution bekannt hatte. Während die Idee des droit divin den Fürsten alles Recht, die Idee des pacte social den Völker alles Recht zuerkannte, bekannte man sich mit der Idee der Bruderliebe, nicht blos zu gegenseitigen Rechten, sondern auch zu gegenseitigen Pflichten.

Kurz nach Abschluß dieses Bundesvertrags, der, wie gesagt, Europa lehren sollte, daß die Fürsten sich einer höhern Sanction, als die bloße Diplomatie sie zeither gegeben hatte, unterstellen wollten, verließen sie Paris, Alexander bereits zwei Tage darauf, am 28. Sept., Franz am 29., Friedrich Wilhelm am 6. Oct. 1815.

9. Der Hof Friedrich Wilhelm's III. in den letzten fünfundzwanzig Jahren. Die Fürstin Liegnitz. Personalien des Königs. Seine Tagesordnung und seine Hofumgebung: der Oberkammerherr und Hausminister Fürst Wittgenstein, Generaladjutant Witzleben, Alexander Humboldt, Cabinetsrath Albrecht, Leibarzt Hufeland, Kämmerier Timm, Oberst Malachowsky u.s.w. Coexistenz der Vorliebe des Königs für Theater und Ballet und für Kirche, Liturgie, Union und Agende. Die Minister und das Calmirungssystem.

Die letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens, das von dem Unglücksjahre 1806 an so sturm- und sorgen- und mühevoll gewesen war, verbrachte Friedrich Wilhelm in heiterer Ruhe. Er war glücklich in seinem Hause, hochgeliebt in seinem Lande, hochgeehrt in der öffentlichen Meinung.

Am Wohlsten fühlte er sich unter den Seinigen zu Hause. Ein zahlreicher Kreis von Kindern und Kindeskindern war um ihn versammelt. Von seinen Söhnen vermählte sich der Kronprinz, 1823 mit einer Katholikin, die auch katholisch blieb, Elisabeth von Baiern; Prinz Wilhelm, jetzt Prinz von Preußen, 1829 mit Auguste von Weimar — sie ward die Lieblingsschwiegertochter des Königs; Prinz Carl 1827 mit Marie von Weimar, Prinz Albrecht 1830 mit Marianne, Prinzessin der Niederlande, von der dieser jüngste Prinz früher schon factisch getrennt, 1849 gesetzlich geschieden wurde. Von den drei Töchtern ward Charlotte Alexandra

vermählt 1817 mit dem Thronfolger Nicolaus in Rußland, Alexandrine 1822 mit dem Erbgroßherzog von Schwerin und Luise 1825 mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande. Diese Söhne, Töchter und Schwiegertöchter bildeten mit ihren Kindern den täglichen Familienkreis um „den alten guten Herrn," wie die Preußen ihren König zu nennen pflegten. Er selbst hatte seit Luisen's Hingang 1810 vierzehn Jahr lang ehelos gelebt. Als die jüngste Tochter Luise „die zweite Luise" wie er sie zu nennen pflegte, da sie so freundlich und liebevoll wie ihre Mutter sei, mit dem Prinzen der Niederlande sich verlobt hatte, schritt der bereits vierundfunfzigjährige König noch zu einer zweiten Heirath: er vermählte sich mit der vierundzwanzigjährigen Gräfin Auguste von Harrach, die er bei seinen Badebesuchen in Töplitz kennen gelernt und mehrere Jahre beobachtet hatte, 9. Novbr. 1824. Er vermählte sich mit ihr in morganatischer Ehe und erhob sie zur Fürstin von Liegnitz und Gräfin von Hohenzollern. Diese Ehe, die im Anfang unglaubliche Sensation machte, schlug wohl aus, die Fürstin faßte ihre Stellung als Gehülfin des Köngs und behauptete sich darin mit großem weiblichen Tacte, so daß der gesammte Hof und das Land ihre Liebenswürdigkeit anerkennen mußte. „Der König, sagt sein Biograph, Bischof Eylert, war schweigsamer, sinniger Natur und nichts war ihm so sehr zuwider, als leeres Geschwätz. Doch hatte er auch Perioden, wo er gern und viel sprach und er auch wohl, besonders in einem mehr passiven als activen

Zustande, eine lange Unterhaltung auch über Kleinigkeiten gern hatte. Seine neue Gemahlin, verständig und besonnen, ernst und heiter, frei von allem Eigensinn und aller übeln Laune, stets liebevoll und ruhig, wußte in Allem so es zu treffen, wie es ihm recht war. Dies war nicht leicht; denn wenn er auch in häuslichen Dingen immer ein gerechter, billiger und mäßiger Mann war, so hatte er doch auch verdrießliche Stimmungen, in welchen, reizbar und ärgerlich, besonders da, wo er sich gehen lassen konnte, der Umgang mit ihm schwer wurde. Der Fürstin aber gelang es in ihrer Anmuth, den König aufzuheitern und gewiß war seine mit den Jahren zugenommene Milde und Ruhe das Werk ihres wohlthuenden Einflusses. Aus dieser Wechselseitigkeit entsprang immer mehr Einheit, so daß sie beide Ein Herz und Eine Seele wurden. Deshalb sah man sie beide stets beisammen; sie fuhren in Einem Wagen ohne alle sonstige Begleitung und das dastehende Publikum hatte seine stille Freude an dieser Zutraulichkeit. Laut hörte man die Stimme im Volke: „Der gute alte Herr! Die liebenswürdige Fürstin von Liegnitz!“ Selbst, wenn sie bei Hoffesten und der Anwesenheit vieler regierenden fürstlichen Personen getrennt von einander bei Tische saßen, suchten sich ihre Blicke auf und verstanden sich in gegenseitigem Vertrauen. Mehr und ganz konnten sie sich demselben hingeben, wenn sie alle Jahre zusammen nach Töplitz reisten und mehrere Wochen in diesem angenehmen Badeorte sich aufhielten. Hier hatten sie sich kennen gelernt, hier sich gefunden, hier war die Verlobung

geschehen. Unerschöpflich war hier die Fürstin, wo sie sich frei und ungehindert bewegte, dem König überraschende ländliche Freuden, wie er sie gerne hatte, zu bereiten; der Aufenthalt verlängerte sich und oft wurde der 3. Aug., der Geburtstag des Königs, in der benachbarten sächsischen Schweiz, namentlich in Schandau, still aber herzlich vergnügt, in einer kleinen Gesellschaft gefeiert.“

„Auch zu Hause in Berlin war der König am Glücklichsten unter den Seinigen. Wenn er am Morgen viel gelesen, gehört und gearbeitet hatte, sah man ihn des Mittags das Wohlbehagen an langer Familientafel an. Mit seinen Kindern und der Fürstin von Liegnitz fuhr er gern aus, am Liebsten in einem langen Korbwagen und er verlebte in seinen Gärten und auf seinen Landgütern in abgeschiedener, heiterer Gemüthlichkeit im frohen Kreise seiner nächsten Angehörigen glückliche Tage. Alles steife Ceremoniel, dem er so feind war, war entfernt.“ Des Königs Lieblingsaufenthalt war die stille Pfaueninsel und das eben so stille Paretz. Sein Leben war durchaus einfach und gleichförmig geordnet. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend hatte jede Stunde ihre fest geregelte Bestimmung, von der nie abgewichen wurde. Das ging so weit, daß man im Publikum immer wußte, wo er war, wann er kam und wann er ging. Alles Neue war ihm unbequem, das erstreckte sich bis auf den Wechsel seiner Kleider. Er pflegte über Vieles, was andern neu erschien, zu sagen: „Ist schon da gewesen, nur

in anderer Gestalt, wird auch wieder alt werden, nach Verlauf von vier Wochen spricht kein Mensch mehr davon!“ In seinem täglichen Wohnzimmer duldete er keine Veränderung, es mußte alles auf seiner gewohnten Stelle bleiben, er mußte es auch im Finstern finden können. Auch seine Umgebungen blieben sich immer gleich.

Friedrich Wilhelm's Tagesordnung war in völlig gleicher Festhaltung regelmäßig wiederkehrend folgende. Er stand früh sechs Uhr auf und kleidete sich sogleich für den ganzen Tag mit Stiefeln und Sporen an und mit dem langen, enganschliessenden aber bequemen, grauen Militairüberrock, der seinen hohen Wuchs noch mehr hervorhob, nachdem er in späteren Jahren sein früheres Embonpoint verloren hatte. Der Rock war ohne alle Auszeichnungen, auch ohne Epauletten. Auf dem Kopfe saß die eben so bequeme militairische Mütze, wenn er ausfuhr.

Die erste Arbeit des Morgens war das Oeffnen und Durchlesen der an ihn gerichteten Briefe. Nach des großen Friedrich's Brauch ward keiner ohne sofortige Antwort belassen. Mit dieser Arbeit vergingen alle Tage zwei volle Stunden. Dann kamen die Vorträge aus dem Civil- und Militaircabinet. Wichtige Personen waren der Cabinetsrath und der Generaladjutant. Vortragender Cabinetsrath war Albrecht, früher Kammergerichtsrath; er ward schon seit den Unglückstagen in Königsberg 1808 durch Stein angestellt, und als ein unterrichteter, verständiger, bescheidener Mann sehr werth gehalten. Er ward so Nach-

folger des einst hochbetrauten Mencken und des zum Großkanzler und Grafen beförderten, 1819 aber entlassenen Beyme, in der vollen Vertrauensstellung beim König; Albrecht blieb seinerseits in seinem bürgerlichen Stand und erst sein Sohn ward bei der Huldigung 1840 geadelt. Die Stelle des Generaladjutanten, der den Militairvortrag hatte, bekleidete der seit 1816 dazu neuernannte Oberst, später General Jobst von Witzleben, der Nachfolger des einst hochbetrauten Köckeritz und des zum Kriegsminister beförderten, 1819 aber ebenfalls entlassenen Boyen. Witzleben, einer alten thüringischen Familie, die im Schwarzburgischen bei Rudolstadt ihr Stammhaus hat, angehörig, war aus Halberstadt gebürtig. Er war ein in Gefühl und Sitten anmuthiger, ernster, edler und freigesinnter Mann, großer Musikliebhaber, aber sehr sentimental und deshalb sehr stark zum Mysticismus hinneigend; er galt für den Hauptpatron der Mystiker in Berlin, besuchte eine Zeit lang ihre Erbauungsstunden und verwickelte den König aus Musikliebe in die fatalen Streitigkeiten über Einführung der Agende, auf die ich unten zurückkomme. Er war ein besonderer Liebling des Königs und starb erst drei Jahre vor ihm, 1837.

Nach der Expedirung der Civil- und Militairvorträge, wieder einer mehrstündigen Arbeit — es gab Vormittage, wo ein paar hundert Sachen expedirt wurden — theilte der König die Parole aus und darauf machte er seine tägliche Promenade im Wagen, in der alten den Berlinern wohlbekannten unscheinbaren gelben Kalesche, bespannt mit den beiden herrlichen

Tramhoer Rappen. Diese Kalesche führte ein einfach gekleideter Hofkutscher; neben dem König saß der Ordonnanzoffizier, nur selten war noch ein Bedienter auf dem Wagen.

Um zwei Uhr ward gespeist. Der König aß und trank gut, hatte aber, wie er in Allem die Einfachheit liebte, auch nur einen einfachen Tisch: die eigentlichen Tafelfreuden liebte er so wenig, wie Spiel und Karten. Auch von den übrigen nobeln Passionen der großen Herren war wenig bei ihm zu verspüren. In früheren Jahren hatte er Freude an schönen Pferden gehabt. Die Jagd liebte er, wie der große Friedrich nie, er nannte sie ein grausames, erbärmliches Vergnügen und meinte sogar, sein Ahnherr, der bürgerfreundliche Friedrich Wilhelm I., von dem er sehr gern und oft sprach, sei dadurch so hart und grausam geworden. Noch erinnert man sich, daß Friedrich Wilhelm III. in früheren Jahren, wenn er auf der Pfaueninsel war, eine Partie Kegel zu schieben pflegte.

Nach dem Diner kam regelmäßig das Gespräch in der Fensterecke mit dem Haus- und Cabinetsminister und es betraf gerade die wichtigsten Gegenstände — mit den Staatsministern arbeitete der König in der Regel niemals. Der Minister des königlichen Hauses, der Oberkammerherr Fürst Wilhelm Wittgenstein, ein Urenkel des dereinstigen Ministers des großen Kurfürsten und des Oberhofmarschalls unter dem ersten König, war eine hochbetraute Person bei Friedrich Wilhelm: Wittgenstein genoß sein höchstes Vertrauen und übte den allerstärksten Einfluß. Er war das Haupt

der Tory=Aristokratie am preußischen Hofe und galt als das Haupt der Widerstandspartei und der Absolutisten — er brachte selbst den Fürsten Hardenberg auf seine Seite und dieser verbündete sich mit ihm, um nur an der Spitze der Geschäfte zu bleiben. Daß Hardenberg durch Wittgenstein in das Ministerium gekommen sei, spricht einmal Niebuhr in einem Briefe an Stein vom 29. Juni 1810 aus: „Was sagen, schreibt er, E. Exc. zu dem F. W. als Hardenberg's anerkannten Patron, unter dessen Schutz und durch dessen Schliche er in das gelobte Land des Ministeriums zurückgekehrt ist? Die Niedrigen (Altenstein, Nagler, Beyme rc.) welche E. Exc. anfeindeten, sind durch die nämlichen Menschen und durch die nämlichen Schliche, welche man gegen Sie anwandte, gefallen.“ Hardenberg und nach ihm Ancillon folgten willig dem durch Wittgenstein eingeleiteten Umschlag der großen Bewegung, die die Befreiungskriege hervorgerufen hatten.

Den Nachmittag füllte wieder Geschäftslectüre. Sechs Uhr ward ins Theater gefahren. Den Abend schloß der Thee bei der Fürstin Liegnitz, zu dem die Prinzen und Prinzessinnen sich einfanden. Zuweilen las der Flügeladjutant aus den neu erschienen Büchern vor, der König hörte mit mehr oder auch mit weniger Aufmerksamkeit zu, wenn der Schlaf den bereits gealterten Mann übermochte. Eine Hauptfigur in diesen Abendzirkeln machte der berühmte Alexander von Humboldt, der seit dem Jahre 1827 von Paris nach Berlin gekommen war; er unterhielt nicht

nur den König in der Kenntniß der Literatur im Laufenden, sondern war auch der unzertrennliche, ja geradezu unentbehrliche Gesellschafter. Wegen seiner nicht zu erschöpfenden Unterhaltungsfertigkeit ward er nicht blos zu allen Reunionen des Königs eingeladen, sondern er war gehalten, zu erscheinen.

Friedrich Wilhelm III. liebte es, nur mit wenig Personen zu verkehren, der Hoftrouble war ihm zuwider. Was die Persönlichkeiten betrifft, so hatte er, wie sein großer Großoheim entschiedene Sympathieen und Antipathieen. Manche Leute mochte er gar nicht leiden; er war gegen diese Personen, gegen die er seine Abneigung ohne Weiteres laut mit seinem gewöhnlichen Worte: „Fataler Mensch" zu erkennen gab, unangenehm kurz. Zu diesen Leuten, die er fern von sich hielt, gehörten die Austeren, die Schweigsamen; ferner die Großthuer und die Herren mit dem breitspurigen Wesen; auch einige von den geistreichen Romantikern der kronprinzlichen Gesellschaft in der Wilhelmsstraße, wie der nachherige erste Minister des Auswärtigen nach der Märzrevolution Baron Heinrich Arnim u. s. w. Wenigstens in der letzten Zeit seines Lebens litt er auch keine Franzosenfresser mehr in seiner Nähe. Da er ein biedrer, einfacher Mann ohne Falsch war, sah er mehr auf Charakter als auf Geist.

Außer seiner Familie gehörten zu seinen nächsten und liebsten Umgebungen die schon genannten: der Generaladjutant Witzleben, der Oberkammerherr und Hausminister Fürst Wittgenstein, der Staatskanzler Fürst Hardenberg, der Cabinetsrath Albrecht und

Humboldt. Hierzu kamen die beiden Generalintendanten des Theaters, Graf Brühl und Graf Redern, auf die ich zurückkomme. Sehr beliebt war auch der Leibarzt Hufeland, und von der Hausdienerschaft hatte einen großen Stand der Geheime Kämmerier Timm (von einer Familie, der die Mutter des bekannten Tempelhof angehörte). „Timm ist, schreibt Rahel einmal im Jahre 1819, ein ehrlicher, braver, einfacher Mann, den ich von Natur gut leiden kann, ich freue mich, daß ihn der König hat.“ Wie hoch Timm im Vertrauen war, ergiebt sich aus dem Umstand, daß gesagt wurde, er habe die Heirath mit der Fürstin von Lignitz zu Stande gebracht: was Rietz bei Friedrich Wilhelm II., Fredersdorf bei dem großen Friedrich und Eversmann bei Friedrich Wilhelm I. waren, war Timm bei Friedrich Wilhelm III.

Wie der König zu den ernsten Morgengeschäften Witzleben, zu den Gesprächserholungen am Abend Humboldt um sich hatte, so hatte er gern bei Tische und im Wagen bei sich den humoristischen, satyrischen und freimüthigen Husaren-Obersten von Malachowsky. „Er hatte, sagt Eylert, an ihm seine Freude und hörte seine skoptischen Ein- und Ausfälle auch dann gern, wenn sie selbst bittere Wahrheiten enthielten. Mit hohen Herrn ist nicht gut Kirschen essen, Malachowsky aß sie mit dem Könige, denn wie dieser selbst war er heiter und bieder, und erhielt sich fest auf dem allerdings glatten Boden. Einst fuhr er, in einem Wagen neben dem Könige sitzend, an einem schönen Morgen über den

Gendarmenmarkt. Die glänzende Sonne beschien die prächtige Reihe von Häusern. „Hier muß gut wohnen sein!“ meinte der König. „O ja, antwortete Malachowsky, darum wohne ich auch hier.“ „Wie viel Zimmer haben Sie?“ „Meiner zahlreichen Familie wegen muß ich größere und kleinere, sieben haben.“ „Wie viel müssen Sie Miethe geben?“ „Ich muß, weil ich drei Stuben, jede von zwei Fenstern vorn heraus habe, 600 Thaler jährlich zahlen.“ Der König zuckte die Achseln und sagte: „Das machen Sie jedem Andern weiß, mir aber nicht! Das weiß man ja wohl besser! Erschrecklich viel Geld, zu viel für ein kleines Quartier!“ Malachowsky, mit einer komischen, demüthigen Geberde erwiederte: „Das ist ein wahres Unglück, daß Ew. Majestät so etwas nie glauben wollen.“ Der König lachte und schickte ihm den andern Morgen 400 Dukaten mit der Inschrift: „Zur Hausmiethe für dieses und praenumerando für das künftige Jahr.“ Das Wort praenumerando war stark unterstrichen. „Ein kluger Herr!“ meinte der fröhliche Oberst.“

Des Königs Haltung war ganz militairisch, sein Gesicht ziemlich hart, obgleich es oft seine natürliche Güte hindurchblicken ließ; sein Blick war lebhaft, doch nicht sehr fest; seine Worte von Jugend her immer kurz und abgebrochen, zuweilen selbst schwer sogleich zu fassen, was ihn ungeduldig und verlegen zugleich machte. Französisch sprach er vorzüglich gut. Friedrich Wilhelm war sehr schweigsamer Natur und hörte, wenn er nicht Neigung zum Epanchement hatte, immer lieber,

als er redete. Darnach machten seine Umgebungen bei ihm ihr Glück. Er hatte es ungemein gern, wenn man, ohne der Ehrfurcht zu vergeben, die nach der Etikette im Gespräch mit Fürsten selbst zu fragen verbietet, das Gespräch doch nicht fallen ließ, sondern auch dann noch, wenn er, wie er zu thun pflegte, Schlag auf Schlag und mit Heftigkeit, seine Fragen ausgefragt hatte und nun fertig war, seiner Verlegenheit zu Hülfe kam, das Gespräch nicht stocken ließ, sondern die Unterhaltung fortführte.

Der König konnte gegen solche Menschen sogar eine Abneigung fassen, die durch seine Gegenwart in Verwirrung gebracht, die Ruhe und Sammlung in der Rede verloren; denen dagegen zeigte er sichtbares Wohlwollen, die ihn beredt und fließend zu unterhalten verstanden. Alexander von Humboldt's großer Stand bei dem König beruhte wesentlich auf seiner beispiellosen Zungengeläufigkeit. Friedrich Wilhelm war von Jugend her immer schüchtern und seine Reden trocken und stockend. Man mußte ihn aussprechen und damit seiner Schüchternheit zu Hülfe kommen. War dies geschehen, so konnte er, wie gesagt, namentlich in französischer Conversation sehr beredt, ja redselig sein und er sprach dann auch gut: es wohnte ihm eine sehr richtige Kritik und Würdigung der jedesmaligen Verhältnisse und Umgebungen bei. Auf Reisen aber, besonders wenn die Beamten und Landes-Autoritäten sich ihm nahten, gab er nur wenige Worte, rhapsodisch und in dem ihm ganz habituellen Infinitiv hervorgebracht, zu vernehmen. Weil er wußte, daß Aller Ohren und

Augen auf ihn gerichtet waren und jedes Wort aus königlichem Munde auf die Goldwage gelegt werde, hütete er sich, viel zu sprechen. Er war allerdings ein kluger Herr, besonders unter Fremden sehr zurückhaltend, die er nicht genau kannte. Unter den Sprichwörtern, die er häufig citirte, war auch das: „Durch Schweigen Niemand sich verräth.“

Mit dieser Schweigsamkeit steht die Vorliebe des sonst so ernsten kirchlichen Herrn fürs Theater in genauem Zusammenhange. Dem Fürsten von Wittgenstein gab der König einst selbst hierüber Aufschluß, indem er ihm sagte: „Im Theater brauche ich nicht aufs Reden zu hören; alle anderen Reden sind entweder an mich gerichtet, oder doch mit der Absicht, daß ich sie hören soll, gesagt. Wo ich auch sein mag, überall bin ich in Anspruch genommen. Hier bin ich nicht einsam und doch mit mir allein, hier will man nichts von mir.“

In seiner Jugend hatte der König keine Neigung fürs Theater bezeigt. Die prachtvollen italienischen Opern im Carneval unter seinem Vater hatten ihm Langeweile gemacht, die Vorgänge bei dem Privattheater der Gräfin Lichtenau empört und eine Abneigung beigebracht. Erst als Iffland 1796 als Theaterdirector nach Berlin kam und seine Stücke aufführte, nahm er Interesse, wozu der bürgerliche Stoff derselben, der ihm zusagte, viel beitrug, er gab Iffland sogar den rothen Adlerorden. Aber die Königin Luise mußte ihn auffordern und bitten, mit ihr ins Theater zu gehen, namentlich auch, wenn ein neues

Stück von Schiller, der damals so große Sensation machte, gegeben wurde. Der regelmäßige Besuch des Theaters datirt erst von dem Aufenthalt in Paris in den Befreiungskriegen. „Viel hat, sagt ein Aufsatz in der Eylert'schen Biographie, nach dem Urtheile des General von Witzleben, die Anschauung der Pariser Theater und des dort so deutlich sich kund gebenden Volksantheils an einer nationalen Bühne dazu beigetragen, den König zu veranlassen, ein Interesse an der Bessergestaltung der Bühnenverhältnisse in der Hauptstadt zu nehmen. Nach dem beispiellosen Pompe in Paris, London und Wien, nach errungenem Siege war der Abstand zu fast klösterlicher Einsamkeit in Berlin zu groß. Der König sehnte sich, inmitten seines Volks zu erscheinen, ohne die Majestät einer zu nahen Beziehung zum Volke auszusetzen. Dazu war das Theater der Ort. Hier konnte er mitten im Publikum und doch geschieden von ihm sein. Der Geschmack des Königs an charakteristischer, besonders aber solcher Musik, die einen heroischen, kriegerischen Charakter hatte, veranlaßte das Engagement Spontini's, dessen Vestalin und Cortez ihm in Paris in vollendeter Ausführung entgegengetreten waren und mit diesem Engagement begann offenbar die großartige Periode der Berliner Oper. Der König betrachtete die Oper gleich von Anfang keineswegs blos als eine Hofsache, als einen Pomp, sondern als ein Eigenthum des Volks, wohl geeignet, den Sinn zum Idealen zu wecken. Berlin wurde in dieser Zeit Sammelplatz vieler fürstlichen Besuche, denen die ein-

fache, fast bürgerliche Sitte des preußischen Hofs nicht die geeignete Aufnahme gewähren konnte. Große Jagden liebte der König nicht. Glänzende Hoffeste, Maskeraden, Bälle waren kostspielig und das Publikum konnte sie nicht theilen. Das alles kam zusammen, daß das Theater die Aushülfe wurde."

Trauerspiele sah der König gewöhnlich nur einmal — und das blieb sich gleich bei Shakespeare, Goethe und Schiller, wie bei Raupach, der damals für die Berliner Bühne schrieb; er meinte, „das Leben hat Tragödien genug." Er liebte nicht „das Echauffement" und „das Exaltirte." Schiller's Räuber, Fiesko und namentlich Don Juan waren ihm in der Seele zuwider, eben so die Teufeleien im Freischütz. Wilhelm Tell und Egmont wurden aus Vorsicht wegen der demagogischen Umtriebe nicht gegeben. Am liebsten waren dem Könige solche Stücke, die harmlose Schilderungen aus dem bürgerlichen Leben zum Gegenstande hatten. Bei seiner Abgeschlossenheit und eignen Richtung, nur mit wenig Personen zu verkehren, war noch ganz besonders das Theater ihm eine erfreuliche Veranlassung, mit den Zuständen des Lebens in allen Ständen des Volks, nicht blos mit den der privilegirten, die seine Hofumgebungen bildeten, in Bekanntschaft zu kommen und mit den Zeitbestrebungen und Zeiterforderniffen in Berührung sich zu erhalten. Was ihm persönlich nicht gesagt und geschrieben werden durfte, hörte er im Theater in ungebundener Freiheit und unbeschränkter Form. Darum begünstigte er vorzugsweise die neueren Erzeugnisse. Immermann

ward gern gehört, Zedlitz und Bauernfeld schickten aus Wien ihre Stücke ein. Lustspiele und Possen sah der König ungemein gern, zu ihrer Aufführung ließ er das zweite Theater in Berlin, das Königsstädter Theater, bauen und besuchte es oft. Kotzebue's „U. A. W. G." und die „Sieben Mädchen in Uniform" erheiterten ihn ungemein. In U. A. W. G. trat Unzelmann auf, nach der Aufführung erhielt er ein Cadeau mit den Worten:

„Und Ananas wird gegessen
Und Ausbruch wird getrunken."

Von 1816 an bis 1840 besuchte der König fast ohne Ausnahme alle Abende das Theater, selbst im Sommer, selbst in Töplitz beim allerschönsten Wetter. Schlag sechs Uhr erschien er bei seiner Pünktlichkeit in seiner kleinen Prosceniumseckloge rechts vor der Bühne im bequemen grauen Militairüberrock und wartete, in eine Ecke gedrückt, bis zu Ende. Befand er sich in Potsdam und kam zum Theater nach Berlin, so war die Zeit der Fahrt genau so berechnet, daß mit dem Glockenschlage sechs die Thür zur Loge sich aufthat. Das Repertoir der Vorstellungen für die nächste Woche wurde jedesmal vom Generalintendanten dem König vorher zur Genehmigung vorgelegt. Er pflegte zu streichen, was ihm nicht gefiel, nie aber trat er den Wünschen des Publikums geradezu entgegen. Gefiel ein Stück sehr, das ihm nicht gefiel, so ließ er das Publikum gewähren und fuhr ins Königstädter Theater.

Generalintendant des Theaters von 1815 bis 1828 war Graf Brühl, ein Enkel des berüchtigten sächsischen Premier, ein Neffe des Oberhofmeisters des Königs Carl Brühl, ihm folgte der Graf Redern. Beiden war der König persönlich gewogen und zählte sie zu seiner täglichen Umgebung. In den Zwischenacten der großen Opern, wo der König aus seiner Loge auf die Bühne ging, eben so in den Generalproben zu den neuen Opern und Balleten, in denen er bis fünf Jahre vor seinem Tode regelmäßig erschien, sprach er nicht nur und ermunterte diese Vorstände, sondern auch die Acteurs und Actricen, die Tänzer und Tänzerinnen; nie unterließ er, gastirenden Künstlern von Ruf ein Wort der Anerkennung und des Beifalls persönlich zu sagen. Graf Carl Brühl, geboren 1772 von der bekannten Fräulein Schleierweber, Freundin aller Koryphäen der deutschen Literatur, vermählt 1814 mit Jnny von Pourtales aus Neufchatel, gestorben 1837, war ein vollendeter Meister im correcten Theatercostüm und ein ausgezeichneter Festordner. Das prachtvolle Fest, das von ihm in den Räumen des königlichen Schlosses zu Ehren der Großfürstin, nachmaligen Kaiserin von Rußland, angegeben wurde und wozu der Stoff aus Moore's Lalla Rookh entlehnt war, übertraf Alles, was man bisher in Berlin gesehen hatte, an Pracht. Brühl hatte auch den glücklichen Gedanken, in dem seit dem Brande 1817 neu erbauten Schauspielhause zu bestimmten Zeiten im Winter alle Stände der Residenz um den König und seinen Hof zu versammeln, auf den

s. g. Brühl'schen Bällen. Nach Brühl's Abgang übernahm Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz, des Königs Schwager, die Anordnungen zu den Familienfesten des königlichen Hauses, unter denen das 1828 der Kaiserin von Rußland zu Ehren in Potsdam angestellte Turnier besonders glänzend war und mit Aufführung eines dramatischen Festspiels beschlossen ward, das der Prinz selbst gedichtet hatte: „Der Zauber der weißen Rose." Graf Redern, der Nachfolger Brühl's als Intendant, Herr der Herrschaften Lanke und Schwandte in der Uckermark, heirathete, wie sein Vorfahr, der erste Graf die reiche Banquierstochter Orguelin, ebenfalls eine Dame aus der Bürgerreihe, Fräulein Bertha Jenisch aus Hamburg.

Die Coexistenz der Vorliebe des alten königlichen Herrn fürs Theater und für die Sprünge der schlanken Tänzer und Tänzerinnen, wie Madame Lemmière und Consorten in den mit verschwendischer Pracht ausgestatteten Ballets — und wieder für Kirchlichkeit, Agende, Liturgie, Union konnte man sich gar nicht vereinbaren. Er erhielt sogar einmal 1834 einen Brief aus dem pietistischen Wupperthal, aus Barmen, in welchem ihn ein treuer Unterthan in seiner Angst um das Seelenheil des Königs beschwor, er möge entweder den täglichen Theaterbesuch unterlassen oder ihm seine Gründe dafür auseinander setzen. Diesem Begehren fügte sich der König und ließ durch Witzleben eine Antwort nach Barmen abgehen. Am deutlichsten sprach er sich einmal gegen den Bischof Eylert aus,

bei einem der glänzenden Hoffeste im Sommer auf dem im Parke von Sanssouci gelegenen großen Neuen Palais, wobei gewöhnlich die Gäste zu Diner, Theater und Souper eingeladen waren. Der Bischof war nach dem Diner aus dem großen Grottensaal in die daran stoßenden offnen Zimmer eingetreten, um die dort hängenden alten Bilder zu besehen. Der König kam ihm nach, ganz allein, und unterhielt sich mit ihm, die Bilder betrachtend, im Saale auf- und abgehend. Er sagte ihm, daß heute ein schönes Stück gegeben werde und fragte ihn dann geradezu, ob er den Theaterbesuch für eine Sünde halte? Der Bischof, ein feiner Hofmann, erwiederte: „wenn es eine Sünde wäre, würde die Majestät nicht hingehen.“ Er hielt ihm aber ein, daß im Theater die Sinnlichkeit vorherrsche, daß sie von allen Seiten eindringe. Darauf entgegnete der König: „Curios, thut das nicht auch die Natur? Die Berge und Thäler, die Bäume, die Flüsse und ihre tanzenden Wellen, die Singvögel, unter ihnen vorzüglich die Nachtigall, die schönen Blumen, alles das, ist es nicht auch in dem Tempel der Natur eine Decoration? Die reiche Abwechselung ist auch ein wahres Schauspiel. Das Publikum, die Jugend muß auch etwas zu ihrem Vergnügen haben, man muß nicht vergessen, daß man auch jung gewesen ist. Das Schauspiel ist noch das Beste, wenn gute Stücke gegeben werden. Es ist doch besser, als Tabagien und Kaffeehäuser zu besuchen.“ Er kam dann auf den Barmer Brief und schloß die Unterredung mit den Worten: „Der ehr-

liche Mann meint es gut. Habe das Schreiben Witzleben gegeben und ihm gesagt, was er in meinem Namen höflich antworten soll. Die Menschen sind erschrecklich einseitig und kennen mich nicht. Berlin ist kein Krähwinkel. Gehen Sie nur immer diesen Abend hinein; wird Ihnen schon gefallen!" Noch denselben Abend bewirthete der Geh. Kämmerier Timm auf des Königs Befehl sämmtliche Schauspieler und die Kinder, die getanzt hatten. Ja, der König erschien selbst in dieser lustigen Gesellschaft und blieb lange in ihr.

Einen merkwürdigen Vorfall im Berliner Theater theilt Eylert mit, der in der Charwoche 1827 Statt fand. Der König hatte am 14. November 1826 eines Morgens auf einer Treppe, die zum königlichen Vortragszimmer führte, wohin er mit Akten unter dem Arme gehen wollte, das Unglück gehabt, auszugleiten und im Fallen ein Bein zu brechen. Der König lag lange zu Bette, unterhalten vorzüglich durch die Herzens- und Segenswünsche, die in die ausgelegten Foliobogen von den nach dem Leidtragenden sich erkundigenden Personen eingetragen wurden. Die Catalani war damals in Berlin. Es wurden Oratorien, Cantaten in der Singakademie und im Theater gegeben. Das Haus war gedrückt voll. Als der Vorhang fiel, wollte das Publikum noch das Lied God save the king von der Catalani hören. Sie trat vor und zwar ganz vor bis ans Orchester, sah sich hier um und blickte auch nach der kleinen ersten Eckloge rechter Hand. Auf einmal trat sie, sichtbar erstaunt,

zurück und verbeugte sich dreimal tief. — Der König war im Theater, zurückgezogen in seiner engen dunkeln Loge hatte ihn niemand bemerkt. Er trat jetzt hervor und dankte, so daß Alle ihn sahen. „Der König, der König,“ ging es von Mund zu Mund. Alle Zuschauer erhoben sich, wie ein einziger Mann, das ganze Haus ertönte vom Jubel über die Herstellung des guten alten Herrn. „Er lebe, lebe noch lange, hoch und ewig hoch!“ so tönte es, wie aus Einem Munde. Sichtbar gerührt, dankte der König herunter, sein Winken mit der Hand half nichts, der Jubel wollte nicht enden. Endlich ward es still und die Catalani sang mit Begeisterung: God save the king und als sie geendigt, sang sie und das ganze Publikum mit ihr: „Heil Dir im Siegeskranz, Vater des Vaterlands.“

Wie in Preußen alle Regierungsformen einen gewissermaßen soldatischen Charakter hatten, auch die Civilangelegenheiten mit militairischer Disciplin geleitet wurden, unterlagen selbst die königlichen Theater in Berlin diesem Kasernengeiste. Friedrich Wilhelm trieb die Liebe für das militairische Gedeihen seines Reichs auf den höchsten Grad. Es wurden in das Reglement der Generalintendanz der Theater Specialverordnungen aufgenommen, nach denen die Künstler, welchem Range oder Geschlechte sie angehören mochten, bei ihren Uebertretungen auf die Festung geschickt wurden, als wären es Soldaten oder Rebellen.

Friedrich Wilhelm besaß im höchsten Grade das, was man Gedächtniß des Auges nennen könnte. Hatte

er, selbst bei geringfügigen Anläßen, das Gesicht irgend Jemands gesehen, so vergaß er seine Züge nie wieder. Folgendes ist ein Beispiel davon, das zugleich seine große Gutmüthigkeit und herzliche Dankbarkeit bezeugt. Der König fuhr einst auf einer seiner gewöhnlichen Wagenpromenaden im Thiergarten spazieren. Seine Blicke fielen auf eine Familie, die ruhig in einer der Alleen wandelte. Die kräftigen Rappen der gelben Kalesche hatten schon weit hinter sich die langsamen Spaziergänger gelassen, deren Haupt, ein ehrwürdiger Greis, ehrfurchtsvoll vor dem König den Hut gezogen hatte. Dieser, der seit der Begegnung in Nachdenken versunken war, gab plötzlich Befehl, umzulenken. Als er die Familie wieder erreicht hatte, stieg er aus und ging gerade auf den alten Mann los. „Sind Sie nicht der und der aus Königsberg?“ fragte er ihn — „Ja, Ew. Maj.,“ erwiederte dieser. — „Das sind Ihre Frau und Kinder?“ — „Zu Befehl, Ew. Maj.“ — „So erlauben Sie mir, Sie als alte Bekannte und alte Freunde zu bewillkommnen.“ — „Ew. Maj. geruhen der Ehre zu gedenken, die Sie uns früher machten?“ — „Sagen Sie lieber der trefflichen und herzlichen Gastfreundschaft, die ich in den Tagen meines Exils in Königsberg von Ihnen erfuhr. Sie halten sich in Berlin nur einige Zeit auf? Und wo wohnen Sie?“ — „In der Stadt Rom, Ew. Maj.“— „Leben Sie wohl, sagte Friedrich Wilhelm. Sie sehen, ich vergesse keinen meiner Freunde.“ — Und er bestieg wieder seinen Wagen. Als die Familie wieder im Gasthof anlangte, fand sie einen Hofbedienten, der

die ganze Familie auf den andern Tag zum König zur Tafel einlud und da er vorausgesehen hatte, daß es den Damen auf der Reise vielleicht an der nöthigen Toilette mangeln möchte, um der Einladung Folge zu leisten, schickte der König zugleich den Putzhändler der königlichen Prinzessinnen mit einer großen Auswahl fertiger Kleider und andern Putzsachen und ließ bitten, Mutter und Töchter möchten ohne Umstände seine Galanterie annehmen. Am folgenden Tage empfing der König zur festgesetzten Stunde seine lieben Königsberger Gäste oben an der Treppe, wie er es bei Fürsten gemacht hätte. Er ließ die Mutter und die älteste Tochter bei der Tafel neben sich sitzen, erzählte der ganzen königlichen Familie den Grund seiner Dankbarkeit und entließ die Reisenden mit Geschenken überhäuft und ihrerseits von der lebhaftesten Dankbarkeit durchdrungen. So erzählt ein Franzose in einem Aufsatze der Revue de Paris, der am Berliner Hofe bei der königlichen Familie wohl bekannt war, für das königliche Privatpalais kleine Stücke machte und sich mit P. de C. unterzeichnet hat.

So beliebt sich der König auf alle Weise zu machen suchte und so sehr er diese Liebe verdiente, so tadelte man doch an ihm, daß er zu wenig Vertrauen in sich selbst setzte. Das frühere Mißgeschick hatte ihn mißtrauisch gegen sich und seine Fähigkeiten gemacht. Bekannt ist, daß der jetzt regierende König über den Punkt des Selbsteinsehens des Regiments mit seinem Vater, so große Pietät er für ihn empfand, namentlich in früherer Zeit, in der Periode gleich nach den

Befreiungskriegen, mit ihm keineswegs gleich dachte. Eine freilich unverbürgte Anekdote ist wenigstens charakteristisch. Der Kronprinz ließ einst drei Pferde, ein blindes, ein lahmes und ein mageres so lange vor dem Palais des Königs herumführen, bis dieser sie bemerkte und fragte, was das zu bedeuten habe? Der Kronprinz, der sich in des Königs Zimmer befand, versetzte: „Das will ich Ew. Maj. erklären. Das magere Pferd ist das Volk, das von Ihren schlechten Beamten ausgesogen wird; das lahme das Ministerium, das nicht zu handeln versteht, und das blinde stellt Ew. Maj. selbst vor, die nicht sieht, wie man mit Allerhöchst derselben Blindekuh spielt.“ Darauf, wird erzählt, sei Arrest erfolgt, aber der König habe sich die Sache gemerkt und sie gebessert.

Eylert erzählt, daß das Wort „Calmiren“ einer der oft gebrauchten Lieblingsausdrücke Friedrich Wilhelm's III. gewesen sei. Und in der That bezeichnet dieser Ausdruck die Richtung, der der König am Abend seines sturmbewegten Lebens ausschließlich folgte. Sein System war ein Calmirungssystem. Nichts in der Welt war ihm so zuwider, als „das Echauffement,“ wie er es nannte.

Er calmirte Kirche und Staat. Um den Hader der protestantischen Confessionen von Grund aus zu dämpfen, publizirte er in seinen Staaten 1817 bei der 300jährigen Säcularfeier der Reformation die Union, der 1821 die neue Kirchen-Agende und Liturgie folgte. Aber die Einführung dieser Agende, bei der sich, wie beiläufig schon erwähnt wurde, besonders der Liebling

des Königs, Witzleben, aus Musikliebe unvorsichtig tief verstrickte, brachte große Streitigkeiten. In Schlesien machten dem alten Herrn die widerhaarigen Altlutheraner unter Dr. Scheibel und andern Predigern gewaltig zu schaffen; es ward hier mit Bayonnetten calmirt. Der König fragte damals Eylert immer: „Wie geht's in Schlesien? Haben Sie Nachrichten? Widerwärtig! Die Sache ist mir fatal. Bekomme alle Tage Rapport. Ist sehr unangenehm, daß das gute Werk der Eintracht Zwietracht herbeigeführt hat. Habe es aber gut gemeint." Die renitirenden separatistischen schlesischen Prediger wurden abgesetzt und kamen zum Theil nach Marienwerder, andere verließen das Land, Dr. Scheibel starb in Nürnberg. Professor Steffens wurde aus Breslau nach Berlin versetzt, um auch ihn, den Altlutheraner und innigen Freund Scheibel's zu calmiren. Auswanderungen ganzer Gemeinden aus Schlesien folgten, auch in Pommern, in der Neumark, in Magdeburg, in Erfurt renitirten und emigrirten die Altlutheraner. In Königsberg zeigte sich die Muckergemeinde. Diese Mystiker in Königsberg standen mit denen in Berlin in naher Verbindung, sie waren hier durch alle Stände, besonders die höheren, verbreitet und reichten bis zum Throne: Witzleben trat, wie erwähnt worden ist, zu ihnen und besuchte ihre Erbauungsstunden eine Zeit lang. In Berlin schrieb Professor Hengstenberg, ein Sohn der streitbaren Grafschaft Mark, die streitbare „evangelische Kirchenzeitung." Der König berief im Preußischen mit Vorbedacht lutherische Prediger in

reformirte Gemeinden und reformirte Prediger an lutherische Kirchen. Er hielt dies für das Rechte ausdrücklich, auch ward die Union wirklich in den meisten Kirchen durchgesetzt, sie kam dem herrschenden Zeitgeiste entgegen. Dennoch aber glückte das Calmirungssystem in der Kirche nicht völlig. In den letzten Lebensjahren des Königs kam es sogar noch zu einer schlimmen Verwickelung mit den Katholiken wegen der gemischten Ehen: 1837 wurde der Erzbischof von Cöln, 1838 der von Posen suspendirt, jener nach Münster, dieser nach Colberg transportirt.

Besser gelang die politische Calmirung des Staats.

Vor allen Dingen wurden die unruhigen, enthusiastisch echauffirten Freiheitsmänner beseitigt. Der Turnmeister Jahn wurde in ein kleines thüringisches Städtchen confinirt. Dem Professor Arndt in Bonn wurde absolut zwanzig Jahre lang, von 1820 bis zum Tode des Königs, der Lehrstuhl verboten, er kam sogar 1821 bis 1822 in schwere Criminal-Untersuchung wegen der damals allerwärts spukenden demagogischen Umtriebe. Erst Friedrich Wilhelm IV. restituirte den alten über siebzigjährigen wackern Arndt, nachdem er zwanzig Jahre „wie altes Eisen still gelegen und eingerostet“ war. Er hat den Bericht über sein Leiden in zwei Bänden 1847 veröffentlicht. Mürbe wurden die Existenzen: es macht einen eignen Eindruck, wenn ein anderer gegen siebzigjähriger Mann, wie Graf Geßler, der Enkel des Geßler's von Hohenfriedberg und langjähriger preußischer Gesandter in Dresden

aus Schmiedeberg 28. December 1822 an seinen Leidensgefährten Arndt schreibt: „In unserer Erziehung ist es nun einmal versehen, lieber Freund. Wir werden freilich, will's Gott, kaltblütiger handeln, als vor Jahren, aber was verdorben ist, läßt sich nicht ändern. Verhunzt haben wir unsere Existenz einmal und das blos, weil wir unbehutsam gewesen sind und mit dem Kopf durch die Mauer rennen wollten. Welches nun einmal nicht geht. — Gewöhnen Sie Ihre Kinder, Gewalt und Unrecht zu leiden, nicht wie Knechte, sondern wie freie Leute."

Männer des höchsten Verdiensts fanden keine oder keine dauernde Anstellung, wie Stein, der zur Zeit der Stürme noch zuletzt als Chef der Landesorganisation in Sachsen, Westphalen und den Rheinprovinzen verwandt worden war und Wilhelm von Humboldt, der bei den Friedensschlüssen die wichtigsten diplomatischen Dienste geleistet hatte.

Stein hatte preußischer Gesandter beim deutschen Bundestage werden wollen, sich aber alle Besoldung verbeten. Darauf hatte der König geäußert: „wenn er Diener hätte, die sein Geld nicht nöthig hätten, so könne ihm das ganz recht sein; solche aber möge er nicht haben, die zu stolz wären, es zu nehmen." Stein hatte den Haß verdient, den ihm das Haupt der preußischen Tories Fürst Wittgenstein und die ganze Hofcoterie weihte, die ihn von den Geschäften fern hielt. Er hatte einmal aus Troppau 6. August 1809 an seinen ehemaligen Nachbar und Freund in

Königsberg, den freimüthigen Scheffner geschrieben: „Nur vom Bauernstande und Mittelstand kann man im nördlichen Deutschland etwas erwarten; der reiche Adel will sein Eigenthum genießen, der arme will Stellen und Auskommen, den öffentlichen Beamten beseelt ein Miethlingsgeist.“ Das war genug gesagt, um alle diese nur zu einflußreichen Leute des Junkerthums und der Bureaukratie, „die gut Geld für wenig Arbeit gern nimmt,“ gegen ihn zu kehren. Jedermann wußte in Preußen, daß Stein so gesinnt sei; er machte dessen kein Hehl, er war ein rauher Mann, nicht ohne große Schwächen, aber er war ein durchaus ehrlicher, ehrenwerther, aufrichtig treuherziger Mann ohne Menschenfurcht, Rückhalt und Falsch: er gab seine Sympathien und Antipathien nur zu laut und zu rücksichtslos zu erkennen. „Nur zwei Menschen ganz ohne alle Menschenfurcht kenne ich, Stein und Blücher,“ sagte einmal Scharnhorst. Stein schrieb in der Prüfung des Hardenberg'schen Finanzplans 1810: „Die große Menge armen, güterlosen oder verschuldeten Adels im Preußischen ist dem Staat äußerst lästig; er ist ungebildet, hülfsbedürftig, anmaßend, er drängt sich in alle Stellen vom Marschall bis zum Posthalter und Stadtinspector, er steht allen übrigen Bürger-Classen durch die Stellen, die er ihnen entzieht, durch die Ansprüche, die er aufstellt, im Wege und er sinkt unter sie durch seine Armuth, seine

verwandtschaftlichen Verbindungen und seine wenige Bildung herunter."

Das Seigneurleben, wie es in neuester Zeit zwei Adelsgenossen aus den ersten Familien Preußens in Schlesien und am Rheine notorisch geführt haben, zeigt allerdings die Corruption dieser hohen Schicht der Gesellschaft in abschreckenden Farben. Der eine dieser grands seigneurs des achtzehnten Jahrhunderts war der mit vierunddreißig Jahren 1848 in Frankfurt ermordete Fürst Felix Lichnowsky, ein Mann von unläugbar großen Gaben, aber durch die Fäulniß des Standes verfault. Das allerdings in an die Burleske anstreifender Humoristik geschriebene Buch „Schnapphanski" von Weerth zeigt diesen modernen Ritter in seinen Abenteuern als braunen Husaren (Nr. 4) zu O. in Schlesien, die schöne Gräfin S. entführend und auf offner Landstraße, als der Gemahl ihnen entgegengeritten kommt, aus seinem Wagen sie wieder aussteigen lassend, worauf der Gemahl den Entführer den Stöcken seiner Lakaien empfiehlt; es zeigt den modernen Ritter weiter zu Troppau im Duell mit dem in der Person seiner Schwester beleidigten Grafen G., gegen dessen Säbelwunde durch um die Brust gewundene nasse Foulards gefehmt — und so fort über die carlistische Episode in Spanien hinweg bis an das letzte romantische Verhältniß mit der alten und von der ehemaligen Schönheit verfallenen, aber sehr reichen Herzogin von Dino Sagan, welche den jungen über und über verschuldeten Ritter mit ihrem Vermögen wieder arrangirte. Drastischer noch, als dieses Bild

des stattlichen schönen Lichnowsky ist das des nicht schönen „krummen“ Grafen Edmund von Hatzfeld-Schönstein, der durch die famose Ehescheidungs- und Prodigalitätsklage seiner Gemahlin, der Schwester des Fürsten Hatzfeld-Trachenberg und durch den Cölner Cassetten-Diebstahl bekannt geworden ist. Die nur als Manuscript in hundert Exemplaren abgezogene Scheidungsklage der Gräfin zeigt den Grafen vor und während einer 1822 geschlossenen fünfundzwanzigjährigen mit zwei Söhnen und einer Tochter gesegneten Ehe, in seinen mit Hunderttausenden bezahlten Liaisons mit einer verheiratheten Gräfin Nesselrode-Ereshoven (von der Familie des russischen Staatskanzlers), einer Generalin Gräfin Hompesch, gebornen Nesselrode-Ereshoven und einer in Paris als russische Spionin bekannten Frau von Meyendorff; sie zeigt den Grafen zahllose Beamten-Frauen und Töchter und weibliche Dienstboten mit Geld und Gewalt zur Prostitution verführend, in fortgesetzten Orgien in den Rheinstädten mit Theaterdamen, Französinnen, öffentlichen Mädchen; sie zeigt ihn wiederholt von galanten Krankheiten angesteckt — und selbst noch mittelalterlich-ritterlich seine Bauern und Pächter plackend und das jus noctis postulirend.

Der Kriegsminister Hermann von Boyen theilte Pertz mit: daß in einer der geheimen Berathungen, denen nur Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann, Boyen beiwohnten, Stein sogar den Vorschlag gemacht habe, bei Ausbruch des Kriegs auf Tod und Leben gegen

Frankreich die Aufhebung des Adels zu erklären: der König sollte nur den Adel derer anerkennen, die sich im Kriege auszeichnen würden.

Stein zog sich nach der königlichen Verschmähung in sein Vaterland Nassau zurück, wirkte noch als westphälischer Landtagsmarschall und gründete die Frankfurter Gesellschaft für die ältere Geschichtskunde Deutschlands. Er starb im Privatstande 1831, vierundsiebzig Jahre alt, auf seinem Landgute Kappenberg mit den geliebten einsamen Waldumgebungen in Westphalen. Er hinterließ nur zwei Töchter, die Gräfinnen Henriette Giech und Therese Kielmannsegge. Letztere scheint sein Liebling gewesen zu sein, sie brachte oft Monate lang bei dem Vater in Kappenberg zu, „ihr guter reiner Verstand, ihr einfältiges, frommes, wohlwollendes Gemüth macht mir ihren Umgang sehr erfreulich," — so schreibt Stein einmal an Arndt 30. März 1826. Nicht ohne Dornen scheinen aber die Rosen der Ehe des Staatskanzlers mit der Gräfin Wallmoden gewesen zu sein, einer Dame, die wohl mehr für einen kühlen hannöverischen Tory, als für einen enthusiastischen preußischen Whig paßte. Eine Auslassung Stein's in einem Briefe an Frau von Berg, seine und der Königin Luise Specialin, giebt hierüber hinreichende Andeutung. „Bauen Sie, schrieb ihr Stein schon sechs Jahre nach seiner Hochzeit 24. März 1799, auf die Anhänglichkeit eines Mannes, der in Ihnen, meine innigst geliebte Freundin, die Wahrheit und von aller Härte entfernte Selbstständigkeit Ihres Charakters, den ausgebildeten

und immer hochstrebenden Verstand und eine Ihnen ganz eigenthümliche Amenität der Sitten und des Umgangs liebte, welche das Product eines sehr feinen und richtigen Gefühls ist ꝛc. Auch Sie meine Freundin sind Dulderin, haben vieles und manches schweigend und sanft gelitten, auch Sie leben in Reminiscenzen, in betrogenen Erwartungen. Diese Aehnlichkeit der Situation giebt unseren Empfindungen einen Einklang, unsern Maximen des Lebens eine Uebereinstimmung, die uns mehr als alle bürgerliche Institute vereinigt.“

Eins der charakteristischsten Urtheile über Stein fällte Gneisenau in einem Briefe an Arndt im Sommer 1814: „Diesem edelsinnigen Deutschen verdanken wir viel. Er war fast der Einzige, der mir in Vertheidigung der Behauptung beistand, man müsse nach Paris gehen und könne nur dort den Frieden erobern. Möchte man ihn ferner gehört haben und noch ferner hören wollen! aber die Schwachen und die Boshaften stehen im Bund gegen ihn; jene fürchten ihn, diese hassen ihn. Die östreichischen Diplomaten besonders halten ihn für einen leibhaften Satanas und möchten ihn aus ihrer Gegenwart heraus exorcisiren!“

Stein sprach sich in der damaligen Lebensfrage Preußens, der Verfassungsfrage, gegen die östreichische Diplomatie, für das preußische Princip des Fortschritts, mit einem Worte ganz unumwunden positiv für das Erlassen einer Constitution aus, aber auf eine höchst

verständige Weise: er kannte das Hauptübel, an dem Preußen krankte und noch krankt, gründlich. Charakteristischer als alles, was mir von Aeußerungen Stein's in dieser Beziehung zu Gesicht gekommen ist, scheint mir ein Brief an Arndt aus Frankfurt vom 8. Jan. 1815 zu sein, ein Brief, den die gegen letzteren geordnete Untersuchungscommission mit Beschlag belegte und den Arndt in seinem „Nothgedrungenen Bericht aus seinem Leben“ mitgetheilt hat. Man erkennt aus diesem Briefe, daß Stein wirklich ein echter, großer Staatsmann war, der das Organisiren verstand, der auf der soliden Grundlage der gegebenen Verhältnisse einen großartigen neuen Staatsbau würde gegründet haben — wenn Oestreich ihn hätte bauen lassen.

„Die Frage wegen landständischer Verfassungen wird gegenwärtig von allen Seiten abgehandelt; die Mehrheit will dergleichen Institutionen in das Leben gebracht haben, Manche und leider die Machthaber suchen sie zurückzuhalten und zu beseitigen. Ew. Wohlgeboren ist es nicht unbekannt, zu welcher Partei ich gehöre 2c.

Die wahren Widersacher der guten Sache sind das Beamtenheer. Diese wünschen, gut besoldet mit Bequemlichkeit, durch pensions pragmatiques für das Leben gesichert, ihr geheimnißvolles Schreiberwerk fortzutreiben; sie ahnen es, daß durch eine Repräsentativ-Verfassung für sie eine wahre Verantwortlichkeit, nicht eine Scheinverantwortlichkeit wie jetzt gegen ihre siebzig Meilen ent-

fernten überladenen Oberen vorhanden sein wird und daß ihre Zahl sich verringern muß. Statt nun die aus diesem Zustand der Dinge entstehenden Hindernisse zu beseitigen, spricht man gegen die Aristokraten, die ohne wahren Einfluß sind, und predigt den reinen Demokratism, begeht Narrheiten wie die (ein unleserlicher Name) Oken und Jahn und giebt den Widersachern Gelegenheit, das Ganze verdächtig und den Fürsten gehässig zu machen.

So gehen wir blind in der Irre und hetzen uns auf die tollste Art gegen einander; der eine will das Volk in einen großen Brei auflösen, alle Gliederungen und Absonderungen zerstören, der andere will die Bauern in Tagelöhner, die Bürger in patentisirte Pfuscher und das Ganze in ein Aggregat von Gesindel, Juden, neuen Reichen, phantastischen Gelehrten verwandeln rc.

Wir leben in einer Zeit des Uebergangs, wir müssen also das Alte nicht zerstören, sondern es zeitgemäß abändern und uns sowohl den demokratischen Phantasien, als den gemietheten Vertheidigern der fürstlichen Willkür widersetzen. Beide vereinigen sich, um Zwietracht unter den verschiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft zu erregen, in entgegengesetztesten Absichten, die einen, um alle Versuche, eine repräsentative Verfassung zu bilden, zu vereiteln, die andern, um eine unhaltbare ins Leben zu bringen rc.

Die Stände müssen neben einander bestehen, nicht durch einander gemengt: ein Geschlechts- und Güter-

Adel, kein Dienst-Brief-Adel, ein tüchtiger Bürger- und Gewerbstand, ein ehrsamer freier Bauernstand, kein Tagelöhnergesindel ꝛc.

Auf diese Art wird nicht alles zertrümmert und ein neues aus der Luft gegriffnes Gebäude ohne Festigkeit und Haltung aufgeführt."

Drei Jahre darauf schrieb Stein aus Kappenberg unterm 30. September 1821 an Arndt: „Wir leben in einer Entwickelungs- und Uebergangszeit: die ältere Generation, zu der ich gehöre, leidet durch den Untergang des Gewohnten, Bestehenden; das neue Geschlecht sucht wild zu neuern, ohne Schonung und Besonnenheit."

Stein starb lebenssatt. 30. März 1826 schrieb er: „Ich freue mich alt zu sein, täglich lösen sich die Bande, die an das Leben fesseln, täglich mindert sich der Kreis der Jugendgenossen, der Freunde, der Verwandten. — Ich bin mit meinen äußern und Familienverhältnissen zwar sehr zufrieden, aber lebenssatt: mich verlangt, daheim zu sein bei den Geliebten, die vor mir hingegangen sind."

Stein starb in gutem Andenken der Westphälinger, bei denen man noch in vielen Häusern und Hütten sein Bildniß antrifft mit der etwas emphatischen Legende:

„Alles Bösen Eckstein
Alles Guten Grundstein
Deutscher Ehre Schlußstein."

Humboldt ward als Gesandter nach London geschickt; er hatte zwar von Hardenberg die Zusage

des Ministeriums des Auswärtigen erhalten, 1818 aber wurde Graf Christian Bernstorf, Sohn des berühmten dänischen Ministers, zeither dänischer Gesandter am preußischen Hofe, mit diesem Ministerium betraut. Humboldt erhielt nur die Section der „ständischen Angelegenheiten," die stehen blieben. Er konnte sich nur etwas über ein Jahr noch halten, begab sich dann in den Privatstand und starb 1835 auf seinem Landgut Tegel bei Berlin.

Beide Männer, Humboldt und Stein, waren in heutigem Sinne des Worts entschiedene Conservative, in gewissem Sinne sogar einseitige Aristokraten — wir haben aus den Briefen Stein's, die Pertz 1848 herausgegeben hat, erfahren, wie schwarzgallig einseitig er von Männern wie Börne als Publizisten dachte — für das damalige preußische Calmirungssystem konnten nicht einmal solche Männer wie Humboldt und Stein vernutzt werden.

Mit Stein in demselben Jahre 1831, dem Jahre der polnischen Revolution und der Choleranoth, war Held Gneisenau an der Cholera gestorben, zu Posen, einundsiebzig Jahre alt. Er hinterließ drei Söhne und drei Töchter, von denen die eine einen Sohn Scharnhorst's, die andere den Sohn des Oberhofmeisters Friedrich Wilhelm's III., Grafen Brühl, und die dritte den sächsischen Grafen Hohenthal-Püchau heirathete.

Held Blücher war bereits im Jahre 1819, siebenundsiebzig Jahre alt, ebenfalls im Privatstand,

zurückgezogen auf seine Güter in Schlesien zu Kriblowitz bei Breslau zu seinen Vätern versammelt worden. Er hinterließ nebst seiner Wittwe, gebornen von Colomb, zwei Söhne, die sein Geschlecht fortpflanzten, und eine Tochter, die sich mit dem Grafen Max von der Asseburg vermählt hat.

Von den übrigen Helden des Befreiungskriegs war nach Scharnhorst zuerst gestorben: Graf Bülow-Dennewitz. Carl von Raumer, der ihn während der Schlacht von Laon zum erstenmal sah, wo er nebst Blücher und Gneisenau, und seinem Generalstabschef Oberst Boyen auf dem Laoner Berge bei einer Windmühle, wo das Schlachtfeld zu übersehen war, auf Stühlen saß, während die Kanonenkugeln Streifen im Schnee machten, beschreibt ihn also: „Bülow hatte ein sehr bescheidnes Aeußere, man hätte in ihm eher den Schüler des trefflichen Musikers Fasch und den Componisten von Psalmen erkannt, als den großen Sieger von Dennewitz. Er zeigte die größte Seelenruhe. Als seine am Laoner Berge aufgestellten Truppen von denen Ney's im Sturmschritt angegriffen wurden und diese ziemlich hoch zu uns herauf drangen, sagte er ganz gelassen: „bin ich bei Dennewitz mit Ney fertig geworden, werde ich's heute auch.“ Bülow starb schon 1816, einen Sohn und zwei Töchter hinterlassend. Darauf folgte Graf Kleist-Nollendorf 1823, einen Sohn und eine Tochter und Graf York-Wartenberg 1830, einen Sohn hinterlassend. Am längsten blieb Grolmann am Leben.

Unter allen diesen Helden glänzt Gneisenau nicht nur als Militair, sondern zugleich auch als höchst weiser Staatsmann: ihm war es klarste Ueberzeugung, daß Preußen sofort eine Constitution erhalten müsse. „Die Nothwendigkeit, schrieb er, 28. August 1814 an Arndt, Preußen bald, sogleich eine Constitution zu geben, habe ich mündlich und schriftlich dargethan und dazu angetrieben. Sogar Motive, die nur der Staatskunst angehören, gebieten dies. Es giebt kein festeres Band, um die Einwohner der zu erwartenden Länder an unsere älteren zu knüpfen, als eine gute Constitution. Ueberdies müssen wir dadurch die Meinung in Deutschland für uns gewinnen. So etwas erwirbt uns den Primat über die Geister. Der dreifache Primat: der Waffen, der Constitution, der Wissenschaften — ist es allein, der uns zwischen den mächtigern Nachbarn aufrecht erhalten kann.“

Als später der Kampf zwischen Absolutismus gegen Liberalismus eintrat, sprach Gneisenau in einem Briefe an Carl von Raumer vom 30. Septbr. 1826 das merkwürdige Wort aus: „Es ist unmöglich, sich einer streitenden Partei zuzugesellen und der Wahrheit treu zu bleiben. Einmal angeworben, muß man helfen vertuschen und verheimlichen, um unsern Mitstreitern nicht zu schaden.“ So wahr und treffend konnte nur ein Mann sich äußern, der schon im Jahre 1809 in Bezug auf Schill an einen jungen Offizier geschrieben hatte: „Mich plagt kein Ehrgeiz!“

Der friedliche und freundliche Fürst Hardenberg führte noch bis 1822 das preußische Staatsschiff. Er war aber in dieser letzten Zeit nicht mehr der Lage der Dinge gewachsen. Er war alt geworden, neben der physischen Schwäche der Taubheit, die ihn plagte, traten auch die geistigen Schwächen des Mannes jetzt hervor, das berüchtigte Finale der Staatsmänner: das die Dinge Gehen lassen, das Schwanken und Zögern. Eitel genug auf seine Stellung, um sie so lange zu halten, als es nur gehen wollte, unfähig aber die große Bewegung, die die Befreiungskriege hervorgerufen hatten, auf eine würdige und großartige Art zu leiten, warf er sich, um dieser Bewegungspartei Widerpart zu halten, der Reactionspartei in die Arme. Hardenberg war es, der es verschuldete, daß sonach die große Bewegung so kleinlich ausging. Hardenberg verbündete sich, um nur am Ruder zu bleiben mit dem Fürsten von Wittgenstein, der als das Haupt der Widerstandspartei, der preußischen Tories und Absolutisten galt, weil er in ausgezeichnetem Maaße das Vertrauen des Königs genoß, er verbündete sich sogar mit dem Mecklenburger Carl Albert Christoph Heinrich von Kamptz, dem Demagogenriecher. Die Constitution, die Preußen erwartete, nach den großen Opfern, die es gebracht hatte, erwarten durfte und die der König ihm ausdrücklich in der Noth versprochen hatte, erhielt es nicht.

Schon im Finanz-Edict vom 27. October 1810, das Hardenberg entworfen hatte, war eine nationale

Repräsentation der Nation, sowohl in den Provinzen, als für das Ganze zugesagt worden. Am 22. Mai 1815 vor Eröffnung des letzten Feldzugs gegen Napoleon kam dann die berühmte vielbesprochene Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volks. § 3. bestimmte: Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landesrepräsentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll. § 4.: Die Wirksamkeit der Landesrepräsentation erstreckt sich auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung mit Einschluß der Besteuerung. Und § 7. war bestimmt, daß ohne Zeitverlust 1. September 1815 eine Commission aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen zusammentreten solle.

Aber diese Commission trat weder am bestimmten Tage noch später zusammen. Die berühmte Coblenzer Mahn-Adresse der rheinischen Landschaft„ am 12. Jan. 1818 überreicht von Görres, der damals in Coblenz den Rheinischen Mercur redigirte, (ein so wichtiges Blatt, daß selbst Napoleon es die cinquième puissance nannte,) ward bei Hofe mißfällig aufgenommen. „Der König, schreibt Schleiermacher an Arndt 14. März 1818 soll verdrießlich darüber sein und das würde ich glauben, wenn ich es auch nicht gehört hätte. Seine Persönlichkeit wird immer ein ungeheures Hinderniß sein, die allgemeinen Angelegenheiten vorwärts zu bringen; nie wird sich der Mann in ein frei öffentliches Wesen finden lernen, und wie ihm schon die Universität

hier zu viel ist, wie sollte er je eine frei redende Versammlung in seiner Nähe dulden? Ich glaube, muß es endlich einmal so weit kommen, so begiebt er sich während der Sitzungen an einen seiner Lieblingsörter Paris oder Petersburg." Der König erklärte am 21. März: „Nicht jede Zeit sei die rechte, eine Veränderung in der Verfassung des Staats einzuführen, und er, der die Verheißung gegeben, behalte sich auch das Recht vor zu bestimmen, wann die Zusage einer landständischen Verfassung in Erfüllung gehen solle. Der östreichische Einfluß war durchgedrungen, Hardenberg ward Metternich's „Knappe." Die Ermordung Kotzebue's 23. März 1819 durch Sand brachte die volle Reaction. „Selbst ganz honnette Leute, schreibt Schleiermacher, Berlin 28. April 1819, an Arndt, lassen sich thörichtes Zeug vorschwatzen und einreden. Gneisenau z. B. hat mich seit dieser Zeit gar nicht gesehen und zu Hüser (seinem Adjutanten) gesagt, das sei doch nun die Folge von dem, wie die Jugend gelehrt werde und ein ordentlicher Mann dürfe damit keine Gemeinschaft haben." Es kamen nun am 20. September 1819 die berüchtigten Carlsbader Beschlüsse, es kam die Büchercensur, es kam die Mainzer Untersuchungscommission. Auch im Politischen traten jetzt an die Stelle der Calmirung polizeiliche Verhaftungen, Inquisitionen wegen der demagogischen Umtriebe und Censur-Edicte gegen Zeitungen und Bücher. Die liberalen Minister nahmen theils ihren Abschied, wie die Militairs, der, seit 1814 ein-

getretene Kriegsminister, ehemalige Generaladjutant Hermann von Boyen, General Carl Wilhelm Georg von Grolmann, theils erhielten sie ihn, wie Wilhelm von Humboldt, der die Carlsbader Beschlüsse für „schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend“ erklärte und selbst der sonst so hochbetraute Beyme mittelst Cabinetsordre vom 31. Dec. 1819. So weit war Hardenberg, bearbeitet durch den Fürsten Wittgenstein heruntergekommen.

1822 starb der Staatskanzler Hardenberg auf der Reise nach Italien, wo eben der Congreß zu Verona saß, zu Genua einundsiebzig Jahr alt. Er hatte sich in den letzten Jahren mit seiner Gemahlin entzweit und sie gütlich abgefunden: die Verwandten waren geschäftig gewesen, die ihnen so anstößige Verbindung zu zersprengen. Die getrennte Fürstin lebte mit ihrem Freunde, dem Geheimrath Dr. Koreff, einem jüdischen Genie, aus Breslau gebürtig, Leibarzt des Fürsten, in Dresden, von wo sie später mit ihm nach Paris sich begab. „Man beschuldigte die Fürstin, erzählt Lang in seinen Memoiren, eines zu vertraulichen Einverständnisses mit Herrn Koreff, sie sollten mit einander den Plan gemacht haben, durch unpassende ärztliche Behandlung des Fürsten seinen Tod herbeizuführen und sich dann seines Erbes zu bemächtigen. Ich glaube kein Wort davon, wohl aber, daß gute Freunde dies abgeschmackte Mährchen geltend zu machen wußten. Der Fürst, wo er auch immer sich befand, war stets von einem Schwarm

seiner Nepoten und Muhmen belagert, die auf seine Kosten ihre Lustreisen mitmachten, Theil an seinen Repräsentationen nahmen und den alten Herrn immer dahin drängten und dahin drückten, wo eigentlich sie gern sein wollten. Auf diese Art hatten sie den alten müden Herrn bis nach Genua, wo er sonst nichts zu thun hatte, hinein und herumgehetzt.“ Der Fürst arbeitete noch bis zu seinem letzten Tage und ward dann durch einen vollständigen Nervenschlag der Welt entrückt. „Wie schrecklich, schreibt Ludwig von Voß an Dorow, des Edlen Tod! Wäre seine Gemahlin ihrem Herzen gefolgt, so wäre der Staatskanzler nicht in so unwürdiger Umgebung gestorben, wie die der Demoiselle H—. Sein letzter Blick, der wie aus hellerem Schein auf die H— gefallen, die ihm ein böser Geist gewesen, soll abschreckend, vorwurfsvoll, entsetzlich gewesen sein. Es war vielleicht der schneidendste Aufblick seines Lebens!“

Hardenberg hinterließ einen Sohn und eine Tochter: der Sohn war dänischer Geheimer Conferenzrath und Hofjägermeister und besaß die mütterlichen Güter, die dänische Lehnsherrschaft Hardenberg-Reventlow auf Laland. Die Tochter hatte das Schicksal ihres Vaters: sie ward zweimal geschieden, zuerst von dem bairischen Grafen Pappenheim, dann von dem bekannten Schriftsteller, Fürst Hermann Pückler. Sie besitzt das vom Staatskanzler gestiftete Familienfideicommiß in Posen. Hardenberg starb mit einer ziemlichen Schuldenlast, was, wie Lang in seinen Memoiren

schreibt, bei einer solchen Uneigennützigkeit, Großmuth und Herzensgüte nicht zu verwundern war. Sein Sohn, der Graf Hardenberg-Reventlow, der reiche Erbe der Reventlow'schen Güter in Dänemark, begab sich des ihm gebührenden fürstlichen Titels, angeblich aus Bescheidenheit, im Grunde aber, damit er nicht nöthig habe, die Erbschaft des Vaters anzutreten und die Schulden zu zahlen. So viel ich weiß, ist am Ende der Staat dazwischen getreten. Nach Hardenberg's Tode wurde kein Staatskanzler wieder ernannt. Von Witzleben, dem Generaladjutanten des Königs wurde zwar Wilhelm Humboldt zum ersten Minister vorgeschlagen, nicht angenommen aber, aus Rücksicht für Rußland. Einen Theil der Functionen Hardenberg's erhielt als Staats- und Schatzminister der General Graf Carl Friedrich Heinrich Lottum übertragen, der schon unter Stein früher in Königsberg mit Scharnhorst den Militairvortrag im Cabinet gehabt hatte und eben so freundlich und human, aber auch eben so schwach war, wie der Staatskanzler es in der letzten Zeit gewesen war. Er starb erst 1841. Dieselbe Humanität zeichnete auch aus die beiden, aber zugleich sehr energischen, tüchtigen und geistreichen Finanzminister Friedrich Christian Adolf von Motz, einem Spezial des Oberpräsidenten Vincke, aus Cassel, Minister seit 1825, gestorben 1830 und Carl Georg Maaßen aus Cleve, Minister seit 1830, gestorben 1834, von denen jener den Zollvertrag, den er schon 1802 als Landrath empfohlen hatte, zur Ausführung und

dieser zum Abschlusse brachte. Der eigentliche Fachmann im Finanzministerium, der Geldbeschaffer, war der vielerfahrene Geheime Oberfinanzrath Rother.

Ein würdevoller aber kränklicher und deshalb reizbarer Mann war der Minister des Auswärtigen, Graf Christian Bernstorf, der die Geschäfte bis zwei Jahre nach der Julirevolution dem Sinne Stein's, Gagern's und anderer deutscher liberaler Aristokraten wenigstens sich annähernd führte. Großartig war die Amtsführung Bernstorf's nicht, wie aus einem Zuge erhellt, den Graf Münster, der hannöverische Cabinetsminister in einer deutschen Depesche, die Hormayr in den Lebensbildern mittheilt, berichtet. Der englische Gesandte hatte in Berlin eine Note in englischer Sprache überreicht aus der Absicht, um nicht durch die Uebersetzung den Sinn zu verdunkeln. Bernstorf protestirte dagegen, „als gegen eine völkerrechtswidrige und nicht zu duldende Neuerung,“ beim Londoner Cabinet, das gewohnt war, alle Noten vom spanischen Gesandten in spanischer Sprache entgegenzunehmen, wo daher auch preußische Noten in deutscher Sprache — das einzige, womit Bernstorf vermeintlich nöthige Repressalien eintreten lassen konnte — ohne alle Schwierigkeit würden angenommen worden sein. Bernstorf, einst der passionirte Liebhaber der schönen Jüdin Mariane Meyer, nachherigen s. g. Prinzessin von Eybenberg, war vermählt mit einer Gräfin Dernath, einer durch ihre große Gestalt und durch ihre Gescheitheit

ausgezeichneten Dame, seiner Landsmännin und Cousine und starb 1835, drei Jahre nach seinem Ausscheiden aus dem preußischen Staatsdienst. Aristokratisch gestrenger und herrischer, sagt Eylert, war der Minister des Innern Friedrich von Schuckmann, ein Mecklenburger, früher Kammerpräsident in Baireuth unter Hardenberg und einer seiner Lieblinge, ein von Lang sehr gerühmter, energischer, tüchtiger Geschäftsmann, Minister seit dem Jahre 1814, gestorben 1834. Er bezeigte sich so herrisch, daß sogar der sonst so unterwürfige Bischof Eylert, der bei ihm als einem Feinde der Hoftheologen einmal lange hatte antichambriren müssen, über ihn die Anmerkung macht: „Minister heißt auf Deutsch ein Diener.“

Endlich von den beiden schon zu Anfang der Hardenberg'schen Verwaltung angestellten Fachmännern, dem Justizminister Friedrich Leopold von Kircheisen, Minister seit 1810, gest. 1827 und dem Kriegsminister von Haake, Minister seit 1810 bis 1833, gest. 1835 zu Castellamare, sagt Eylert: „jener controlirte und hielt die Rechtsformen fest — dieser hatte mit der Armee zu thun und studirte nebenbei Homöopathie.“ Nachfolger Kircheisen's war Kamptz, Nachfolger Haake's waren General Jobst von Witzleben und nach dessen Tode 1837, General von Rauch, worauf unter Friedrich Wilhelm IV. 1841 wieder der 1819 entlassene General Hermann von Boyen als Kriegsminister eintrat.

Nächst diesen Ministern wirkten und nützten sehr tüchtig unter Friedrich Wilhelm III. zwei berühmte

Oberpräsidenten, einer in Westphalen, und einer in Preußen: als Nachfolger Stein's in Westphalen Friedrich Ludwig Wilhelm Philipp Baron von Vincke — und Heinrich Theodor von Schön, Oberpräsident von Preußen, ein Liebling von Stein, beide hauptsächlich England's Vorbild im Selfgovernment folgend — mehrerer anderer tüchtiger Oberpräsidenten, wie Merkel's in Breslau, Sack's in Berlin rc. nicht zu gedenken: auch sie waren aus der Stein'schen Schule.

Ueber Schön schrieb Stein im Februar 1810 an Pozzo di Borgo: „Er ist ein Mann von richtigem Blick, im Denken und Generalisiren geübt', gebildet durch das Studium der besten Werke über Nationalwirthschaft, durch Reisen, einen mehrjährigen Aufenthalt in England und die Uebung der Geschäfte. Er ist ein Mann von reinem erhabenen starken Charakter, ein wenig exaltirt durch die Moral der neueren Philosophie.“ Er war mit einer Auerswald vermählt und seine Familie schon 1586 von Kaiser Rudolf II. geadelt worden. Statt Altenstein hatte Stein Schön 1808 zu seinem Nachfolger vorgeschlagen: zum Finanzminister war er nach des in diesem Fach starkbeschlagenen Niebuhr Urtheil der fähigste Mann, den Preußen besaß.

Vincke, von einem uralten eingebornen westphälischen Dynastengeschlechte stammend, der Vater des in unsern Tagen vielgenannten, in straffer aristokratischer Haltung und schlagend sarkastischen Witzworten aus-

gezeichneten Georg Vincke ist der berühmteste unter diesen Oberpräsidenten und die Grenzboten haben neuerlich ein recht gutes Genrebild von ihm gegeben. „Vincke schwärmte schon als Jüngling für das englische Vorbild einer volksthümlichen Verfassung, für Selbstregierung der Bürger und patriotische Aufopferung der Aristokraten. Sein classisches Büchlein: Darstellung der inneren Verwaltung Großbritanniens, 1815 von Niebuhr herausgegeben, legt seine Ansichten in kühnen Erörterungen dar. — Nachdem Vincke vom französischen Despotismus verfolgt worden war, wie sein Freund Stein, wurde er bei der Reoccupation Oberpräsident in Münster und zeichnete sich aus als Führer des Landsturms, als Napoleon von Elba zurückkehrte. Aus dieser militairischen Wirksamkeit stammte als bescheidenstes Abzeichen eine alte Soldatenmütze, die er fortwährend trug, er mochte im Frack vor dem König erscheinen oder im blauen Kittel als Chef der Provinz eine Dienstreise unternehmen. — Gemüthlich war sein Anblick, wenn er auf Reisen den blauen Fuhrmannskittel trug, wie es im Münsterlande gebräuchlich ist, die Militairmütze auf dem starken grauen Haar, die kurze Pfeife im Munde und den Knotenstock in der Hand, wanderte er oft meilenweit zu Fuße oder fuhr mit der ordinairen Post. Nicht selten hielt man ihn für einen schlichten Bauersmann und höchst ergötzliche Mythen knüpfen sich an derartige Verwechslungen. Noch weit zahlreicher sind die Histörchen über seine unbegrenzte Gutmüthigkeit im Wohlthun und über seine

Sparsamkeit gegen Anforderungen des Luxus in seiner Häuslichkeit. Seine rastlose Thätigkeit für seine Provinz hatte nach und nach seine universelle politische Richtung absorbirt. Er, der in seiner Jugend gegen das Zuvielregieren der Beamten geeifert hatte, wollte in späteren Jahren mit väterlicher Sorge das Kleinste wie das Größte in seinem Bezirk selbst leiten und überwachen. Er nahm seine geliebten Actenstöße mit auf das Sterbebette. Er folgte sogar den ersten kühnen Schritten seines Erstgebornen Georg auf den Weg der Opposition mit mißbilligenden Blicken. Als Familienvater war er eben so vortrefflich, als glücklich; er hinterließ vier Söhne und sieben Töchter, die in die ersten Familien des Landes geheirathet haben. Dieser deutsche Originalcharakter starb 2. December 1844 an Ueberanstrengung seiner Kräfte."

Erst 1823, ein Jahr nach Hardenberg's Tode, wurden die Provinzialstände verwilligt, die Landes-Repräsentation blieb ungewährt bis zum Tode des Königs. Die Verhandlungen der Provinzialstände wurden bei verschlossenen Thüren gehalten. Die ostpreußischen Stände nannten diese Stände in ihrer Denkschrift vom 7. Septbr. 1840 „eine in hemmenden Schranken veralteter Formen sich schwerbewegende Vertretung einzelner und bevorrechteter Stände, auf welche sie zum Wohl gemeinsamen Rechtes zu verzichten bereit seien."

Im Jahre 1817 war das Ministerium des Cultus neu gegründet worden. An die Spitze desselben stellte

Hardenberg den ehemaligen Finanzminister von 1809, den gelehrten Freiherrn Carl Stein zum Altenstein, denselben, den unter Connivenz Hardenberg's, der König nach Stein's Abgang 1808 zum Minister-Chef ernannt hatte. Er führte das Cultusministerium länger als das der Finanzen, bis zu seinem Tode 1840, dem Todesjahre des Königs, dreiundzwanzig Jahr. Schleiermacher äußerte sich in einem Briefe an Arndt aus Berlin 28. Juni 1819 so über Altenstein: „Er ist ein gar wunderlicher Mensch, von sehr gutem Willen in dem gewöhnlichen Sinne des Worts, aber er thut gern vielerlei, was er nicht will; denn er scheint sich in eine große Abhängigkeit gestellt zu haben von Wittgenstein auf der einen und Koreff auf der andern Seite.“ Altenstein ist durch sein langes Cultministerium nicht wenig berühmt geworden, er berief den absoluten Idealisten, den Mann, der zu Pope's berühmten Worte: „What ever is, is right!“ sich bekannte, den sehr berühmten Hegel.

Hauptsächlich um zu calmiren, um die Gedanken der Jugend von den Freiheitsgelüsten abzuziehen, ward durch Altenstein 1818 Hegel nach Berlin berufen: die Philosophie dieses umfassenden und klaren schwäbischen Kopfes sollte die Macht werden, wodurch die praktischen Tendenzen, die in den Gemüthern der Jugend in der Periode der Freiheitskriege aufgetaucht waren, wieder in ein theoretisches Bett zurückgestauet und so unschädlich gemacht werden sollten. Diese Macht ward Hegel allerdings, er stiftete die Berliner Jahrbücher

für Kritik 1826, es gelang bis zu seinem Tode, der 1831 an der schlimmen Cholera erfolgte, die Philosophie, die schon zweimal in Preußen durch Kant und Fichte Triumphe gefeiert hatte, zu ihrem höchsten Triumphe zu bringen.

Das theoretisch geistige Interesse an der Hegel'schen Philosophie bemächtigte sich mit einem überraschend rapiden Erfolge der jungen hoffnungsvollen Bevölkerung Preußens und absorbirte nach und nach glücklich und völlig das praktisch politische Interesse, die Demagogie. Hegel's gefährlichster Schüler, Arnold Ruge, wurde zuletzt von Halle nach Leipzig herübergedrängt und gab darauf statt seiner „Hallischen“ die „Deutschen Jahrbücher“ heraus, bis auf einmal diese ziemlich unverholen mit praktischen Tendenzen hervortraten und darauf im gemeinsamen Interesse des Calmirungssystems ihr Verbot fanden. — Mit der Hegel'schen Philosophie glückte in Preußen das Calmirungssystem völlig. Aber auch sonst noch durch mannichfache andere Verordnungen ward dahin gearbeitet, auf östreichische Weise den legitimistischen und religiösen Auctoritätsglauben wieder herzustellen. Verordnungen in diesem Sinne ergingen an die preußischen Schulen, es ward alles darauf hingearbeitet, das gesammte Unterrichtswesen mehr im monarchischen Sinne zu modeln.

Diese, ich kann sie nicht deutlicher bezeichnen, als „östreichische“ Richtung Friedrich Wilhelm's III. hatte ihre Wurzel in der Ueberzeugung, daß seinem Volke die „Intelligenz und Gewitztheit“ abgehe. Er

selbst drückte sich wiederholt in diesen Ausdrücken aus in den Noten, die er zu einem Aufsatz von General Clausewitz machte, der sich in den in Arndt's Untersuchung mit Beschlag belegten Papieren befand, er betraf die Levée en masse im Jahre 1812. Es heißt da: „Bei einer Nation die gewitzt ist und Intelligenz hat, geht so etwas zur Noth an; aber bei uns?"

„Ohne Intelligenz und Gewitztheit? Wo die nicht ist, wie soll das alles gehen? von üblem Willen und gleichgültiger Trägheit nicht einmal zu reden."

Friedrich Wilhelm blieb bei dieser Ansicht auch nach dem Enthusiasmus des Volks von 1813, 1814 und 1815. Er hörte nicht die Stein und Gneisenau, er folgte dem Fürsten Hardenberg, dem Knappen Metternich's und dem kalten Hofmann Fürsten Wittgenstein.

Kälte und Ruhe waren im außerordentlichen Grade vorherrschende Haupteigenschaften des Königs: deshalb das Bedürfniß zu calmiren. Am außerordentlichsten calmirte er einmal die englische Hofprüderie. Seine galante Schwägerin, die Prinzessin Ludwig, nachher Solms, zuletzt Cumberland und Königin von Hannover, sollte, als sie Cumberland 1815 geheirathet hatte, nicht am englischen Hofe empfangen werden, weil, wie die alte Königin Charlotte (von Strelitz) dem Lordkanzler Eldon erklärte, ihrer Nichte „derselbe Umstand entgegenstehe, wie der Prinzessin von Wales," der durch ihren berühmten Prozeß

bekannten Königin Caroline. Darauf erquickte und calmirte Friedrich Wilhelm, der sehr gut von den englischen Hofzuständen unterrichtet war und den Schleier der Decenz, den Alt-England über seine ultra-fashionablen Sitten zu breiten so höchst meisterhaft versteht, nicht respectirte, diese Londoner Hof-Hypokriten mit folgendem Billet: „Was denn das sein? Noch immer nicht am Hofe eingeführt und angenommen sein? Doch meine Schwägerin sein. Sehr unangenehm sein. — Die Andern auch nichts nütz sein — die Andern kein Haar besser sein." Auf dieses Billet ward die Vorstellung durch Graf Münster beim Prinzregenten durchgesetzt, der seine Mutter zu bedeuten genöthigt war und den zuletzt die Vorstellung überwand: „surtout parcequ'elle (die neue Herzogin von Cumberland) donne à présent au bon dieu les beaux restes du diable."

Den materiellen Interessen im Volke kam der kluge König nach der Julirevolution, wo wieder die Wünsche nach der so klar zugesagten Constitution recht fatal laut wurden, auf einem andern Wege entgegen. Der deutsche Zollverein ward 1833 abgeschlossen. Er brachte viele deutsche Freiheitsstimmen zum Schweigen und verschaffte Preußen — als er so überraschend glückliche Erfolge förderte — auch wieder ein großes Gewicht in der öffentlichen Meinung in Deutschland.

Was aber hier an Terrain gewonnen ward, ward nach einer andern Seite hin wieder verloren.

Im Jahre 1832 war Ancillon Bernstorf im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gefolgt. Ancillon war der erste Bürgerminister im preußischen Cabinet, der auch (wie der Ritter Bunsen) bürgerlich blieb. Er stammte von der französischen Colonie zu Berlin und war früher Geistlicher derselben gewesen. Der eleganten Formen der höheren Gesellschaft war er völlig mächtig, sein Ausdruck gebildet, geistreich, ja glänzend, und seine Unterhaltung durch den Reichthum seines Geistes anziehend und fesselnd. Er ward daher durch Stein, der ihn sehr vorzog, auch in Bezug auf Charakter, Erzieher des Kronprinzen und parvenirte so ins diplomatische Fach. Er führte das Ministerium von 1832—1837, wo er starb. Ancillon ließ sich von Metternich noch in ganz anderer Weise wie früher Hardenberg und Bernstorf gebrauchen, sein „Knappe" zu werden. Das östreichische Cabinet gebrauchte das preußische, um das Reactionsverfahren gegen den Liberalismus in Deutschland ins Werk zu setzen. Ancillon unterschrieb 1834 in Wien, wo ihn Metternich durch den schmeichelhaftesten Empfang fetirte, die berüchtigten freiheitsmörderischen Ordonnanzen.

Schon kurz nach dem Fall von Warschau, der Polen wieder in die alten Fesseln schlug und „die Ordnung" wieder in Europa herstellte, waren vom östreichischen Cabinette Schritte geschehen, die die in Deutschland in Folge der Julirevolution ebenfalls gestörte „Ordnung" wiederherstellen sollten. Metternich

beabsichtigte dem Unwesen in den sogenannten constitutionellen deutschen Staaten ein Ziel zu setzen, und wandte sich deshalb an Preußen, um sich dessen Zustimmung zu versichern. Schon im Spätherbste 1831 gelangte an das Berliner Cabinet eine vertrauliche Eröffnung in diesem Sinne. Der „erleuchteten Einsicht und Weisheit“ des preußischen Cabinets ward anheimgegeben, Vorschläge zu machen, die geignet sein könnten, dem Uebel auf radicale Weise abzuhelfen. Mit größter Schlauheit überließ Metternich Preußen die Initiative, um es dadurch der Abneigung in der öffentlichen Meinung Deutschlands zuzuführen. Er wußte sehr wohl, daß man es Oestreich, von dessen System keine Fortschritte erwartet wurden, nicht verdenken würde, die Reaction veranlaßt zu haben. In demselben Maße aber, in dem Preußen, das sich in der Bahn dieser Reaction voranstellte, sank, mußte Oestreich in der Wage der öffentlichen Zuneigung sich heben. Der preußische Bürger-Cabinetsminister war wirklich so blind, diese greifbar perfid-schlaue Berechnung Oestreich's nicht zu merken, er fand sich von der Höflichkeit, mit der Metternich ihm die Initiative überließ, geschmeichelt, er beeilte sich „die Vorschläge“ in dem Sinne zu machen, wie sie nachher in den berüchtigten Juni- und Juliordonnanzen von 1832 mit bloßer Redactionerweiterung ausgeführt wurden. Sehr schlimm für Preußen war, daß Hannover und dann auch Baiern hinter die geheimen Unterhandlungen zwischen den beiden großen Höfen kam, und beide

kleinere Höfe sich durch die Zurückhaltung nicht wenig gekränkt fanden. Auch diese Kränkung ward Preußen weit ärger verdacht, als Oestreich. Metternich wußte sogleich Baiern geschmeidig zu machen, indem er durch den nach Wien geschickten Fürsten Wrede König Ludwig ein Handbillet zustellen ließ, worin wahrscheinlich von geheimen Artikeln des Rieder Vertrags und König Otto's Erhebung zum König von Griechenland die Rede war, wenigstens berief Ludwig sogleich einen Staatsrath und erklärte sich mit den östreichischen und preußischen Vorschlägen einverstanden. Am allerschlimmsten aber war für Preußen, daß Metternich den Frankfurter Präsidialgesandten Grafen Münch-Bellinghausen nach Wien, „um mit Rath bei der Hand zu sein," berufen hatte und deshalb der preußische Gesandte von Nagler der Bundesversammlung präsidirte. So erschien die Form und definitive Redaction der freiheitsmörderischen Ordonnanzen mehr als ein Machwerk des temporären preußischen Präsidiums, als ein Resultat gemeinschaftlicher Berathung.

Carl Ferdinand Friedrich von Nagler war schon seit lange eine wichtige Person. Er war, wie Altenstein, sein Schwager, ein (um's Jahr 1770 geborner) Anspacher. Er war ein Protégé Hardenberg's und kam schon vor der Katastrophe von Jena als Geheimer Legationsrath mit dem Vortrag ins Geheime Cabinetsministerium, wo er sich als einer der größten Widersacher Lang's, auf den er

eifersüchtig und argwöhnisch war, erwies: Lang hat ihn wiederholt als N..... in seinen Memoiren beleuchtet. Nagler ward damals geadelt und erhielt nach und nach eine Menge Orden. Sogar Stein wußte er sich genehm zu machen. Als ein glatter, gewandter Mann gelangte er sogar dahin, sich in Königsberg, wohin er die königliche Familie begleitete, in der Gunst der schönen Königin festzusetzen. Wie aus dem Leben Stein's von Pertz hervorgeht, war Nagler aber, von der Königin und zuletzt auch vom König befragt, ein Hauptrathgeber zur Entlassung Stein's, der ihn später mit den Epitheten „thätig, gewandt, ehrgeizig, neidisch, platt, seicht, eitel, gemeinpfiffig, bebändert“ genugsam charakterisirte. Nagler hatte durch fleißige Besuche, Besorgung kleiner Aufträge, den Zutritt bei der Oberhofmeisterin der Königin Voß erlangt, er ward ein geheimer Vertrauter der Königin. Nagler wünschte Stein's Entfernung und seines Schwagers Altenstein Anstellung, um durch diesen selbst zu herrschen, er sagte Stein nichts von seinen geheimen Berathschlagungen, sondern benutzte jede Gelegenheit, um ihm zu rathen, sich ganz zu entfernen und nach Breslau zu gehen. Wenn die Worte, die Stein kurz vor seinem Austritt 22. November 1808 an den König richtete: „Es ist nöthig, daß der Hof nur aus Personen von vollkommener Rechtschaffenheit und Verschwiegenheit bestehe, die es verdienen, dem Regenten nahe zu

stehen. Herrn ...... wirft man einen Hang zum Klatschen und eine Neigung zum Lügen vor, verdient ein solcher Mann an dem ganzen Leben der königlichen Familie Theil zu nehmen?“ — wenn diese Worte auf Nagler zu deuten sind, so hatte dieser seinen Feind erkannt und die Contremine wohl angelegt. Stein hatte geradezu gerathen, solche Leute „einzusperren oder in entlegene Winkel zu verweisen.“ Nagler stieg, als sein Schwager 1809 wirklich Stein als Minister — anderthalb Jahr lang nur — gefolgt war, mit wachsendem Erfolge in der Hofgunst, je mehr sich seine Bekanntschaft mit dem untergeordneten Personal desselben ausbreitete und seine grenzenlose Bereitwilligkeit zu jedem Geschäft, seine Zufriedenheit mit allen Dingen, die ihm begegneten, ihm bei den Höhergestellten Eingang verschaffte. Nagler begleitete den Hof auch 1809 nach Petersburg als Geheimer Staatsrath. 1821 ward er Chef des Postwesens und dazu seit 1824—1835 als Nachfolger des Grafen von der Goltz auch Bundestagsgesandter. Die Postverbindung wußte er für den diplomatischen Dienst vortrefflich auszubeuten und eben so für seine Privatliebhabereien zu vernutzen: er war ein eifriger Curiositäten-, Antiquitäten-, Kunst-, seltner Druck- und Autographen- und dergleichen Sammler, wie der General Radowitz in unsern Tagen. Die preußischen, wie die englischen Archive klagten über die fatalsten Einbußen durch die Autographen-Sammlungspassion: aus England war die

Passion auf den Continent gekommen. Nagler entledigte sich mit Behagen der durch die Abwesenheit Münch-Bellinghausen's ihm anheimgegebenen Präsidialaufgabe in Frankfurt. Er entwarf die definitive Redaction der Ordonnanzen in gewohntem Legitimitätseifer mit seiner ungeschickten und brusquen Manier so hart als möglich: sie erschien selbst in Berlin zu hart und der Gesandte erhielt Zurechtweisung statt Dank. Nagler ward 1835 — aber als Geheimer Staatsminister nach Berlin rappellirt. Die kleineren deutschen Staaten wurden durch Metternich's Stratagem Preußen mehr abgeneigt, als Oestreich. Als Ancillon aber im Jahre 1834 nach Wien kam, ließ Metternich dem Bürgerminister, indem er ihn gleich nach seiner Ankunft mit der ersten Visite überraschte, dergestalt aufmerksame und zuvorkommende Behandlung zu Theil werden, daß er sogar die noch berüchtigteren Wiener Ministerialbeschlüsse gegen die Presse, die politischen Vereine, das Steuerverweigerungsrecht der Landstände und gegen die Universitäten unterschrieb, die der Bundestag selbst 1848 wieder ausdrücklich hat aufheben müssen.

Seitdem ward die preußische Diplomatie constant von Wien influirt. Es ging gar nicht in Erfüllung, was die preußischen Patrioten hofften und hoffen durften. Unmittelbar nach dem Eintreffen der Nachricht vom Sieg bei Waterloo schrieb Eichhorn aus Berlin 24. Juni 1815 an Arndt: „Alter Freund,

sei nicht verdrießlich, das elende Gesindel von Diplomaten, das weder für eigene, noch weniger für seines Volkes Ehre Gefühl hat, kann es unmöglich lange mehr machen. Neben solcher Kraft und Tüchtigkeit, die in so vielen sich erweckt und mit jeder Uebung, deren es wohl noch mehrere geben wird, ein neues Wachsthum gewinnt, kann solche Schwäche und Leerheit nicht lange mehr bestehen." Der auf eigne Kraft mißtrauische König war aber gerade ganz entschieden für das leere, bequeme östreichische System, das nur immer die Materie gewähren ließ und den Geist dämpfte. Er war überhaupt für das stete Anlehnen an Oestreich. In allen Dingen mußte das Wiener Cabinet, „der sly cunning politician M., großer edler Ansichten nicht fähig," wie ihn Stein einmal in einem Briefe an Arndt aus Kappenberg 25. März 1828 bezeichnete, befragt werden. Der König meinte ausdrücklich wiederholt: „Dort versteht man es am Besten!" — so berichten die 1848 erschienenen, dem preußischen Gesandten in Rom von Usedom zugeschriebenen politischen Briefe und Charakteristiken.

Von den Nachfolgern Ancillon's trat Baron Werther kurz nach Friedrich Wilhelm's III. Tod ab, als Diplomat „von Leder," wie er durch ein hohes Urtheil nach vorhergehender Befühlung erfunden worden war. Ihm folgte Graf Maltzan, zeither Gesandter in Wien, ein Enkel des ehemaligen Gesandten

in London: er nahm sich selbst das Leben, wie Castlereagh in England. Darauf kam 1842 Baron Bülow, zeither Bundestagsgesandter in Frankfurt: er endete, weil er Metternich durchaus nicht genehm war und es ihm nicht recht machen konnte, in Schwermuth. Darauf folgte 1845 Baron Canitz, wie Maltzan früher Gesandter in Wien und von Metternich geschult: er erhielt sich bis zur Märzrevolution 1848.

Seit diesem Wendepunkt nahm man den zeitherigen Gesandten in Paris Baron Heinrich Arnim zum Minister. Arnim gehörte als ein Intimus König Friedrich Wilhelm's IV. der ehemaligen kronprinzlichen Gesellschaft der Politiker in der Wilhelmstraße an. Er wurde in gewisser Beziehung die wichtigste Person der ganzen neuesten preußischen Geschichte: den Hof und die Diplomatie des lanzenkundigen Königs brachte er durch die drei Hauptacte, die in dem romantischen Spektakelstück des Jahres 1848 von ihm ausgingen, in eine ganz neue Stellung. Arnim war nicht gerade der liberalste unter den Romantikern des Hofs, aber der romantischste unter den Liberalen. Er fungirte unter den beiden ersten nach der Märzrevolution gebildeten Ministerien, dem noch altpreußisch aristokratisch-liberalen des Grafen Adolf Arnim-Boitzenburg vom 18. und dem neupreußisch bürgerlich-liberalen des Kölner Kaufmanns Ludwig Camphausen vom 29. März. Als Arnim in das Ministerium seines Vetters eintrat,

steckte er das Panier der Legitimität und deutschen Ehre auf. Der ersteren diente er übel, indem er dem König, wie die meisten Berichte sagen, in der Schreckensnacht des 18. März, wo er mit Graf Arnim auf dem Schlosse sich befand, den Rath zum Zurückziehen der Truppen, also zum Wendepunkt der Revolution gab — und darauf sogar den Rath, wie allgemein versichert wird, zum romantischen Ritt mit der Schwarz-Roth-Gold-Fahne Deutschlands am 21. März durch die Straßen Berlins. Der deutschen Ehre diente Arnim übel, indem er den anderweiten Rath zur romantischen Intervention in Dänemark à la Antwerpen gab. Bismark-Schönhausen erklärte bei diesem romantischen Dänenzug auf dem Landtage sehr wahr: „er könne dem Phaëtonfluge der Politik Preußens nicht weiter folgen."

Arnim war weder ein klarer Kopf, noch ein ausgeprägter fester Staatsmann. Er fehlte erst stark und wich dann noch stärker in der deutschen Sache, indem er nur träumerisch dunkel die ganz abstracte Illusion festhielt, daß Preußen in Deutschland aufgehen müsse, daß die Reichsangelegenheit dem concreten Staate Preußen voranzustellen sei und es dann gänzlich unterließ, dieser Angelegenheit irgendwie praktische Folge zu geben und nur etwas wirklich zu thun, um eine Einheit und Organisation in Deutschland herzustellen, so daß diese ganze deutsche Sache rein den

Demagogen anheimfiel. Er fehlte und wich dann eben so stark in der dänischen Sache, indem er erst aus christlichem Bedenken die üblichen Kaperbriefe auszugeben von sich wies, obgleich man einer Seemacht, wie sie angegriffen war, fast nicht wohl anders beikommen konnte; indem er dann gewaltig vor den russischen Noten, als kämen sie ganz unerwartet, zurückschreckte und zuletzt die in Holstein verwendeten Truppen, sie gegen das Inland verwendend, zurückzog. Ohne christliches Bedenken wurden sogar von Arnim nicht einmal mäßige Forderungen an Dänemark gestellt, die wohl damals einen billigen Frieden hätten zu Wege bringen können. Arnim fing, was bei der Diplomatie das Gegentheil des Meisterstücks ist, mit dem Ende an. Statt in der deutschen Sache die Sympathien Deutschlands nach und nach, wenn auch zugleich rasch und kräftig, um sich zu versammeln, debütirte er romantisch-phantastisch-symbolisch mit der Kaisergeschichte, mit dem Knalleffect des Schlußacts, der mit der Zeit schon hätte herangespielt werden können, wenn es anders auf diesen Namen ankam. Statt Dänemark in der nach und nach zu gewinnenden imponirenden deutschen Stellung nur durch behufige, eindringliche Noten nach und nach mürbe und gefügig zu machen, brusquirte er es sofort mit der ultima ratio regum. Das Schlimmste war, daß in der dänischen Sache und durch die romantischen, nachher nicht einmal gehaltenen Proclamationen an die Polen Rußland verfeindet

wurde — das seitdem an diplomatischem Gegendruck auf das preußische Cabinet es nicht hat ermangeln lassen. Durch Arnim hat die russische Diplomatie eine Gewaltsteigerung erfahren, die unberechenbar ist.

Der christliche Romantiker Arnim erhielt sich — nachdem er seinem Freunde, dem König, durch seine Brusquerien wohl auf immer sich entfremdet hatte — nur drei Monate, er trat schon am 20. Juni 1848, noch ehe am 25. Juni das Ministerium von Auerswald sich gebildet hatte, ab, empfindlich gekränkt durch die neuen Stände vom 22. Mai 1848 und die Polissons Berlins.*)

*) Die Antecedentien Arnim's — Geburt, Erziehung und Schicksale erklären die Handlungen der Menschen — sind folgende. Er ist ein Uckermärker und stammt aus dem Hause Suckow. Er ist der Sohn eines harten, gewaltthätig leidenschaftlichen Vaters und einer sanften, aber durch ihren Gemahl höchst unglücklichen Mutter, einer gebornen Gräfin Solms-Sonnewalde. Er war Cadet unter dreizehn Geschwistern, von denen mehrere, das unglückliche Naturel ihres Vaters erbend, gewaltsam endeten. Arnim machte, fast noch ein Knabe, die Freiheitskriege mit, verlor ein Pferd unter dem Leibe und erhielt einen Schuß in den Fuß, von dem er noch hinkend ist. Er kam ohne ein eigentliches Staatsexamen in die diplomatische Carriere, zuletzt in Neapel als Legationssecretair. Hier wurde auf seiner italienischen Reise der Kronprinz sein Freund: Arnim gab ihm ein vielbesprochenes schönes Fest auf dem Vesuv. Als

Arnim folgte im Cabinetsministerium: Baron Schleinitz, zeither Gesandter in Hannover, der gar kein Romantiker war, aber eben deshalb in dieser ersten Zeit der Unruhe seiner Amtirung nicht einmal

Friedrich Wilhelm IV. König ward, erhob er 1840 bei der Huldigung Arnim zum Baron, machte ihn zum Gesandten in Brüssel und dann in Paris: schon hier ward über sein brusques Wesen geklagt. In Paris verlor er seine geliebte Frau, eine reiche Holländerin, Tochter des ehemaligen holländischen Gesandten in Stuttgart, eine Baronesse Strick von Lindschotten, die er während seiner Studienjahre in Heidelberg kennen gelernt hatte; er verlor auch noch ein paar Söhne, so daß ihm nur eine einzige Tochter blieb. Dies Unglück befestigte ihn in der religiösen Richtung, die er schon in Neapel gehabt hatte: hier bekehrte er unter andern auf der Insel Capri den bekannten Sohn der Therese Huber, damals Katholik. Schon vor Friedrich Wilhelm's IV. Thronbesteigung war Arnim, als Geh. Legationsrath im Departement des Auswärtigen, zurückgekehrt und ward (von Radowitz als „Arneburg" in seinen Gesprächen über Staat und Kirche eingeführt) ein Hauptmitglied der geistreichen kronprinzlichen Gesellschaft auf der Wilhelmstraße, die die aristokratisch-militairisch-religiös-legitime Richtung in Preußen, zum Theil sehr ehrenwerth, gegen das bureaukratisch-militairische Altpreußenthum und gegen den bürgerlich radicalen Liberalismus vertrat und vertritt. Arnim ist ein Freund vom Professor Dahlmann, vom schlesischen Grafen Dyrhn, von Beseler in den Herzogthümern und insbesondere vom Ritter Bunsen, bei dem er auf einer Reise von Paris aus in London wohnte und hier in dem romantischen Irrthum über die dänische Frage bestätigt ward, endlich ist er — der Empfehler Hassenpflug's

so lange als Arnim sich erhielt: von Auerswald, der Repräsentant des ständischen Liberalismus, mußte ihn ersetzen. Auf diesen folgte Graf August Dönhoff, zeither Bundestagsgesandter, der letzte, der den Bund mit zu Grabe begleitet hatte; dann als Graf Brandenburg Ministerpräsident ward, Graf Adolf Arnim-Boitzenburg, der seinem Vetter sehr entschieden den romantischen Dänenzug widerrathen hatte; dann kam wieder Baron Schleinitz, welchen General Radowitz 1850 zu einem kurzen Intermezzo ablöste; endlich der jetzt fungirende Minister des Auswärtigen und Premier Baron Otto Manteuffel, der zu Ollmütz den deutschen Frieden mit Fürst Felix Schwarzenberg schloß, in Folge dessen die neuen Wallensteiner an den Ufern der Nordsee erschienen, um Holstein zu pacificiren: Preußen schlug den Oestreichern die Brücke. Die östreichische Diplomatie feierte ihren Triumph in den Dresdner Conferenzen und in der öffentlichen Meinung von ganz Europa. Selbst die alten gescheiten Fortschritt-Alliirten Preußens schütteln über das gefährliche Schachspiel der deutschen Oranier mit den deutschen Stuarts den Kopf. Sie bewundern sehr die über

---

von Luxemburg aus (als Gesandter in Brüssel damals) nach Berlin. Er hat seit dem Parlamente in Erfurt theils auf seinem Schlosse Lindschotten bei Utrecht, theils in den Herzogthümern gelebt.

den Canal ihnen herübergeschickten Kapellsingeknaben, bewundern sehr die in den Weltausstellungsglaspalast ihnen hingesetzte Kiß'sche Amazonengruppe, aber sie wundern sich auch gar sehr über den unharmonischen Klang der Noten des preußischen Cabinets und über den unplastischen Ausgang der Berliner Symbolik in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt.

Mit Ausnahme des Staatskanzlers Hardenberg, der in seinen Glanztagen allerdings meisterhaft die Franzosen durch seine Diplomatie täuschte, hat Preußen seit der Regierung Friedrich's des Großen — dessen Diplomatie in der zweiten Hälfte seiner Regierung meisterhaft dasteht, eben so meisterhaft, wie seine Taktik und Strategie in den drei Kriegen um Schlesien — keinen selbstständigen und muthvollen Diplomaten wieder gehabt. Mit Recht hat man dem Berliner Cabinet vorgeworfen, daß die Diplomatie gerade seine schwächste Seite sei: sie ist es aber, wie schon in der Einleitung gesagt, weniger aus Mangel an politischem Verstande, als aus Ueberfluß an Dissimulation und besonders aus Mangel an Muth. So ein bedächtiger „Schlittschuhläufer" der große Friedrich war, 1848 würde er herzhaft zugefahren sein.

Am ersten Tage des Pfingstfests, am 7. Juni Nachmittags drei Uhr in dem für Preußens Könige nun zum drittenmale verhängnißvollen Jahre vierzig starb Friedrich Wilhelm III. im Schlosse zu Berlin, vor dem ein dichter Haufen von Menschen aus der

mittleren und unteren Classe des Volks stand. Er starb im siebzigsten Lebensjahre, zuletzt sehr gealtert und sichtbar verfallen, in der Mitte der Seinigen, in der er vorzugsweise gelebt hatte. Er war schon seit langer Zeit überzeugt gewesen, daß er 1840 sterben würde und sprach diese Ueberzeugung oftmals aus. Als er sich im Jahre 1815 in Paris befand, war er auf den Gedanken gekommen, Mlle. Lenormand zu sehen. Man behauptet, daß diese gesagt habe, Napoleon werde 1821, Friedrich Wilhelm aber 1840 sterben. Für den Kaiser war die Vorhersagung eingetroffen. Jener Franzose, der unter der Unterschrift P. de C. den oben erwähnten Aufsatz in der Revue de Paris gab, erzählt noch einen seltsamen Umstand, der dazu mächtig beigetragen habe, das Gemüth des Königs zu erschüttern. Er berichtet nämlich, daß im Januar des Jahres 1840 durch ganz Berlin sich die Sage verbreitet habe, die weiße Frau habe sich in den Gemächern des alten Schlosses sehen lassen. Wie sorgfältig man auch dieses dem König zu verbergen gesucht habe, habe er es doch erfahren und wenn er auch der Sage selbst keinen Glauben beilegte, so sei doch sein trübes Vorgefühl in ihm verstärkt worden. Im Carneval gab der Prinz von Preußen einen glänzenden Ball, zu dem alle preußische und fremde Notabilitäten geladen waren. Dieser Abend, an dem die größte Pracht entfaltet wurde und allgemeine Freude herrschte, ward durch ein merk-

würdiges Ereigniß getrübt. Im Hauptsaal des Palastes, einer herrlichen Rotunde mit Marmor und Stuccatur verziert, gab man lebende Bilder. Plötzlich löste sich von der Decke in einer bedeutenden Höhe ein Stein los und fiel mit großem Geräusch zu den Füßen des Königs nieder. „Der Schreck war allgemein, wie man leicht denken kann, berichtet P. de C. Man versicherte, daß Se. Maj. nicht berührt worden war, doch erinnere ich mich noch recht wohl, daß dieses Ereigniß einen düstern Eindruck auf alle Gemüther machte; man begriff sogleich, daß der König bei seiner vorherrschenden Gedankenrichtung dies als ein Unglück weissagendes Zeichen nehmen würde.“

H. G. Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck.









